



Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Sechs und zwanzigster Band.

Siebentes bis neuntes Heft.

Redaktoren:

C. v. Decker. L. Blesson

Berlin, Posen und Bromberg,
bei Ernst Siegfried Mittler
1832.

Zeitschrift
für
Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Siebentes Heft.

Suum cuique!

Redaktoren:
C. v. Decker. L. Blesson.

Berlin, Posen und Bromberg,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1832.

Theorie ohne Ausübung ist eine unfruchtbare Mutter und Wittwe, und Ausübung ohne Theorie ein erbärmlicher Beamte.

Benzel-Sternau.

I.

Beiträge zur Geschichte der Feldzüge in Deutschland, Rußland und Frankreich von 1806 bis 1815.

Von

F. v. Strantz,

Königlichem Major.

(Fortsetzung.)

II.

Rückzug des kaiserlich-königlich östreichischen VII. Armeekorps aus Polen im Jahre 1809 und Stillstands-Lager bei Komorn.

Dieses Korps, unter dem Befehl Sr. Königl. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand, bestand aus folgenden Truppenabtheilungen: nämlich 4 galizische Infanterie-Regimenter (de Ligne, Kottulinsky, Strauch und Baillèt), 2 ungarische Regimenter (Vukassowich, Dawidowich), 3 Grenzregimenter (erste und zweite Szeckler und Wallachische), ein schlesisches und zwei mährische Landwehr-Bataillone; ferner an Kavallerie: 3 Husaren-Regimenter (Kaiser, Palatinal und Szeckler), 1 Chevauxlegers-Regiment (Kaiser), 2 Kürass-

[illegible] Regiment [illegible] und [illegible]: [illegible] an [illegible] aus [illegible]. [illegible] Ulanen unter dem Oberstlieutenant von [illegible] [illegible] Schwadron [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] 1200 Mann mit 130 Gefangenen. — [illegible] Feldmarschall-Lieutenants [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible], [illegible] Division der Armee [illegible] [illegible] Oberst [illegible], und [illegible] Oberst Graf [illegible].

Von Ungarn ging zu Ende des Feldzuges das Infanterie-Regiment Baillet ab, welches in dem noch unvollendeten Brückenkopfe bei Gora an der Weichsel größtentheils gefangen und der Ueberrest in's Depot zurückgesandt wurde. Ferner war Oberst Brusch bei Erstürmung des Brückenkopfes von Thorn geblieben und an seine Stelle der Oberst Graf Latour getreten.

Der Erzherzog, welcher mit seinem Armeekorps schon bis Warschau und Thorn vorgedrungen und im Besitz jener Hauptstadt war, wurde genöthigt, seine Offensivoperationen nun einzustellen, indem er es nicht mehr mit den Polen allein, sondern auch mit den Russen zu thun bekam, welche seine rechte Flanke und seinen Rücken bedrohten; er sah sich daher genöthigt, nach Krakau wieder zurückzugehen.

Ende Juni hatte das Korps folgende Stellung: Auf dem rechten Flügel stand Feldmarschall-Lieutenant Schauroth mit seiner Division, von Opatow bis zur Weichsel; auf dem linken Feldmarschall-Lieutenant Mondet, anfänglich zu Radom, später zu Bialaczow auf der

Straße von Rawa nach Krakau; Feldmarschall-Lieutenant **Mohr** mit der leichten Division der Avantgarde unterhielt die Vorposten längs der Pilica. — Die Russen standen bei Lublin und hatten an der Weichsel, der Mündung des Sauflusses gegenüber, eine Abtheilung vorgeschoben. Selbst bis Lemberg war ein kleines polnisches Detaschement vorgedrungen, bald darauf aber wieder zurückgegangen.

Nachdem zuvor der Brückenkopf von Sendomir mit Sturm genommen war, wurden am 30. Juni die rückgängigen Bewegungen fortgesetzt; dem zufolge am ersten Juli das Magazin zu Kielce geräumt und zum Theil vernichtet, allwo der Feind schon am 2ten einrückte.

Den 6. Juli verlegte der Erzherzog sein Hauptquartier nach Krakau. Die beiden Divisionen **Mondet** und **Mohr** gingen in der Richtung von Zarnowiec dahin zurück. In Krakau befand sich der Erzherzog **Franz** mit einigen Tausend Mann Landwehr und Depots. — Am 7. befanden sich die Polen noch zu Kielce; die Russen standen bei Tarlow.

Am 10. griffen die Polen den Vorposten der Division **Mohr** zu Zarnowiec an. Jene Division bestand aus den beiden ungarischen Infanterie-Regimentern, den Husaren, Grenzern und Landwehr-Bataillonen. Von diesen bestanden hier das Gefecht: das wallachische Grenzregiment, die schlesische Landwehr und Palatinal-Husaren. — Feldmarschall-Lieutenant **Mondet**, der mit den Infanterie-Regimentern **de Ligne** und **Kottulinsky** und dem Chevauxleger-Regiment **Kaiser** den Soutien der Avantgarde ausmachte, und zu Mnichow (Mich:iow) stand, ließ, sobald er den Angriff vernahm, noch das

2te Bataillon von Kottulinsky und 3 Eskadrons von Kaiser Chevauxlegers zur Verstärkung jenes Postens vorrücken, der jedoch vom Feinde überwältiget ward.

Am 11. wurde noch die Stellung bei Mnichow von den beiden Divisionen Mohr und Mondet behauptet. — Am 12. bezogen diese das Lager bei Iwanowic, dieses Dorf vor der Front lassend. Die beiderseitigen Vorposten standen nahe gegenüber, deren Geplänker man vom Lager aus sehen konnte; selbst auch jeden Pistolenschuß hörte.

Am 13. Abends wurde von Iwanowic wieder aufgebrochen und bis Krakau zurückgegangen, daselbst die Weichsel passirt und am rechten Ufer eine Aufstellung genommen; nur die Vorposten unter Feldmarschall-Lieutenant Mohr verblieben jenseits. Die Polen, jetzt mit den Russen vereint, waren auf dem Fuße gefolgt; sie standen wie Tages zuvor nahe gegenüber und das Plänkern fand wieder im Angesicht beider Läger statt. Am Abend wurde jedoch Krakau geräumt und von den Russen durch ein Detaschement Kosacken besetzt.

Am 14. ward links von Krakau ein Lager bei Brzesniza bezogen. Die Vorposten unter Feldmarschall-Lieutenant Mohr standen in der Gegend von Sloni und Zator, der Weichsel gegenüber; überhaupt sehr ausgedehnt und zerstreut. — Den 15. blieb alles in seiner Aufstellung.

Am 16. bezogen sämmtliche Divisionen des Armeekorps ein Lager auf dem linken Ufer der Skava bei Wadowice. — Am 17. wurde auf demselben Wege bis Brzesnica wieder zurückgegangen (3 Meilen). In diesem Lager verbreitete sich das Gerücht von einem Waffenstill-

stande. — Am 19. ging das Korps nach Wadowice wieder vor. Der seit dem 12. mit Frankreich abgeschlossene Stillstand ward bei der Parole bekannt gemacht.

Am 20. bezog das Korps Kantonirungsquartiere. Das Hauptquartier mit dem Stabe der Division Schauroth verblieb zu Wadowice; Verpflegsmagazine befanden sich dort und in Choznia, desgleichen ein Feldhospital zu Angrichow.

Zur Beobachtung des Feindes verblieb ein Theil des Korps bei Izdebnik. — Nachrichten zufolge befand sich das Hauptquartier der großen Armee dermalen zu Olmütz. Den in Mähren kantonirenden Franzosen war der Brünner Kreis zu ihrer Subsistenz angewiesen.

Am 24. brach das Korps gegen Teschen auf, wo es den 29. eintraf und in der Umgegend kantonirte. — Mit dem Eintritt in Schlesien hatten die galizischen Regimenter eine starke Desertion.

Den 1. August trat das Korps den weitern Rückmarsch nach Ungarn an; der Erzherzog für seine Person ging nach Böhmen, um dort das Kommando zu übernehmen, und Feldmarschall-Lieutenant Baron Schauroth trat an seine Stelle. — Die galizischen Regimenter kantonirten an diesem Tage in und bei Jablunkau. — Am 2. gingen diese über das Karpathen-Gebirge bis Czarna. Hier erhielten sie den Befehl, ohne Rasttag zu halten, nach Komorn zu marschiren. —

Dem zufolge gingen selbige am 3. bis in die Gegend von Silein (4 Meilen); — den 4. bis in die von Wistritz (3 Meilen); — den 5. bis Dubitz (3 Meilen); — den 6. über Trenschin nach Malkschütz (2½ Meile).

Den 7., nachdem die Truppen bereits auf dem

[illegible]

Am 21. bezog das Korps in Vereinigung mit der Hauptarmee das Lager bei Komorn. Nach dem Einrücken in's Lager wurde vor Sr. Majestät dem Kaiser en parade vorbeimarschirt; dieser hatte sein Hoflager zu Dotis genommen, woselbst ein Bataillon von der Armee abwechselnd auf Wache sich befand. — Der Feind stand zunächst bei Raab und Presburg. — Für die Armee, welche schon in diesem Feldzuge keine Zelte mehr mit sich führte, wurden Anstalten zu Baracken getroffen, auch für die Verpflegung auf das Beste gesorgt.

Den 24. wurde der Anfang mit dem Baue eines sehr ausgebreiteten verschanzten Lagers gemacht. Täglich kamen von jedem Regimente 700 Mann unter Aufsicht eines Hauptmannes und verhältnißmäßigen Ober- und Unteroffizieren auf Schanzarbeit, in Allem von der Armee gegen 16,000 Mann; diese Arbeit fand ununterbrochen, den Sonntag nicht ausgenommen, statt. Jeder Arbeiter erhielt täglich 27 Kreuzer, und die Unteroffiziere 20 Kreuzer an Geldvergütung; nämlich Papiergeld, das

bei den jetzigen Umständen sehr im Werthe gefallen war. — Außerdem ward wöchentlich den Leuten zwei Mal Wein und Kochmehl unentgeltlich verabreicht. Es grassirte aber eine Epidemie im Lager, das sogenannte ungarische Fieber, welches, gleich einer Pest, viele 1000 Menschen dahinraffte. Kein Tag verging, wo nicht einige Mann per Kompagnie erkrankten, und soll man vom Einzelnen auf das Ganze schließen, so dürfte wohl ein Achttheil der Armee jenem Fieber unterlegen haben; auch die französische Armee in Ungarn litt dadurch nicht minder.

Die Anordnungen bei diesem verschanzten Lager bestanden im Wesentlichen aus folgenden: Die oberhalb der Festung gelegene ½ Meile lange Donauinsel, desgleichen der jene dominirende rechte Thalrand, ferner auf etwa 1500 Schritt Abstand von den Werken, die circa 2000 Schritt breite Landstrecke zwischen dem Wagfluß und der Donau, so wie auch die Waginsel waren sämmtlich verschanzt und bei letzterer eine Kommunikationsbrücke geschlagen. Die Verschanzungen zwischen der Wag und Donau waren ganz zusammenhängend, nämlich 5 große Redouten durch Linien verbunden, nach dem System von **Vauban**; dagegen bestanden die auf dem rechten Donauufer mehrentheils aus separirten geschlossenen Redouten, welche Se. Königl. Hoheit der Erzherzog **Johann** als zu klein erkannte, was auch keinem Zweifel unterlag. Ersterer Bau sowohl, als der auf sämmtlichen Inseln, wurde von dem Geniekorps, letzterer von Seiten des Generalquartiermeisterstabes geleitet. — Auch an der Festung Komorn, welche diesem Lager als Stützpunkt diente und in der gabelförmigen Landstrecke liegt, welche die Wag und Donau bei ihrem Zusammenflusse bilden, ward ununterbrochen gebaut. Hier waren [illegible]

lich bei den Außenwerken noch die Revetirungen und Pallisaden zu ergänzen, auch der Bau einiger Kasematten zu vollenden. Die Wag hat bei ihrer Mündung etwa 300, die Donau bei der Schiffbrücke 500 Schritt Breite. — Das Lager von Komorn, welches mit seinen Verschanzungen in einem Halbkreise die Festung umgab, war überhaupt ein Seitenstück zu dem Friedrichs II. bei Bunzelwitz; wie damals Schweidnitz, gab auch hier die Festung einen vortrefflichen Stützpunkt ab.

Komorn besteht aus der sogenannten alten und neuen Festung. Erstere oder die innere Festung liegt höher als jene und bildet gewissermaßen die Citadelle; sie hat 3 Bastione mit geraden Flanken und Abschnitten, auch befinden sich auf beiden Flügeln, nämlich an der Wag und Donau, noch Saillants. Die neue oder äußere Festung ist nach Angabe des Feldmarschall-Lieutenants Marquis von Chasteler erbaut; sie liegt tiefer zwischen beiden Flüssen, und bildet, inklusive der Außenwerke, die 2te Enceinte jenes Platzes, hat regulaire und kasemattirte Bastione, geräumige Raveline mit Abschnitten, Kontregarden und eine bedeckte Vertheidigung des Hauptgrabens; ferner an Außenwerken: 3 durch Linien verbundene bastionirte Schanzen oder kleine Forts. Der Festung gegenüber, am rechten Donauufer, liegt ein Brückenkopf, nämlich ein durch 2 Redouten flankirtes Sägewerk, mit der Vorstadt Neuszony. Zwischen der Stadt und Festung befindet sich ein Raum von etwa 300 Schritt Breite. Es versteht sich, daß obige Angaben nicht einer späteren Zeit angehören. Weingärten und Maisfelder (Kukoruz) auf dieser Seite und Wiesen zwischen der Donau und Wag auf jener, geben dieser Gegend ein eigenthümliches Ansehen.

Die ungarischen Insurrektions-Truppen (eine Art Landwehr) größtentheils aus Kavallerie bestehend, lagerten auf dem rechten Flügel gegenüber Komorn und übten sich fleißig in den Waffen. — Am 12. wurde bei einigen Regimentern, der Uebung wegen, die Schanzarbeit ausgesetzt, dagegen mußten sie an anderen Tagen 1000 und mehrere Mann hergeben.

Am 16. September zerstörte das bereits sehr angeschwollene Wasser der Donau die Schiffbrücke bei Komorn, welche erst am 18. wieder hergestellt ward.

Am 10. Oktober besichtigte Se. Majestät der Kaiser das Lager. — Am 16. früh verspürte man im Lager ein Erdbeben. — Den 18. ward der mit Frankreich abgeschlossene Friede der Armee bekannt gemacht, von der schon der größte Theil die Kantonirungsquartiere bezogen hatte.

Am 23. gingen die galizischen Infanterie-Regimenter in Kantonirung nach Atsch aufwärts der Donau, nämlich 3 Stunden weiter gegen Raab vor. Auch da befand sich ein verschanztes Lager, welches von der Donau an, über Atsch bis zur Straße von Komorn ½ Meile, und weiter bis gegen Nagy-Igmond noch 1 Meile an Länge betrug. — Zur Vollendung dieser Verschanzungen (theils offene, auch geschlossene Werke), so wie zu denen bei Komorn, wurden fortwährend noch Arbeiter gegeben, größtentheils aber Landleute dazu genommen.

Außer den verschanzten Lägern bei Atsch und Komorn, befand sich noch in 3ter Linie ein solches bei Neßmühl, im Bakoniwalde, mit dem rechten Flügel an die Donau gelehnt, welche dort von hohen Thalrändern begleitet wird, und von einer geringeren Breite als bei Komorn ist. — Alle diese Arbeiten kosteten dem Staate

um so mehr große Summen, als dadurch den Weingärten vieler Schaden zugefügt und dafür Ersatz geleistet werden mußte.

Was den Gesundheitszustand der Armee betraf, so hatten erst in den Kantonirungen die Fieber etwas nachgelassen, an welchen die Armee unglaublich viel Mannschaften verlor.

In den ersten Tagen des Monats November passirten bedeutende Kolonnen französischer Gefangenen, aus Siebenbürgen kommend, die Kantonirung der Armee; — desgleichen den 9. und 10. mehrere Geldtransporte aus dem Innern Ungarns nach Wien.

Am 20. November verlegte der Kaiser sein Hoflager nach Raab. — Den 21. erhielten die galizischen Regimenter den Befehl, nach ihren Friedensgarnisonen zurück zu kehren. Einige dieser Regimenter, welche durch Abtretung eines Theiles jener Provinz ihren Kanton verloren hatten, wurden aufgelöset. — Alle 3ten Bataillons sämmtlicher Regimenter gingen, jedoch nur scheinbar, ein. Es verblieben nur die Kadres, d. h. der Stab, so wie sämmtliche Unteroffiziere und Tambours; die Gemeinen dagegen wurden dem 1sten und 2ten Bataillon als überzählig zugetheilt; eine weise Maaßregel, welche in der That auch den Kaiser Napoleon im Betreff der Stärke dieser Armee täuschte, indem er solche verringert wissen wollte.

III.
Kriegsereignisse des österreichischen Auxiliar-Korps und VII. französischen Armee-Korps (Sachsen) 1812 in Litthauen und Volhynien.

Oesterreich hatte sich Frankreich verbindlich gemacht, ein Hülfskorps von 30,000 Mann zu stellen, was aber noch mehr sagen will, solches stets im vollständigen Zustande zu erhalten. Zugleich wurde festgestellt, daß der Befehlshaber dieses Korps keinem französischen Marschall, sondern nur unmittelbar dem Kaiser Napoleon untergeordnet sey. Im Einverständniß der beiderseitigen Höfe wurde der General der Kavallerie, Fürst Schwarzenberg, damaliger kaiserlicher österreichischer Gesandte zu Paris, zum Oberbefehlshaber ernannt, auch bald darauf von seinem Monarchen zum Feldmarschall erhoben.

Dem gemäß wurden im Monat Mai die galizischen und mehrere ungarische Regimenter bei Lemberg zusammengezogen, um über Zamosk, Lublin u. s. w. an den Bug vorzurücken und den rechten Flügel der französischen Armee zu bilden.

Dagegen war der französische Generallieutenant Graf Reynier mit den sächsischen Truppen am 26. März aus Sachsen nach Polen aufgebrochen; über Kalisch, Radom und Warschau bis Wengrow und Sokolow an der Liwiec vorgegangen, allwo er am 21. Juni eintraf.

Während dieser Zeit war Fürst Schwarzenberg mit dem Gros seines Korps bis Lublin vorgegangen; seine Avantgarde, die Grenzer, Jäger und Husaren unter dem Feldmarschall-Lieutenant Baron Mohr, hatte er dagegen bis Siedlic vorgeschoben, um die beiden Straßen nach Drohyczin und Brzesc zu beobachten.

Von den Russen stand zu dieser Zeit ein Korps von 10 bis 12000 Mann unter General von Essen bei Bielsk; ein 2tes von etwa 8000 Mann mit 12 Kosakken-Regimentern bei Brzesc.

Am 24. Juni ging Gen. Reynier bei Brok über den Bug; am 5. hatte er schon ein Geplänker mit den Kosacken bei Nurzek. Der König von Westphalen (Jerome) mit den Polen und Westphalen stand bereits dem General Essen bei Bialystok gegenüber, der dadurch genöthigt ward, von dort zurückzugehen.

Am 3. Juli passirte Fürst Schwarzenberg bei Drohoczin den Bug (von etwa 200 Schritt Breite). Von hier ging er in mehreren Märschen bis nach Pruczany vor, welchen Ort er den 10. erreichte. Der großen Hitze wegen hatte das Korps mehrentheils von Lublin bis hier Nachtmärsche gemacht.

General Reynier dagegen marschirte den 5. bis Bialystok und rückte am 10. bis Slonin vor. — In Folge dieser Bewegungen war der russische linke Flügel bis Pinsk zurückgegangen. — Die Front der diesseitigen Korps, bei welchen bisher nur Scharmützel von Seiten der Avantgarde vorgefallen waren, wurde durch die Stellung des Königs Jerome, der bei Mir und Niedwiesz stand, gedeckt. —

In Folge eines Befehls des Kaisers Napoleon sollte Fürst Schwarzenberg mit seinem Armeekorps nach Minsk vorrücken, und Graf Reynier mit dem seinigen dagegen den rechten Flügel der Armee einnehmen.

Am 19., nachdem Graf Reynier mit dem 7ten Korps (den Sachsen) bereits bei Bytin angekommen war, trat auch Fürst Schwarzenberg mit dem österreichischen Auxiliarkorps den anbefohlenen Marsch an. —

Am 27. hatte er bereits Niedwiesz erreicht (177 Werste oder 25 deutsche Meilen in 9 Tagen zurückgelegt), als die Nachricht einging, daß Reynier von einer Uebermacht in seiner rechten Flanke bedroht, und die Verbindung mit Warschau gefährdet sey. Er sah sich daher veranlaßt, Halt zu machen.

Das 7te Armeekorps war dagegen am 20. in der Richtung von Janow, auf der Straße nach Pinsk, bis Chromsk vorgerückt. Ein Angriff am 24. auf Janow mißglückte, welchen Ort General Melissinow mit einem Seitenkorps besetzt hielt. — Gleichzeitig hatte Reynier den General Klengel mit 4 Bataillonen, 3 Eskadrons und 8 leichten Geschützen rechts nach Brzesc detaschirt, mit dem Befehl: außer diesem Orte noch die 5 Meilen davon seitwärts gelegene Stadt Kobryn zu besetzen.

Auf erhaltene Meldung des General Klengel, daß der russische General Tormassow in 2 Kolonnen auf den beiden Nebenstraßen von Dywin und Mokrany über die Sümpfe vorgegangen und ihm schon ganz nahe wäre, ging Reynier den 25. bis Brydecz, und am 26. mit der 2ten sächsischen Division bis Janow vor, wo der Feind nach einigen Kanonenschüssen mit dem Gros sich wieder zurückzog. Er ließ nämlich eine Division dort stehen, während er mit den beiden andern in der Nacht zum 27. seinen Marsch nach Kobrin antrat.

General Klengel hatte den Befehl, sich bis zum 28., nämlich bis zur beabsichtigten Ankunft des Obergenerals, in Kobrin zu halten. — Jener hatte bereits am 28. Horodeczna, an dem Kanale, welcher die Pina mit der Muchawiec verbindet, auch den halben Weg nach Kobryn erreicht, wohin er schon früher eine Eskadron auf Rekognoszirung vorgeschickt, als er die ersten Kanonen

nenschüsse hörte. Es konnte jedoch jene Eskadron bis zu dieser Stadt nicht mehr vordringen; auch hörte das Kanonenfeuer in den Nachmittagsstunden plötzlich auf. Der Unfall, welchen man befürchtete, war bereits geschehen. General Klengel hatte sich in Kobryn mit 2500 Mann 10 Stunden gegen Tormassows Armee vertheidigt, bis zuletzt, nachdem seine Munition verbraucht und die Stadt in Brand gerathen war, er genöthigt wurde, mit dem Reste seiner Mannschaft sich zu ergeben. Der Verlust sächsischer Seits betrug 108 Mann an Todten, 67 Offiziere und 2382 Gemeine an Blessirten und Gefangenen, mit8 4pfündigen Kanonen; (nach des Generallieutenants von Funk Angabe). Von dieser Brigade blieben nur die 2 Kompagnien noch übrig, welche nach Pruczany detaschirt waren.

General Reynier sah sich jetzt genöthigt, auf das österreichische Korps zurückzugehen und brach dahin am 29. auf. Der Feind folgte mit einem kleinen Korps zur Seite. Bei Siedlec fand noch ein Arriergardegefecht statt, wobei 2 Offiziere und 80 Dragoner gefangen wurden. — Am 31. hatte sein Vortrab bereits Rozana erreicht.

Fürst Schwarzenberg hielt es seiner Seits auch für nöthig, dem sächsischen Armeekorps zu Hülfe zu kommen, und marschirte von Niedwiesz wieder zurück. — Am 3. August traf seine Avantgarde bereits mit dem Hauptquartier von Reynier in Slonin zusammen.

Beide Armeekorps gingen nun in 2 Kolonnen vereinigt zurück. Die Oesterreicher auf der großen Straße über Rozana und Siedlec; die Sachsen, jener zur Rechten, auf einem Nebenwege über Wilkowisk, Porisow und Nowydwor, in der Richtung auf Pruczany. Noch

ist zu bemerken, daß die geraden und sehr breiten Straßen, welche man in diesem Lande antrifft, so sie sehr den Marsch erleichtern, als sie zur Verkürzung der Kolonnen beitragen; an Chausseen ist hier jedoch nicht zu denken. Das Terrain ist übrigens flach-hügelig und sandig, von sumpfigen Niederungen durchschnitten.

Bei Rewiatycze warf das Husarenregiment Kienmayer eine überlegene russische Kavallerie; es gerieth aber bei der Verfolgung und Passirung jenes Ortes dort in einen Hinterhalt der feindlichen Infanterie, wo es seinen Obersten verlor, der auf dem Platze blieb, und einen nicht unbedeutenden Verlust an Todten und Gefangenen erlitt. General Baron Mayer ließ hier eine schöne Gelegenheit vorübergehen, dem Feinde mit seiner Brigade Abbruch zu thun, indem er bei diesem Gefechte einen müßigen Zuschauer abgab. Uebrigens wurde der Marsch dieses Armeekorps dadurch nicht aufgehalten.

Das Korps von Reynier, in dessen Rücken der russische Oberst, nachheriger General, Knorring streifte, fand dagegen schon bei Pruzany Widerstand, wo sich eine russische Avantgarde-Division unter dem Generallieutenant Grafen Lambert aufgestellt hatte, während General Tormassow mit dem Gros Brzesc und Kobryn besetzt hielt. Es machte daher dieser Obergeneral am 7. zu Nowydwor Halt, und rekognoszirte täglich.

Am 11. bei einer großen Rekognoszirung stieß Generallieutenant Reynier unweit Pruzany auf den Feind, wo es von beiden Seiten zu einer Kanonade kam. — Der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg dieses wahrnehmend, begab sich sogleich mit einer geringen Bedeckung nach dem Kampfplatze; ließ auch eine Korps-Division dahin vorrücken, der es glückte, die russische Avant-

garde von Pruczany abzuschneiden, welche über Szereszow sich zurückzog, bei Kosibrod (Kozybrod) jedoch eingeholt ward, 1 Kanone und viele Leute verlor; jene ward den österreichischen Jägern zur Beute.

Am 11. August marschirte der Fürst mit zwei Divisionen seines Armeekorps und dem 7ten Korps nach Horodeczna, wo man am Abend eintraf und bivakirte, wegen Nähe des Feindes aber keine Wachtfeuer unterhielt. — Die Sachsen nahmen jetzt den rechten Flügel ein; Graf Reynier hatte sein Hauptquartier zu Zablina. — Eine österreichische Division unter Feldmarschall-Lieutenant Baron Frimont demonstrirte gegen des Feindes rechte Flanke.

Der russische Oberbefehlshaber General Tormassow stand, durch einen breiten und sumpfigen, den Sachsen gegenüber waldigen Grund, nämlich durch das Thal der Muchawiec, getrennt, dem diesseitigen Korps gegenüber, und zwar in einer vortheilhaften Stellung mit seinem rechten Flügel auf den Anhöhen hinter dem Dorfe Podobna, ein Uebergangspunkt der Muchawiec. — Beiderseitige Armeen erwarteten nun in diesen Aufstellungen den Anbruch des folgenden Tages, entschlossen, sich zu schlagen.

Alles was in dieser Schlacht oder Treffen, wie man es nennen will, sächsischer Seits und auf dem österreichischen rechten Flügel bei der Division Bianki vorgefallen, darüber geben die hinterlassenen Bemerkungen des königl. sächsischen Generallieutenants v. Funk genügende Auskunft. Mir ist es nur verstattet, über dasjenige, was sich auf dem linken Flügel zugetragen hat, Auskunft zu geben, so weit als ich jenes Schlachtfeld übersehen konnte. Auch glaube ich, eines in seiner Art

ein-

einzigen Vorfall am Vorabend noch erwähnen zu müssen, nämlich einen nächtlichen Allarm, der jedoch nicht vom Feinde ausging:

„Der österreichische linke Flügel, und zwar die Brigade Meyer, biwakirte auf einer mit niedrigem Gestrippe bedeckten Fläche. Die Nacht war finster, regnicht und stürmisch. Die Infanterie lagerte hinter ihren in Pyramiden aufgestellten Gewehren; die Kavallerie hatte nicht abgezäumt; Wachtfeuer, wie schon bemerkt, fanden nicht statt, als plötzlich ein dumpfes Geräusch, und bald darauf das Fußstampfen einer Masse von Pferden die Annäherung einer anprellenden Kavalleriekolonne, nämlich einen befürchteten Kosackenüberfall, ankündigte. Auf der Erde gelegen, und mithin den Horizont übersehend, bemerkte man bald eine in Zügen dicht aufgeschlossene Kolonne Pferde ohne Reiter. Anfänglich nicht gestört, brach sie durch die Intervalle zwischen dem 41sten und dem nebenanstehenden Regimente; aber durch das Aufspringen und Geschrei der Mannschaft: „Ein Ueberfall!" erschreckt, kehrte sie von Neuem wieder um, im Trabe auf dem Haken schwenkend; durchbrach nun auf dem Rückwege das 2te Bataillon von jenem Regimente, verwundete hierbei 8 Mann, warf die Gewehrpyramiden, worauf sie zutraf, um, und beschädigte noch mehrere derselben. Auch 28 theils Reit- und Packpferde, welche sich diesem Zuge anschlossen, kamen wenigstens für den Augenblick abhänden.

Die Sache hing nämlich so zusammen: Auf dem Biwak der Kavalleriebrigade Frehlich hatte sich der größte Theil der Pferde vom Husarenregiment Kaiser, unbezweifelt durch Wölfe erschreckt, von ihren Piketpfählen, und sogar am Zügel gehalten, losgemacht und

das Weite gesucht, wobei sie, ihrer Gewohnheit nach, in Zügen sich gereiht.

Wenn gleich dieses Ereigniß auf das Ganze wenig Einfluß hatte, so wurde doch dieses brave Regiment dadurch am Schlachttage größtentheils unthätig gemacht. Von den entlaufenen Pferden fand sich jedoch später der größte Theil wieder ein, allein die Mantelsäcke der Husaren gingen hierbei fast alle verloren. Ein Theil der Pferde lief bis in das feindliche Lager, wo eine ähnliche Begebenheit statt gefunden haben soll; in der That kamen auch Kosackenpferde zu uns herüber. Am Morgen, wo sich schon alles zum Angriff rüstete, waren jene Husaren noch beschäftigt, ihre Pferde wieder aufzusuchen. Erwähnter Vorfall ist wirklich so originel, daß ich mir schmeicheln darf, wegen dieser Abschweifung Nachsicht zu erhalten.

Den 12. August mit Tagesanbruch setzten sich beide Armeekorps in Bereitschaft zur Schlacht. Während Fürst Schwarzenberg mit dem östreichischen Korps, das nicht weit vorzurücken hatte, den rechten Flügel von Tormassow fest hielt, marschirte Generallieutenant Reynier mit dem 7ten Korps (sächsischen) rechts dem Walde zu, welcher den linken Flügel und die Flanke der Russen maskirte und für den Hauptangriffspunkt erkannt wurde; beide handelten hierbei im besten Einverständniß und den Umständen ganz angemessen.

Die sumpfige Niederung, welche die Front der Aufstellung von Tormassow deckte, bildete einen gegen die Alliirten ausgehenden stumpfen Winkel. Nur 2 Dämme führten über diesen Sumpf nach jedem Flügel. Der dem östreichischen linken Flügel gegenüber liegende Damm bildete zugleich das Dorf- und Brücken-Defilee von Po-

dobne, allwo das Thal seine größte Tiefe erreichte, auch beide Grundränder eine freie Uebersicht der Gegend gestatteten. Den inneren Kehlwinkel des Morastes nahm ein kleines Gehölz ein, das bei gehöriger Besetzung die Verbindung der Uebergehenden, selbst nach Bemeisterung der Dämme, zu unterbrechen drohte. Den Sachsen gegenüber war der Morast mit Wald bedeckt, von hier aber bis zum Anfange der Anhöhe des rechten Thalrandes, nämlich zunächst dem Feinde, ein offener Raum.

Um 7 Uhr Morgens griffen die Oesterreicher, und zwar Jäger und Grenzer, das Dorf Podobne an, wobei sie von den Batterien der diesseitigen Anhöhe und einem Theile des 41sten Infanterie-Regiments, in Tirailleurs aufgelös't, unterstützt wurden. Es war jedoch nicht möglich, weiter hinaus vorzudringen, indem eine schmale Sandstrecke nicht erlaubte, eine überlegene Macht hier zu entwickeln; ein ununterbrochenes, lebhaftes Tirailleurfeuer fand jedoch den ganzen Tag über statt, welches einen großen Verlust, namentlich an Verwundeten, herbeiführte. Bei diesem Tirailliren zeigte sich die russische Infanterie zwar sehr brav, aber sonst wenig gewandt; ihre entwikkelte Kette beobachtete die Allignements wie auf dem Exerzirplatz. Von geringerer Wirkung war jedoch das Kanonenfeuer auf diesem Flügel, des breiten Grundes wegen, welcher die gegenseitigen Batterien trennte.

Es war 2 Uhr Nachmittags, als man auf dem linken Flügel bei der Brigade Meyer, den Rauch des Kanonenfeuers auf dem rechten Flügel der Sachsen im Walde aufsteigen sah, auch gleichzeitig das Vorgehen der östreichischen Brigade Hessen-Homburg (ungarische Infanterie) gegen den waldigen Vorsprung der feindlichen Stellung, wenn auch nicht genau, doch beiläufig beob-

achten konnte. Die vielen zurückkehrenden Verwundeten dieser Brigade ließen auf einen großen Verlust schließen.

Die Russen nahmen hierauf ihren linken Flügel, bei welchem man eine zahlreiche Kavallerie bemerkte, noch mehr zurück; sie glaubten in dieser Hakenstellung mehr Widerstand zu leisten, welches sie jedoch nicht vor einer Umgehung schützte.

Ueber den Angriff der Sachsen, welche der Fürst Schwarzenberg noch durch die östreichische Infanterie-Brigade Lilienberg und 2 Kavallerie-Regimenter verstärken ließ, giebt Generallieutenant von Funk im Wesentlichen folgende Auskunft:

„Generallieutenant Reynier fand den vor dem linken Flügel von Tormassow gelegenen Damm, wo man keines Angriffs sich gewärtigte, unbesetzt; er rückte daher ungestört auf diesem vor, ohne sich weiter in ein Geplänker einzulassen. Er ließ ferner 3 Kompagnien leichte Infanterie dort zurück, dagegen eine Batterie reitende Artillerie dem Feinde entgegen rücken, während er mit der Kavallerie von der Avantgarde sich rechts zog, um die feindliche Flanke zu umgehen. Anfänglich machte diese Kavallerie einige Fortschritte, als aber von den Russen, welche sogleich ihren linken Flügel zurück nahmen, Reserven herbei eilten, fand unter dem heftigsten Geschützfeuer ein Kavalleriegefecht statt, wo abwechselnd Terrain gewonnen und verloren ging.“

Jener Avantgarde folgte die erste sächsische Division (le Coq) mit der Brigade Lilienberg sogleich, als die ersten Schüsse dort fielen. Sie ging, einem heftigen Geschützfeuer ausgesetzt, links vom Damme herunter, die Waldspitze vom russischen Zentrum im Rücken lassend,

und rückte hierauf auf dem 8 bis 1500 Schritt breiten Raum zwischen dem Walde und dem Abhange vor, wobei jedoch der Feind keinen Versuch machte, weder den Aufmarsch zu stören, noch die sehr bedrohte linke Flanke anzugreifen, so wie überhaupt diese Division nur wenig litt; es wurde jedoch hierbei General Lilienberg verwundet. —

Gleichzeitig war man beschäftigt, nahe an dem Kehlwinkel des Morastes, einen seit Jahren nicht mehr befahrenen Holzweg zu untersuchen und zu eröffnen. Auf diesem ging die 2te sächsische Division (v. Funk) vor. Sie formirte sich links der 1sten in gleicher Linie und geringer Entfernung von der Brigade Lilienberg. Die leichte Infanterie, unter dem Obersten von Tettenborn, drang gegen den Wald vor und vertrieb dort die russischen Jäger. An den Besitz dieser Waldspitze, welche durch ihren Vorsprung den Uebergang des östreichischen Zentrums so zu sagen im Rücken bedrohte, mußte dem russischen Feldherrn viel gelegen seyn; er dirigirte auch sogleich 2 Batterien mit einer Kavallerieabtheilung dahin, welche letztere in die leichte Infanterie einhieb, aber nicht vermochte, in das Quarree des sächsischen Grenadier-Bataillons v. Spiegel einzudringen, welches eine Batterie deckte; von beiden Seiten blieb hier viel Mannschaft auf dem Platze.

Das Gefecht hatte bereits drei Stunden gedauert; es war fünf Uhr Nachmittags. Auf den drei Punkten des Vortrabes der 2ten Division wurde, ohne einen Augenblick nachzulassen, gefochten. — Reynier hatte alle Fortschritte gemacht; aber so wie er vordrang, mußte die 1ste Division, um nachzurücken, sich rechts ziehen,

wodurch ein weiter Zwischenraum zwischen der östreichischen Brigade Lilienberg und den Grenadieren der 2ten Division entstand. —

Sobald der Feind jene Lücke bemerkte, ließ er eine Masse von Kavallerie in 5 Kolonnen von der Höhe abrücken. Einige in Plänker aufgelöseten Züge östreichischer Husaren machten für den ersten Augenblick auch jene Kavallerie stutzen, gegen welche noch 3 Kanonen von der Reserve und die 2 leichten am Damme zurückgebliebenen Kompagnien vorrückten, und dadurch die ersten im Aufmarsch begriffenen Eskadronen in Unordnung und zum Rückzug brachten. — Desto nachdrücklicher war sein Angriff gegen das leichte Infanterie-Regiment von Tettenborn, dem es schon an Munition fehlte, und zu dessen Unterstützung das halbe Grenadier-Bataillon v. Spiegel in Tirailleurs aufgelös't werden mußte. Nach dem Eintreffen der beiden leichten Kompagnien vom Damme und Ersatz von Munition, konnte man das Gefecht jedoch mit Erfolg erneuern, und der Feind war nun gezwungen worden, die Waldecke zu verlassen, um so mehr, da auch links die östreichische Brigade Hessen-Homburg im Walde mit Gewalt durchbrach.

Tormassow, auf seinem linken Flügel von Reynier umgangen, konnte das Schlachtfeld jetzt nicht mehr behaupten. Die der 2ten sächsischen Division gegenüber stehenden feindlichen Batterien fuhren zuerst ab; sie waren ohne Bedeckung, aber es fehlte an Kavallerie, sie einzuholen, auch breiteten sich bald darauf Schwärme von Kosacken aus, um sie zu decken. — Der Feind zog sich im Allgemeinen mit Ordnung auf allen Punkten, unter dem Feuer seiner Batterien, zurück, die von Zeit

zu Zeit Halt machten. — Mit eintretender Dunkelheit (Abends um 8 Uhr) fielen die letzten Kanonenschüsse.

Die Truppen, welche vom frühen Morgen unter dem Gewehr gestanden, litten an Hunger und auch an Durst, indem das Morastwasser nicht trinkbar war. Doch ist nicht zu läugnen, daß für die Verpflegung bei dem östreichischen Hülfskorps am mehrsten in diesem Feldzuge gesorgt war.

Der diesseitige Verlust ward östreichischer Seits, incl. der Sachsen, zu 1300 Mann angegeben; dürfte sich aber wohl höher belaufen, indem Generallieutenant v. Funk bei seiner Division diesen auf 460, bei der Avantgarde 370 und mit Inbegriff von 120 Gefangenen, zusammen auf 830 Mann angiebt, wobei der Verlust des leichten Infanterie-Regiments und der 1sten Division nicht einbegriffen ist. — Obgleich das östreichische 41ste Infanterie-Regiment (Kottulinsky) nur einen Offizier und einige 20 Mann durch Tirailleurfeuer verloren hatte, so war der Verlust bei den Jägern und Grenzern wenigstens eben so groß, bei der Brigade Hessen-Homburg dagegen noch bedeutender.

Der Verlust der Russen wurde in der diesseitigen Relation auf 3000 Mann angegeben, dürfte aber wohl auf 2000 zurückzuführen seyn, abgerechnet, was bei der Verfolgung noch verloren ging. Auf dem Wege nach Kobrin wurden ihnen noch 2 Kanonen, eine Kriegskasse und mehrere Wagen abgenommen.

Was die Stärke der vereinigten beiderseitigen Armeekorps anbelangt, so waren diese am Tage der Schlacht gewiß nicht stärker, als das Heer von Tormassow, nämlich etwa 25000 Mann zusammen unter den Waffen.

Die große Hitze im Monat Juli und die darauf folgende nasse, kalte Witterung, verbunden mit anhaltenden, meist forcirten Märschen, hatten den Stand beider Korps sehr herunter gebracht.

Wenn nun gleich der Rückzug der Russen ohne Uebereilung statt fand, so konnte bei dem Nachtmarsche doch nicht aller Unordnung vorgebeugt werden. Auch konnte nach der Schlacht, wegen Mangel an disseitiger Kavallerie, im Vergleich der zahlreichen russischen, die Verfolgung dem errungenen Siege nicht entsprechen; letztere Kavallerie deckte bei dem Abzuge die zurückgehenden Batterien. Ueberhaupt, wenn dem General Tormassow bei diesem Treffen, oder dieser Schlacht, noch ein Vorwurf zu machen wäre, so ist es der: von seiner zahlreichen Kavallerie nicht mehr Gebrauch gemacht zu haben. — Die Russen, wenn gleich noch im schlagbaren Zustande, setzten ununterbrochen ihren Rückzug nach Volhynien über die Defileen der Przypiec fort, bei welchen letzteren noch ein schwacher Widerstand statt fand.

Am folgenden Tage ging das östreichische Korps in mehreren Kolonnen nach Kobryn, allwo man einen Tag rastete; — dann in 2 Kolonnen: die eine über Rudnia auf der Straße von Brzesc, die andere über Dywin durch den Morast, fortwährend in einem Defilee, nach Rathenow. Eine dritte Hauptkolonne unter Feldmarschall-Lieutenant Baron Mohr ging ebenfalls durch den Rostitni-Morast auf Knüttel-Dämmen gegen Pinks vor. Dieser Posten ward von dem Obersten von Scheiter, Regimentskommandanten von Riesch Dragoner, mit einem Theile dieses Regiments, welches er durch seine Intelligenz und Bravour zu beleben wußte, überwältigt,

und dort ein bedeutendes Magazin mit Vorräthen jeder Art, so wie auch eine Kasse erbeutet. Der Oberlieutenant Fister von jenem Dragoner-Regiment erwarb sich bei dieser Gelegenheit das Theresienkreuz. — Von der ersten Kolonne schlug das Infanterie-Regiment Kotulinsky einen Kosackenanfall während des Marsches rühmlichst ab, ohne sich weiter dabei aufzuhalten.

Den östreichischen Kolonnen zur Rechten marschirten die Sachsen, ebenfalls divisionsweise und anfänglich auf ganz unwegsamen Straßen dahin. Bei Zask verweilten sie 3 Tage. — Die Oestreicher dagegen rückten bis Kowel an der Turisk vor.

Am 25. lieferten die Russen den Sachsen bei Lubommel und den Oestreichern bei Kowel ein leichtes Gefecht, wo beide ihre Stellung behaupteten. Einige Tage darauf rückte General-Lieutenant Reynier bis nach dem Dorfe Turisk vor.

Am 5. marschirten die Sachsen nach Kuszelin, die Oestreicher nach Swidniky und Rusena an der Suchol, deren Vortrab aber bis Torczyna und gegen Lutzk (Luck). — In Wladomir bildete sich ein Korps von 2000 Volhyniern, denen einige Kanonen beigegeben wurden.

Die Russen hatten sich durch ihre Depots in Volhynien verstärkt, und hinter dem Styr eine von Natur begünstigte Stellung gefunden, in der sie dem weiteren Vordringen der Verbündeten Schranken setzten. Ihr Hauptlager war oberhalb der Stadt Lutzk, aufwärts vom Styr bei dem Dorfe Targowice; Seitenposten befanden sich nahe bei Krasnoe, Chrinky und an anderen Orten; die schwächsten Stellen des Flusses waren verschanzt und ihr linker Flügel lehnte sich an das neutrale Galizien.

Bei Lutzk und Torczyna verweilten beide Korps noch bis zum 24. September, wo weiter nichts als Rekognoszirungen stattfanden, die meist nachtheilig ausfielen, weil der Feind aus seiner Stellung alle Maaßregeln der Allirten übersehen konnte. Zuletzt wurde noch das den sächsischen Vorposten beigegebene östreichische Cheveauxleger-Regiment O'Reilly in seiner Kantonirung zu Niswiesz überfallen, welches, nach Angabe des Generals von Funk, den Sachsen einen Verlust von 100, jenem Regimente hingegen einen von 900 Mann und Pferden zufügte; auch des letzteren Standarten gingen hierbei verloren.

Es war die Ankunft des Admirals Tschitschagoff, welcher die Russen wieder die Offensive ergreifen ließ. Dieser war mit der Moldau-Armee und Tormassow zusammen 60000 Mann stark.

Den verbündeten Armeekorps, welche jetzt nicht halb so stark als der Feind waren, blieb daher weiter nichts übrig, als über Turisk und Kowel nach Lubommel zurückzugehen; wo am 28. ihre Vereinigung wieder stattfand. — Die Oestreicher besetzten die Stadt, die Sachsen stellten sich vor dieser auf, der linke Flügel von jenen dagegen dehnte sich links gegen Wiszwa aus.

Am 29., während die Sachsen mit einem Scheinangriff hier bedroht wurden, erfolgte von den Russen ein Angriff auf den östreichischen rechten Flügel, dem stärksten Punkt der Stellung, dieser Angriff ward jedoch, nicht ohne ansehnlichen Verlust, zurückgeschlagen. — In der Nacht zum 30. gingen die Verbündeten weiter zurück.

Am 1. Oktober früh passirten die Oestreicher bei Wlodawa, die Sachsen aber eine halbe Meile oberwärts

auf 2 Schiffbrücken dem Bug. Beide Armeekorps gingen hierauf am linken Ufer aufwärts bis zur Brücke von Terespol, und standen den 4. wieder vor Brzesc.

Die Stadt Brzesc, welche theils auf dem festen Lande gelegen, theils durch Brücken mit Inseln verbunden und mit hohen Mauern umgeben ist, ward durch Verschanzungen vollends gegen einen Handstreich in Sicherheit gesetzt. Die sächsische Infanterie besetzte die Stadt; und vor dieser, auf der Straße nach Bulkow, stand die Avantgarde. Die Oestreicher lehnten sich hier an; mit ihrem linken Flügel zurückgebogen in der Richtung gegen Pruczany. Fürst Schwarzenberg hatte sein Hauptquartier zu Adamkow. — General Zechmeister war mit einer Abtheilung, dem östreichischen Ersatz von 6000 Mann, der schon bei Zamosk angekommen, entgegen geschickt, als er auf feindliche Partheien stieß und genöthigt ward, nach Galizien sich zurück zu ziehen.

Die Feinde näherten sich jetzt auf beiden Seiten dem Bug, drängten die Vorposten zurück, und entwickelten noch ihre Macht gegen die Muchawiec, d. h. gegen den östreichischen linken Flügel. — Dieses veranlaßte die Verbündeten, in der Nacht zum 11. über jenen Fluß bis hinter die Leschna (Jlsno) zurück zu gehen. Der rechte Flügel der Sachsen lehnte sich hier an den Bug und ihre Kavallerie befand sich in der Mitte der Aufstellung (nach v. Funk).

Den 11. gegen Mittag machten die Russen einen leichten Angriff auf die Oestreicher, später aber den Hauptangriff auf die Sachsen, so daß um 3 Uhr dieser sich über die ganze Front verbreitete. Dieser Angriff, welcher 2½ Meile von Brzesc entfernt stattfand, ward zu

doch überall abgeschlagen. — Man wollte sich aber einem neuen Angriff am folgenden Tage nicht aussetzen, und ging daher in der Nacht zum 12. auf der Straße nach Drohyczin zurück. — Am 13. bezog man ein Lager zwischen Siematicze und Wisso-Litewsky.

Admiral Tschitschagoff hatte den Angriff am 12. benutzt, um mit 25000 Mann gegen die Bereczyna sich zu wenden, während er den General Graf Sacken mit 35000 Mann an seiner Stelle zurückgelassen.

Die Schlachtordnung war jetzt verändert: Die Oestreicher standen auf dem rechten Flügel, dem Bug am nächsten, die Sachsen dagegen in einer Hakenstellung gegen den Wald von Wisoki.

Von dem Abmarsch Tschitschagoff's unterrichtet, ergriff man wieder die Offensive. In der Nacht zum 15. gingen beide Armeekorps zwischen Drohyczin und Mielnik über den Bug: Fürst Schwarzenberg rückte bis Constantina vor, General Reynier dagegen ging über Terespol einer vordringenden feindlichen Abtheilung entgegen.

General-Lieut. Reynier befand sich wieder mit den sächsischen Truppen auf dem rechten Flügel. Am 17. Vormittags erreichte er das Städtchen Biala (6 Meilen von Terespol) an der großen Straße von Brzesc nach Warschau. Ein morastiger Bachgrund, über welchen ein 1000 bis 1200 Schritt langer Damm bis zur Brücke bei der Kesselsmühle führte, deckte die Stadt und Front der Stellung.

Am 18. ließ Reynier eine Rekognoscirung vornehmen; das hierzu verwandte Kavallerie-Detaschement gerieth hierbei in ein nachtheiliges Gefecht mit den Ko-

sacken und ward auf die Vorposten bei der Kesselsmühle zurückgeworfen. Die Russen hielten nun auch auf ihrer Seite den Rand des Morastes besetzt. — Fürst Schwarzenberg war mit Reynier auf das Kanonenfeuer herbeigeeilt; Beide beschlossen nun, dem Posten an der Kesselsmühle Luft zu machen. Es mußten zwei Bataillone, von einem dritten unterstützt, zum Angriff auf den Damm vorrücken und auf der Brücke sich festsetzen, während ein Peloton rechts, ein zweites links versuchte, über Fuhrten den Bach zu passiren, um dem Feinde in den Rücken zu kommen, wo es dem Lieutenant von Zychlinsky glückte, dem sich zurückziehenden Feinde eine 12pfünder Kanone abzunehmen. — Gleichzeitig ging auch eine östreichische Kolonne auf großem Umwege, von der Straße von Janow ab, bei Calibor über die Bialka. — Bis so lange hatte General-Lieutenant Reynier den General von Essen bei dem Sumpf aufgehalten, dann noch zwei Regimenter zum Tirailliren aufgelöset, den Rest aber in Reserve behalten.

Um 3½ Uhr Nachmittags erfolgte auch der Angriff von Seiten der Oestreicher, worauf sich der Feind zurückzog, hierbei noch eine Kanone verlor und in der Nacht weiter noch von der Kavallerie verfolgt ward. Der Chef des General-Quartiermeisterstabes des Auxiliarkorps, Oberst Graf Latour, erwarb sich hierbei das Theresienkreuz.

Nach diesem Gefechte machten die Alliirten keinen weiteren Angriff auf Brzesc, um so weniger, da dem Fürsten Schwarzenberg oblag, Tschitschagoff zu verfolgen, dieser erreichte jedoch früher Slonin, wo er ein kleines polnisches Insurgentenkorps unter Kanopka schlug.

doch überall abgeschlagen. — Man wollte sich aber einem neuen Angriff am folgenden Tage nicht aussetzen, und ging daher in der Nacht zum 12. auf der Straße nach Drohyczin zurück. — Am 13. bezog man ein Lager zwischen Siematicze und Wisso-Litewsky.

Admiral Tschitschagoff hatte den Angriff am 12. benutzt, um mit 25000 Mann gegen die Bereczyna sich zu wenden, während er den General Graf Sacken mit 35000 Mann an seiner Stelle zurückgelassen.

Die Schlachtordnung war jetzt verändert: Die Oestreicher standen auf dem rechten Flügel, dem Bug am nächsten, die Sachsen dagegen in einer Hakenstellung gegen den Wald von Wisoki.

Von dem Abmarsch Tschitschagoff's unterrichtet, ergriff man wieder die Offensive. In der Nacht zum 15. gingen beide Armeekorps zwischen Drohyczin und Mielnik über den Bug: Fürst Schwarzenberg rückte bis Constantina vor, General Reynier dagegen ging über Terespol einer vordringenden feindlichen Abtheilung entgegen.

General-Lieut. Reynier befand sich wieder mit den sächsischen Truppen auf dem rechten Flügel. Am 17. Vormittags erreichte er das Städtchen Biala (6 Meilen von Terespol) an der großen Straße von Brzesc nach Warschau. Ein morastiger Bachgrund, über welchen ein 1000 bis 1200 Schritt langer Damm bis zur Brücke bei der Kesselsmühle führte, deckte die Stadt und Front der Stellung.

Am 18. ließ Reynier eine Rekognoscirung vornehmen; das hierzu verwandte Kavallerie-Detaschement gerieth hierbei in ein nachtheiliges Gefecht mit den Ko-

sacken und ward auf die Vorposten bei der Kesselsmühle zurückgeworfen. Die Russen hielten nun auch auf ihrer Seite den Rand des Morastes besetzt. — Fürst Schwarzenberg war mit Reynier auf das Kanonenfeuer herbeigeeilt; Beide beschlossen nun, dem Posten an der Kesselsmühle Luft zu machen. Es mußten zwei Bataillone, von einem dritten unterstützt, zum Angriff auf den Damm vorrücken und auf der Brücke sich festsetzen, während ein Peloton rechts, ein zweites links versuchte, über Fuhrten den Bach zu passiren, um dem Feinde in den Rücken zu kommen, wo es dem Lieutenant von Zychlinsky glückte, dem sich zurückziehenden Feinde eine 12pfünder Kanone abzunehmen. — Gleichzeitig ging auch eine östreichische Kolonne auf großem Umwege, von der Straße von Janow ab, bei Calibor über die Bialka. — Bis so lange hatte General-Lieutenant Reynier den General von Essen bei dem Sumpf aufgehalten, dann noch zwei Regimenter zum Tirailliren aufgelöset, den Rest aber in Reserve behalten.

Um 3½ Uhr Nachmittags erfolgte auch der Angriff von Seiten der Oestreicher, worauf sich der Feind zurückzog, hierbei noch eine Kanone verlor und in der Nacht weiter noch von der Kavallerie verfolgt ward. Der Chef des General-Quartiermeisterstabes des Auxiliarkorps, Oberst Graf Latour, erwarb sich hierbei das Theresienkreuz.

Nach diesem Gefechte machten die Alliirten keinen weiteren Angriff auf Brzesc, um so weniger, da dem Fürsten Schwarzenberg oblag, Tschitschagoff zu verfolgen, dieser erreichte jedoch früher Slonin, wo er ein kleines polnisches Insurgentenkorps unter Kanopka schlug.

— Dagegen ging General-Lieut. Reynier abwärts dem linken Ufer des Bugs, und nahm eine Stellung bei Skrissow, Drohyczin gegenüber. Er blieb hier zur Dekkung von Warschau bis zum 29. Oktober, und folgte dann den Oestreichern bis Wolkowysk, wo er den 13. November eintraf und mit der zu seiner Verstärkung herbeigeeilten französischen Division Durutte sich vereinigte.

Es ist nicht die Absicht, das Weitere dieser nun eintretenden Winterkampagne speziell anzugeben, und sollen daher nur im Allgemeinen die Ereignisse bis zu dem allgemeinen Rückzuge hier noch angegeben werden.

General Sacken, welcher den Verbündeten zur Seite folgte, auch seine Kosacken in deren Rücken streifen und überall Allarm verbreiten ließ, glückte es, in der Nacht vom 14. bis zum 15. November, den General Reynier in Wolkowysk zu überfallen. Dieses gab zu einem Treffen Anlaß, woran das ganze siebente Korps Antheil nahm, das sich in seiner Stellung behauptete. — Fürst Schwarzenberg hatte auch nicht gesäumt, zur Hülfe herbeizueilen. Er war nämlich den Russen in den Rücken gegangen, von denen er am 16. eine Abtheilung bei Isabellin schlug, große Beute hier machte und den Feind bis Kobryn verfolgte, dann aber nach Slonin wieder zurückkehrte. — General-Lieut. Reynier verfolgte den Feind bis Brzesc und kehrte hierauf bis Roszanna zurück. — In Folge der Unfälle Napoleon's und dessen rückgängigen Bewegungen wurden auch beide verbündete Korps genöthigt, das russische Gebiet zu verlassen. Am 10. Dezember trat General Reynier mit dem siebenten französischen Korps den Rückmarsch nach Warschau und am 13. Fürst Schwarzenberg mit

Edelleute von seinen Gütern erziehen ließ, seine erste Bildung *).

Die Priester, denen die Leitung dieses Instituts übertragen war, scheinen Skrzynecki's Geist schon zeitig jene Neigung zur Pietät, die ihn stets auszeichnet, gegeben zu haben.

Es ist nicht bekannt, ob Skrzynecki sich bereits einem Stande gewidmet hatte, als 1807 die Franzosen in Polen erschienen. Doch finden wir ihn schon im Laufe dieses Jahres im ersten Infanterie-Regiment, in dem er bis 1809 diente. Um diese Zeit wurde er als Kapitain zum 16ten Infanterie-Regiment versetzt, ohne daß er sich durch irgend einen Akt von Tapferkeit vor seinen Kameraden bemerkbar gemacht hätte.

Er marschirte 1812 als Kapitain in diesem Regimente nach Rußland. Durch eine That, ganz der ähnlich, wie sie uns Segur von einer Voltigeur-Kompagnie des 33sten Regiments bei Mosaisk erzählt, erwarb er sich hier den Rang eines Stabsoffiziers. Mit den Trümmern der Armee kehrte er nach Polen zurück und wandte sich später nach Deutschland, wo ihn Dombrowski in Dresden kennen lernte. Als dieser mit der Reorganisation der polnischen Infanterie-Division, die später unter seinen Befehlen stand, beauftragt ward, placirte er Skrzynecki als Bataillons-Kommandeur im 14ten Infanterie-Regiment, in welchem er den Feldzug

*) Einige Nachrichten lassen ihn den Sohn eines Tischlers in Lemberg seyn, wo er auch seine erste Bildung erhalten haben soll. Doch wird dieser Nachricht von seinen Freunden widersprochen. *Auch wollen diese nichts von seiner Erziehung in Pulawy wissen.*

von 1813 mitmachte. Die Folgen der Schlacht von Leipzig führten ihn mit den Trümmern der Armee nach Frankreich, wo sich die polnische Armee in Sedan reorganisirte. Hier machte sich Skrzynecki durch den Eifer bei Formation des Weichsel-Regiments bekannt, während ein großer Theil seiner höhern und niedern Kameraden es vorzog, mit dem halben Gehalt nach Paris zu gehen. Als Bataillons-Kommandeur in diesem Regimente zeichnete er sich bei Arcis sur Aube aus, und ward in dem Augenblick, als Napoleon in einem, von seinem Bataillone formirten Quarré Schutz suchte, verwundet. Er ward auf dem Schlachtfelde zum Offizier der Ehrenlegion ernannt.

Nach dem Pariser Frieden kehrte Skrzynecki in demselben Regiment nach Polen zurück und ward hier unter Trembicki Kommandeur des Lehr-Bataillons, das der Großfürst aus den aus Frankreich zurückkehrenden Regimentern stiftete. Als hieraus später die Garde formirt ward, kam Skrzynecki zu dieser.

Nicht immer so glücklich, dem Großfürsten zu gefallen, mußte er nur zu häufig in diesem Verhältnisse dessen Ungnade empfinden. Eines Tages ward er sogar vom Exerzirplatz in die Wache geschickt. Skrzynecki jedoch, statt sich in Arrest zu begeben, ging in seine Wohnung, und schrieb von dort dem Großfürsten, daß eine Behandlung der Art gegen alle bestehende Verordnungen sei. Skrzynecki ward sogleich unter ein Kriegsgericht gestellt, das ihn unter dem Vorsitz des Obersten Blumer zu einer langen Arreststrafe verurtheilte. Statt den Ausspruch des Kriegsgerichts mit Würde über sich *ergehen* zu lassen und die verhängte Strafe männlich zu *erdulden, gab* Skrzynecki den Insinuationen seiner

Freunde nach. Er schrieb um Gnade und erhielt sie; doch ward er von der Garde in das 4te Regiment versetzt. Auch hier verfolgte ihn der Großfürst noch mit seiner Ungnade, und man weiß nicht, wenn man einzelne Züge hierüber hört, ob die Konsequenz, mit der der Großfürst ihn verfolgte, oder aber die Art von Ergebung, mit der Skrzynecki dies erduldete, mehr Erstaunen erregen sollen. Nach mannigfachen Zurücksetzungen erhielt Skrzynecki endlich das 8te Regiment, an dessen Spitze ihn die Revolution fand. Sey es, daß die Art, wie der Großfürst ihn behandelt, nachtheilig auf den Charakter des Obersten eingewirkt, oder daß er des richtigen Taktes in Behandlung seiner Offiziere ermangelte, er war kein liebevoller Oberer, war im Regiment nicht beliebt, hatte im Gegentheil eine Menge Unannehmlichkeiten mit seinen Offizieren, die zu vielen Klagen führten, die nur zu häufig zu seinem Nachtheil entschieden wurden und eben nicht beitrugen, sein Verhältniß mit dem Großfürsten zu verbessern.

Voller religiösen Gesinnungen jedoch und durchdrungen von Pflichtgefühl, wäre Skrzynecki der Sache des Kaisers gewiß ergeben geblieben, wenn der Großfürst sie nicht zuerst verlassen und aufgegeben hätte. Der Oberst folgte dem Impulse, der ihm von Außen kam, ohne sich durch irgend eine Exaltation bemerkbar zu machen. So ging er durch die Diktatur Chlopicki's, fromm und diensteifrig, nur in der Messe oder auf dem Exerzirplatz sichtbar und mithin von den Partheien und Klubs in Warschau eben nicht sonderlich beachtet. Fürst Michael Radziwill jedoch, der sich die Gemüther geneigt machen wollte, ernannte ihn nebst vielen anderen Obersten zum General. In dieser Eigenschaft focht

von 1813 mitmachte. Die Folgen der Schlacht von Leipzig führten ihn mit den Trümmern der Armee nach Frankreich, wo sich die polnische Armee in Sedan reorganisirte. Hier machte sich Skrzynecki durch den Eifer bei Formation des Weichsel-Regiments bekannt, während ein großer Theil seiner höhern und niedern Kameraden es vorzog, mit dem halben Gehalt nach Paris zu gehen. Als Bataillons-Kommandeur in diesem Regimente zeichnete er sich bei Arcis sur Aube aus, und ward in dem Augenblick, als Napoleon in einem, von seinem Bataillone formirten Quarré Schutz suchte, verwundet. Er ward auf dem Schlachtfelde zum Offizier der Ehrenlegion ernannt.

Nach dem Pariser Frieden kehrte Skrzynecki in demselben Regiment nach Polen zurück und ward hier unter Trembicki Kommandeur des Lehr-Bataillons, das der Großfürst aus den aus Frankreich zurückkehrenden Regimentern stiftete. Als hieraus später die Garde formirt ward, kam Skrzynecki zu dieser.

Nicht immer so glücklich, dem Großfürsten zu gefallen, mußte er nur zu häufig in diesem Verhältnisse dessen Ungnade empfinden. Eines Tages ward er sogar vom Exerzirplatz in die Wache geschickt. Skrzynecki jedoch, statt sich in Arrest zu begeben, ging in seine Wohnung, und schrieb von dort dem Großfürsten, daß eine Behandlung der Art gegen alle bestehende Verordnungen sei. Skrzynecki ward sogleich unter ein Kriegsgericht gestellt, das ihn unter dem Vorsitz des Obersten Blumer zu einer langen Arreststrafe verurtheilte. Statt den Ausspruch des Kriegsgerichts mit Würde über sich ergehen zu lassen und die verhängte Strafe männlich zu erdulden, gab Skrzynecki den Insinuationen seiner

sten erfahren, und was ich so eben von Ihnen selbst vernommen, scheinen Sie mir gerade der Mann zu seyn, dessen wir bedürfen. Ich stimme für Ihre Ernennung zum Generalissimus." Nach einer kurzen Pause ward er einstimmig als solcher proklamirt. Fürst Radziwill erklärte, daß er, getreu seinem Versprechen, unverzüglich den Oberbefehl niederzulegen, sobald sich ein Würdigerer dazu gefunden, der Erste seyn wolle, sich den Befehlen des neuen Generalissimus unterzuordnen, und somit trat General Skrzynecki sogleich den Oberbefehl an.

So wird von einigen glaubwürdigen Augenzeugen die Sache erzählt. Andere sagen, daß, als Fürst Radziwill sich nach der verlornen Schlacht von Grochow voller Verzweiflung an den verwundeten General Chlopicki gewandt und diesen gefragt, was nun zu thun sey? er die Antwort erhalten habe, sofort das Kommando in die Hände Skrzynecki's niederzulegen, und daß dies den Ausschlag für dessen Wahl gegeben. Vielleicht ist beides wahr, indem beide Erzählungen sich in Einklang bringen lassen.

Der erste Akt des neuen Generalissimus war ein Zeichen der Schwäche. Zwei Offiziere, die förmlich aus der Schlacht von Grochow weggelaufen waren, wurden mit halben Sold beurlaubt. Eine zu große Nachgiebigkeit gegen den Reichsrath und Czartoryski, eine zu weit getriebene Aufmerksamkeit für die hohe Aristokratie, eine große Vernachlässigung der Disziplin und nebenbei eine gewisse Strenge, ja Härte gegen die höhern Offiziere der Armee, die nicht immer die reinste Quelle gehabt haben soll, bezeichneten den heller Sehenden die *nächsten Momente* nach Uebernahme seines Kommando's. *So lange* Skrzynecki jedoch siegreich blieb,

war von diesen Fehlern nicht weiter die Rede. Erst als er seines Generalats entsetzt war, kamen sie, von denen auch seine eifrigsten Freunde ihn nicht freisprechen konnten, mehr in Anregung.

Stellt man Alles zusammen, was Freunde und Feinde über ihn urtheilen, so kann man sich ungefähr folgendes Bild von seinem Charakter entwerfen:

Strenge gegen sich selbst, unbescholten in jeder Beziehung, religiös aus Neigung und durch Erziehung, hat er der Armee für den ersten Biedermann derselben gegolten. Für manche Fächer, wie z. B. die Politik, gründlich ausgebildet, mit den besten neuesten Schriften über Litteratur, Kunst und Wissenschaft vertraut, unablässig mit Lektüre beschäftigt, hatte er das Studium der Kriegskunst beinahe vernachlässigt. Sein Chef des Generalstabes, General Prodzynski, behauptet sogar von ihm, daß er jedes höhern militairischen Kalküls durchaus unfähig geblieben. — Die Erziehung Skrzynecki's hatte ihn besonders religiöser Empfindungen und Eindrücke empfänglich gemacht. Alle Erscheinungen der Welt betrachtete er aus diesem Gesichtspunkte. Der Ueberzeugung, daß alle Gewalt von Gott ausgehe, ordnete er sich gern den bestehenden Obrigkeiten unter, und wie sehr auch die Intrigue in Allem, was zu seiner Zeit in Warschau geschah, hervorleuchten mochte, so weigerte er sich doch stets, den Kabalen der Klubisten und der Salons entgegenzutreten. Sich dem öffentlichen Leben so viel wie möglich entziehend, suchte er die Zurückgezogenheit seines Kabinets, wo man ihn gewöhnlich mit de la Mennais avenir beschäftigt fand, dem er fast ausschließlich seine Zeit widmete.

Diese eigenthümliche Richtung seines Geistes war

auch die Ursache, daß er selbst politische Vergehungen der Geistlichkeit ungeahndet ließ. So hatte man z. B. vor der Schlacht von Wielki-Dembie entdeckt, daß die Mönche zum heiligen Kreuz, dem reichsten Kloster in Warschau, nachtheilig auf den Geist der Soldaten eingewirkt und der alten Ordnung der Dinge im Beichtstuhl vorgearbeitet hatten. Obwohl hierüber von den Obersten laute Klagen geführt wurden, so nahm Skrzynecki von der Sache doch gar keine Notiz.

Einen großen Eintrag aber that der militairischen Thätigkeit des Generals sein Hang zum Schlafen. Selbst in den wichtigsten Krisen verkürzte er denselben nicht gern, und seine Feinde werfen ihm vor, daß es ihm dieserwegen eben unmöglich gewesen, seine Operationen in Raum und Zeit abzumessen, und daß er daher stets den richtigen Moment verfehlt. — Diesem Hange zur Bequemlichkeit ist es vielleicht auch beizumessen, daß er trotz seiner sonst strengen und mäßigen Lebensart doch kein Freund von körperlicher Anstrengung war. So sah man ihn z. B. in den Schlachten und Gefechten nur zu Pferde. Auf Märschen und Bewegungen war er stets im Wagen, und sogar bei der Unternehmung zwischen Bug und Narew hat er diesen nur selten verlassen. Der Kavallerie ist er eben aus diesem Grunde stets fremd geblieben, und man hat ihn nie in deren Lägern gesehen.

Was Skrzynecki ferner einstimmig vorgeworfen wird, ist die große Vernachlässigung der Disziplin, die mit der Uebernahme seines Oberbefehls beginnt. Bei den größten Verstößen dagegen zeigte er stets eine schädliche Nachsicht, und auch die lebhaftesten Vorstellungen der Generale und Obersten vermochten ihn nie, eine den

war von diesen Fehlern nicht weiter die Rede. Erst als er seines Generalats entsetzt war, kamen sie, von denen auch seine eifrigsten Freunde ihn nicht freisprechen konnten, mehr in Anregung.

Stellt man Alles zusammen, was Freunde und Feinde über ihn urtheilen, so kann man sich ungefähr folgendes Bild von seinem Charakter entwerfen:

Strenge gegen sich selbst, unbescholten in jeder Beziehung, religiös aus Neigung und durch Erziehung, hat er der Armee für den ersten Biedermann derselben gegolten. Für manche Fächer, wie z. B. die Politik, gründlich ausgebildet, mit den besten neuesten Schriften über Litteratur, Kunst und Wissenschaft vertraut, unablässig mit Lektüre beschäftigt, hatte er das Studium der Kriegskunst beinahe vernachlässigt. Sein Chef des Generalstabes, General Prodzynski, behauptet sogar von ihm, daß er jedes höhern militairischen Kalküls durchaus unfähig geblieben. — Die Erziehung Skrzynecki's hatte ihn besonders religiöser Empfindungen und Eindrücke empfänglich gemacht. Alle Erscheinungen der Welt betrachtete er aus diesem Gesichtspunkte. Der Ueberzeugung, daß alle Gewalt von Gott ausgehe, ordnete er sich gern den bestehenden Obrigkeiten unter, und wie sehr auch die Intrigue in Allem, was zu seiner Zeit in Warschau geschah, hervorleuchten mochte, so weigerte er sich doch stets, den Kabalen der Klubisten und der Salons entgegenzutreten. Sich dem öffentlichen Leben so viel wie möglich entziehend, suchte er die Zurückgezogenheit seines Kabinets, wo man ihn gewöhnlich mit de la Mennais avenir beschäftigt fand, dem er fast ausschließlich seine Zeit widmete.

Diese eigenthümliche Richtung seines Geistes war

auch die Ursache, daß er selbst politische Vergehungen der Geistlichkeit ungeahndet ließ. So hatte man z. B. vor der Schlacht von Wielki-Dembie entdeckt, daß die Mönche zum heiligen Kreuz, dem reichsten Kloster in Warschau, nachtheilig auf den Geist der Soldaten eingewirkt und der alten Ordnung der Dinge im Beichtstuhl vorgearbeitet hatten. Obwohl hierüber von den Obersten laute Klagen geführt wurden, so nahm Skrzynecki von der Sache doch gar keine Notiz.

Einen großen Eintrag aber that der militairischen Thätigkeit des Generals sein Hang zum Schlafen. Selbst in den wichtigsten Krisen verkürzte er denselben nicht gern, und seine Feinde werfen ihm vor, daß es ihm dieserwegen eben unmöglich gewesen, seine Operationen in Raum und Zeit abzumessen, und daß er daher stets den richtigen Moment verfehlt. — Diesem Hange zur Bequemlichkeit ist es vielleicht auch beizumessen, daß er troß seiner sonst strengen und mäßigen Lebensart doch kein Freund von körperlicher Anstrengung war. So sah man ihn z. B. in den Schlachten und Gefechten nur zu Pferde. Auf Märschen und Bewegungen war er stets im Wagen, und sogar bei der Unternehmung zwischen Bug und Narew hat er diesen nur selten verlassen. Der Kavallerie ist er eben aus diesem Grunde stets fremd geblieben, und man hat ihn nie in deren Lägern gesehen.

Was Skrzynecki ferner einstimmig vorgeworfen wird, ist die große Vernachlässigung der Disziplin, die mit der Uebernahme seines Oberbefehls beginnt. Bei den größten Verstößen dagegen zeigte er stets eine schädliche Nachsicht, und auch die lebhaftesten Vorstellungen der Generale und Obersten vermochten ihn nie, eine den

Verhältnissen so höchst nöthige militairische Strenge walten zu lassen. Er scheint dies in der Absicht gethan zu haben, sich die Liebe der Soldaten zu erhalten. Seine entschlossene männliche Haltung *), seine glänzende Tapferkeit in allen Verhältnissen und dann die freundliche Gesprächigkeit mit dem Soldaten gewannen ihm deren Vertrauen so, daß er von ihnen wahrhaft geliebt und verehrt ward.

Die Schlacht von Ostrolenka jedoch erschütterte das Vertrauen der Armee. Seine Gegner, besonders Krukowiecki, erhoben kühner das Haupt. Die Unfähigkeit des Generalissimus, deren laut in den Kammern gedacht ward, wurde das Tagesgespräch, und zwar so unverhohlen, daß das Lager davon wiederhallte. Den gänzlichen Mangel an Disziplin steigerte dies noch, und als die Russen endlich die Weichsel überschritten und Skrzynecki von seinem verfehlten Zuge gegen Golowin an der Bzurra bei Bolimow ankam, glaubte der Generalissimus zu seiner Beredsamkeit und Persönlichkeit seine Zuflucht nehmen zu müssen, um die allgemeine Unzufriedenheit der Offiziere zu beschwichtigen. Er versammelte zu diesem Behufe am 13. August alle Offiziere der Armee. Von seinem Pferde herab und von seinem ganzen Stabe umgeben, redete er sie an.

Nachdem er die Verhältnisse auseinandergesetzt,

---

*) In Gefechten pflegte der General seiner schwachen Augen wegen stets eine Brille zu tragen. In seiner Kleidung selbst war er einfach; ein einfacher Uniform-Ueberrock, eine Dienstmütze und ein Degen, wie ihn das frühere Reglement vorschrieb, hätten auf Märschen und in Schlachten Niemandem den obersten Heerführer verrathen.

schloß er mit den Worten: „Sie verlangen von mir Napoleonische Siege, Schlachten, wie Austerlitz und Jena. Ich bin kein Napoleon, und Polen hat nicht die Kräfte Frankreichs. Unser Gegner ist ein Riese, den man nicht mit einem Schlage fällen kann; wir bedürfen vor allen Dingen Zeit und Vorsicht. Gott wird über unsere Sache richten und uns in unserem Kampfe stärken.“

Kaum hatte er geendet, als mehrere Offiziere jeden Grades vortraten und ihm über seine Kriegsführung allerhand Ausstellungen machten. Er hörte Alle und widerlegte deren Einwürfe so gut es anging. Später arteten diese Diskussionen in Forderungen um Avancements aus; zuletzt wurden es sogar allerhand Prätensionen um Absetzung von Obersten, Kapitains &c., die den Offizieren nicht gefielen. Skrzynecki soll sich, so lautet es, nicht gescheut haben, durch Unregelmäßigkeiten und eine zu weit getriebene Nachgiebigkeit den Beifall der unruhigen Offiziere zu erwerben, und man schied darauf, dem Anscheine nach, zufrieden von einander. Doch unmittelbar nach dieser Scene kamen 5 Deputirte von Warschau mit der offiziellen Botschaft, daß der Generalissimus seiner Würde entsetzt sey und daß einstweilen General Dembinski den Oberbefehl führen solle. Die Nachricht hiervon war jedoch kaum bekannt geworden, als sich alle Offiziere von Einsicht, Patriotismus und Muth vereinigten und Skrzynecki ersuchten: „nach Warschau zu eilen, die Regierungsbehörde abzusetzen und sich an die Spitze der Regierung zu stellen.“ Der General aber blieb taub gegen alle Vorstellungen und Bitten. Er installirte vielmehr seinen Nachfolger und ermahnte die Truppen, ihrem neuen Anführer ergeben und

gehorsam zu seyn und auch ferner dem Vaterlande mit demselben Eifer zu dienen. Zugleich gelobte er ihnen, im Augenblicke der Gefahr an ihrer Seite zu fechten. Für den Augenblick blieb er bei dem neuen Generalissimus, der sich gegen ihn wie ein Ehrenmann betrug und sich gern den bessern Einsichten Skrzynecki's unterordnete. Als aber in der Nacht vom 14. zum 15. August jener bekannte Aufruhr in Warschau ausbrach, der Krukowiecki an die Spitze der Regierung brachte, wurde er gezwungen, beim östreichischen Residenten Schutz und Rettung zu suchen. Fürst Czartoryski flüchtete in derselben Nacht auf einem schlechten Pferde in's Lager nach Ottarzew, um so den Mörderhänden zu entgehen, und kam dort nur halb gekleidet, voller Furcht und Verzweiflung über sein Geschick, an.

So fiel Skrzynecki, und mit ihm Fürst Czartoryski, der kurz vorher noch dessen Absetzungsakte unterschrieben hatte. In der Politik von einem Gesichtspunkte ausgehend, der Skrzynecki unter andern Verhältnissen einen ehrenvollen Platz angewiesen haben würde, unterlag er im Kampfe mit einer Parthei, die nur sehr mittelmäßige Talente und ausschließlich weltliche Leidenschaften mit in's Spiel brachte, der aber die Eifersucht und der Wettkampf der Magnaten ihren Einfluß und ihre Waffen liehen. Seinen Sturz beschleunigte noch der Umstand, bei Beginn seiner Laufbahn zu große Hoffnungen von sich rege gemacht zu haben.

Folgende Züge aus Skrzynecki's Leben, die durchaus verbürgt sind, werden beitragen, seine Zeitgenossen mit einigen Verhältnissen aus demselben bekannter zu machen.

Als die Russen sich vorbereiteten, über die Weich-

sel zu gehen, machte Skrzynecki alle Anstalten, an der Bsurra eine Schlacht anzunehmen, und im Falle eine solche ungünstig ausfiele, Warschau zu evacuiren und den Schauplatz des Krieges auf das andere Weichselufer zu verlegen. Er hielt sich zu diesem Behuf in Warschau auf, um persönlich die Gemüther dazu vorzubereiten und manches einzuleiten, und anzuordnen. Da wird ihm durch einen Eilboten, zufällig bei einem Diner, die Nachricht, daß die Russen endlich übergegangen. „Meine Herren," redete er seine Gäste freudetrunken an, „so eben wird mir von einem Ereigniß, das die Wiedergeburt unseres Vaterlandes besiegeln wird und die endliche Entscheidung von dessen Schicksal herbeiführen muß, die frohe Kunde. Die Russen sind über die Weichsel gegangen. Der Wiederhersteller unserer Sache, unser Befreier Paskewitsch soll leben, — und bei Gläserklang und Champagner feierten er und seine Freunde ein Ereigniß, das der Vorbote der nahen Vernichtung ward."

Später, als General Skrzynecki seine Armee konzentrirte und zu schlagen beabsichtigte, erhoben sich viele Stimmen dagegen, meinend, daß diese keine Schlacht im freien Felde mehr wagen könne. General Chrzanowski reichte sogar ein weitläufiges Memoire darüber ein, und so ward Skrzynecki's Plan, ob durch Intrigue, ob durch das Verhängniß, das ist noch unentschieden, hintertrieben.

Wir wissen bereits, wie sich die Verhältnisse mit General Dembinski und nach den Ereignissen vom 15. August gestaltet. Skrzynecki mußte die Armee verlassen und flüchtete sich nach Warschau. Als jedoch der Kanonendonner vor der Hauptstadt erscholl, bot Skrzynecki schriftlich dem General Krukowiecki seine

Dienste an — er bat um ein Kommando, auch das kleinste solle ihm willkommen seyn. Er blieb ohne Antwort, und als einige Freunde Skrzynecki's solche pressirten, zerriß Krukowiecki den Brief und antwortete: voilà ma réponse — So weit zuverlässige Augenzeugen *) — Es ging Skrzynecki, wie es in Revolutionen unglücklichen Heerführern zu gehen pflegt. In seiner Zurückgezogenheit jedoch wird ihn die Meinung trösten können, welche die Bessern im Volke von ihm haben, und selbst die Geschichte wird ihm einen gleichmüthigen unbeweglichen Charakter, der mit gleicher Gelassenheit und gleich standhaftem Muthe den Wankelmuth des Volkes und den Wechsel des Kriegsglücks ertragen, nicht absprechen können.

*) Krukowiecki und Skrzynecki waren nie Freunde gewesen. In der Schlacht von Grochow hatten sich Beide so heftig überworfen, daß es zu einem höchst unanständigen Wortwechsel kam. Als später Skrzynecki Generalissimus ward, entfernte er Krukowiecki unter einer anständigen Firma von der aktiven Armee. Die Schlacht von Ostrolenka mußte Krukowiecki Gelegenheit geben, auf's Neue gegen Skrzynecki in die Schranken zu treten. Ein unbedeutender Umstand jedoch, ein paar abgeschlagene Dekorationen, brachte die Sache zum völligen Bruch. Krukowiecki mußte weichen, aber nur, um bald die höchste Stelle einzunehmen und Skrzynecki ganz zu verdrängen.

III.

Bemerkungen zu einem Aufsatz in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Jahrgang 1832. — Erstes Heft. — Seite 1—52,

betitelt:

„Beleuchtung der Frage, ob bei der Kriegs-Organisation der Feld-Artillerie Kanonen und Haubitzen in einer Batterie zusammengestellt werden müssen, oder ob man nur Kanonen oder nur Haubitzen zu einer Batterie zu vereinigen habe.“

In der Geschichte der kriegerischen Organisationen aller Zeiten findet man Spuren von der Vermischung verschiedenartiger, in einzelner Hinsicht starker oder schwacher Elemente zur Erreichung eines Ideals von selbstständiger Kraft, weil man zu allen Zeiten gefühlt hat, daß die wünschenswerthesten Eigenschaften eines militairischen Körpers sich nie in seinen verschiedenartigen einzelnen Theilen vereinigt finden. Wenn man endlich erkennt, daß in das auf diese Art gewonnene Ganze jeder einzelne Theil auch seine Schwächen mitbringt und sie zum In-

pediment desselben werden, so wiederholt sich gleichfalls nur die hundertfältig dagewesene Erfahrung früherer Jahrhunderte. Unter diese Erscheinungen gehört die Schöpfung der aus verschiedenartigen Geschützen zusammengesetzten Batterien *).

Der Herr Verfasser des oben bezeichneten Aufsatzes beginnt denselben mit der Anerkennung des Erfahrungssatzes, daß die Haubitzen in gemischten Batterien oft ein, ihrer eigenthümlichen Bestimmung und Natur nicht entsprechendes Feuer abgeben, und bestätigt die Wahrscheinlichkeit, daß, so lange Kanonen und Haubitzen in einer Batterie zusammengehalten werden, von jeder dieser Geschützgattungen nicht immer die größte absolute Wirkung wird erreicht werden können, verwahrt sich aber im Voraus gegen eine Wiederholung desselben, indem er sagt, „daß aus dem Zugeständniß dieser Sache allerdings die Nothwendigkeit folge, ihrer Wiederholung vorzubeugen."

(Seite 2.) Die Beleuchtung des vorliegenden Gegenstandes wird in drei Spezialfragen abgetheilt, nämlich:

I. Welche Form von Zusammensetzung der Batterien wird durch die bestehende Gesammtverbindung der Armee motivirt. (Taktischer Gesichtspunkt.)

II. Welche Formation sichert die Leistungen der Artillerie am meisten? (Artilleristischer Gesichtspunkt.)

III. Welche Formation ist ökonomisch vortheilhafter?

Die Wichtigkeit dieser drei Fragen wird mit Recht

*) Lespinasse, der Aufsehen genug gemacht hat, formirt ein wahres Monstrum von Batterie aus 2 schweren, 2 leichten Kanonen und 2 Haubitzen.

nach der Reihefolge gewürdiget, in welcher sie geordnet sind.

Erste Frage.

Für die Erörterung des ersten Punktes ist der Satz als Basis aufgestellt, „daß jedes Armeekorps alle Waffen in demselben Verhältniß in sich enthalten müsse, wie sie die ganze Armee enthält." Diese Voraussetzung ist indeß durch die, wenn auch noch nicht ausgesprochene, aber bereits durch zwölfjährige Friedens-Uebungen sanktionirte Formation der Kavallerie in selbstständige Korps, geradezu umgeworfen: Der Herr Verfasser formirt also seine Feld-Artillerie für die vergangenen Feldzüge, nicht für die künftigen. Im weitern Verfolg dieser Bemerkungen haben wir daher auf die von ihm für die Reserve-Kavallerie eines Armeekorps proponirte reitende Artillerie gar nicht Rücksicht nehmen, sondern nur die Formation der Kavallerie in selbstständige Korps und die Dotirung dieser Korps mit Artillerie in Betracht ziehen können.

Diese neue Formation der Reiterei bildet Korps von einer approximativen Stärke von 7500—8000 Pferden, und jedes derselben würde, um des Hrn. Verf. relatives Verhältniß der Geschützzahl gegen die Kopfzahl der Truppen beizubehalten, 32 Geschütze, 24 Kanonen und 8 Haubitzen, oder 4 Batterien, à 8, führen.

Bei den Friedens-Uebungen sind in einem Kavallerie-Korps 24 reitende Geschütze eingetheilt gewesen, welche in der Mitte der Brigaden sich bewegt haben. Eine offizielle Begutachtung dieses Gebrauchs von hoher Hand läßt zwar vermuthen, daß man der Artillerie im Kavallerie-Verbande künftig eine andere Stelle anw

sen wird: wo sie in demselben aber auch immer seyn möge, so wird aus dem Naturell der Kavallerie-Bewegungen immer die Nothwendigkeit hervorgehen, mit der genauesten Benutzung des kostbaren Moments ein Geschütz anzuwenden, welches ohne große Künstelei rasch zum Schuß ist *). Für diesen Anspruch ist die Bedienung der Haubitzen viel zu gekünstelt und fordert viel zu viel Ruhe; was sie in neuerer Zeit vielleicht an Sicherheit des Erfolges gewann, bezahlt sie mit dem, was das einmal entwickelte Kavallerie-Korps am wenigsten daran zu setzen hat, mit Zeitaufwand. Die beiden Haubitzen einer Batterie werden in den meisten Fällen wieder aufprotzen müssen, ehe sie noch einen einzigen, sorgfältig gerichteten Wurf gethan haben. Es wäre also wohl gerathener, sie gar nicht mit in's Feuer zu bringen.

Vortheilhaft würde in manchen Fällen eine Haubitz-Batterie zur Vorbereitung der entscheidenden Schläge mitwirken können, welche die Grundbestimmung der Kavallerie-Korps sind. Es läßt sich daher gar nicht absehen, warum für die Hauptform des Krieges, das rangirte Gefecht, die 32 Geschütze eines Kavallerie-Korps mit Benutzung des ganzen schon vorhandenen Materials nicht in 3 Kanonen- und 1 Haubitz-Batterie, à 8 Geschütze, formirt werden sollten, erstere zur unmittelbaren Unterstützung der Kavallerie, letztere für besondere Gefechtsfälle, da sich die Sache ganz wie von selbst darbietet **).

Kommt

*) Es leuchtet ein, daß sich die dem Kavallerie-Korps beigegebene Artillerie mit unsichtbaren Objekten eben so wenig beschäftigen könne, als die Kavallerie selbst.

**) Weiter unten etwas über die Wirkung eines einzelnen Haubitzzuges.

leicht am angemessensten, diese mit 10pfündigen zu vertauschen, und sie an die vom Herrn Verf. schon anerkannte (bisher von drei 12pfündigen Batterien zusammengeschossene) schwere Haubitz-Batterie abzugeben.

Es scheint nach diesen Betrachtungen, als wenn die Verhältnisse des taktischen Truppenverbandes der Armee einer Separation der Haubitzen von den Kanonen, für welche der Herr Verf. die Richtigkeit anderer Motive anerkannt hat, keine Hindernisse in den Weg legen könnten, wenn man überhaupt die Sache will. Wir gehen daher zur Erörterung der Rücksichten über, welche der artilleristische Gesichtspunkt der Sache gebieten kann.

Zweite Frage.

Der Herr Verf. zerlegt den artilleristischen Theil seiner Beleuchtung in folgende untergeordnete Fragen:

1) „Erfolgt der Gebrauch der Haubitzen im Kriege öfter in Zügen oder in größerer Anzahl?"

2) „Ist es schwieriger, gefahrvoller und Nachtheil bringender, die in gemischten Batterien zerstreuten Züge der Haubitzen zu einer Batterie für einige Zeit zu vereinigen, oder die Haubitzzüge, welche zerstreut gebraucht werden, für einige Zeit aus den Haubitz-Batterien zu entsenden?"

3) „Welcher von beiden Nachtheilen ist größer, zuweilen da Haubitzen zu haben, wo Kanonen mehr an ihrer rechten Stelle seyn würden, oder da nur Kanonen zu haben, wo man auch der Haubitzen bedarf?"

4) „Durch welche der beiden Organisations-Arten

wird die einsichtsvollste Führung im Gefecht und der beste Mechanismus in der Bedienung der Haubitzen herbeigeführt?"

5) „Welche Organisations-Art sichert den guten Zustand des gesammten Haubitz-Materials und Personals auf die Dauer am meisten?"

Ad 1. Zur Erledigung der ersten Frage bezieht sich der Herr Verf. auf die Grenzen des Minimums und Maximums der Geschützzahl einer Batterie. „Da nun die Haubitzen nur den dritten Theil der ganzen Geschützzahl ausmachen, so würde der kleinste taktische Truppenkörper, welcher die Vereinigung einer Haubitz-Batterie erlaubt, 12000 Mann Infanterie, oder 4500 Mann Kavallerie betragen müssen, wenn das ursprüngliche Organisations-Verhältniß nicht gleich bei der Ueberweisung verletzt werden soll." Hieraus wird der Schluß gezogen, daß die Haubitz-Batterien immer würden detaschiren müssen. Wir sind aber der Meinung, daß dies nur ganz ausnahmsweise der Fall seyn sollte, und zwar deshalb, weil einzelne Haubitzen bei der großen Unsicherheit des Wurfs an sich und besonders wegen der Schwierigkeit, den Effekt hinter deckenden Gegenständen zu beobachten, gar nicht verwendet werden sollten. Die Regel sollte seyn, die Haubitzen blos in Masse und nie aus der kläglichen Absicht zu gebrauchen, einem etwa verdeckt stehenden Bataillon einige Leute zu tödten, wenigstens nie in kleinerer Zahl als in halben Batterien *).

---

*) Was auch neuerdings für die Erhaltung des Projektils in der Vertikal-Ebene geschehen ist, so ist bei einigem Nachdenken nicht zu leugnen, daß es sehr schwer werden wird,

Wirklich zeigt auch die Kriegsgeschichte kein Beispiel von einer entscheidenden Wirkung der Haubitzen, weil ihre bisherige Vereinzelung das Zusammenziehen großer

---

die Abweichungen der Wurfweiten mit Erfolg zu bekämpfen, wenn man nicht, wie die Franzosen gethan haben, längere Haubitzen einführt. Auf den Friedens-Uebungsplätzen, wo man jede Entfernung von dem sichtbaren Ziele genau kennt, erlangt man illusorische Resultate, welche wohl nicht leicht Jemand auf ein bewegliches, gedecktes Ziel im Felde anwenden wollen wird, wo man nicht einmal an den deckenden Gegenstand heran kann, wo also auch alle Korrektion des Wurfes, die das sichtbare Ziel erlaubt, unmöglich wird. Aber gesetzt auch, man brächte alle Granaten in einen Bereich, von wo ihre Stücken die zu treffende Truppe erreichen könnten, so ergiebt eine sehr einfache Analyse der Bahn, welche die Stücke der krepirenden Granate beschreiben, wie sehr die Wahrscheinlichkeit des Treffens derselben überschätzt wird, und daß man davon sagen kann, was Napoleon bei Dresden zu einigen Italienern sagte, die sich vor einer Granate bückten: ah cujoni, non fa male *)!

Die Kraft, welche die Zersprengung der Granate bewirkt, kann nicht anders gedacht werden, als in der Richtung der Radien derselben. Liegt dieselbe auf der Erde, so geht $\frac{1}{3}$ der Sprengstücke, oder mehr, in den Boden, ein anderes Drittheil gerade in die Höhe oder in so hohem Bogen fort, daß sie erfolglos niederfallen. Es kann also blos die zwischen der horizontalen größten Durchschnittsebene der Granate und der obern Calotte liegende Zone treffende Stücke geben. Man stelle sich die Granate einige Schritte vor einer Truppenlinie liegend vor, so ist es klar, daß nur die Stücke jener Zone Treffer geben können, deren Radien in der Richtung gegen die Truppe liegen, d. h. von der Zone etwa $\frac{1}{6}$, oder von der ganzen Kugelfläche kaum $\frac{1}{14}$, d. h. von 14 Sprengstücken etwa eins. Wie wenig ist also gewonnen, wenn man auch die Granate so geworfen hat, daß sie dicht am Feinde crepirt! Noch ungünstiger würde sich das Verhältniß mit exzentrischen Gra-

*) Odeleben.

Massen unstatthaft machte *). Ueberhaupt wird die Haubitze nicht leicht entscheidend, sondern immer mehr beunruhigend wirken, und dies auch nur dann, wenn sie nicht vereinzelt wird. Die Ansicht des Herrn Verf., welcher die Anwendung vereinigter Haubitz-Batterien nur gegen das Ende der allgemeinen Gefechte sucht, scheint daher nicht zu rechtfertigen, eben so wenig, daß eine Kanonen-Batterie gegen eine gemischte bald in Nachtheil kommen müsse, und noch weniger, daß der Rollwurf einen Vorzug vor dem Rollschuß habe. Die Shrapnels kennen wir nur durch Tradition, erinnern uns aber des Urtheils englischer Offiziere, welche sie in den spanischen Feldzügen kennen gelernt hatten und ihnen ein sehr absprechendes Urtheil sprachen.

Der Herr Verf. zieht nun das Resultat, „daß man

---

näten stellen, wegen des ungleichen Widerstandes, den die nach außen strebende Kraft findet. Deshalb muß man die Haubitzen immer in Masse brauchen, weil man dann wenigstens auf die Einbildungskraft wirkt. Andere Vortheile der Haubitzen sind sehr zweifelhaft: die 7pfündige Leuchtkugel leuchtet bekanntlich schlecht, und die Brandkugeln kann man vernünftigerweise nur sehr selten anwenden, indem man einen Ort, den man angreifen will, um ihn passiren zu können, nicht anzünden wird, und einen, den man zu räumen genöthigt wird, viel besser mit der Hand anzündet, wodurch man es in der Gewalt behält, gerade den Punkt in Brand zu setzen, wo uns das Feuer am meisten nützen kann, d. h. da, wo die Straße am meisten zum Defilee wird. Wie schlecht der Kartätschwurf der Haubitze in Vergleich zu dem der Kanonen ist, brauchen wir keinem Artilleristen aus einander zu setzen.

*) Ueber den Effekt der großen Haubitz-Batterie im Gefecht bei Burkersdorf 1762 siehe Cognazzo: die östreichische *Kavallerie* verlor einige Pferde.

bei den Divisionen die Haubitzen öfter zugweise, als in vereinigter Batterie brauchen werde," — worin wir ihm beistimmen, in sofern die jetzige Zersplitterung der Haubitzen keinen bessern Gebrauch erlaubt, aber keinesweges, wenn davon die Rede ist, eine auf Vernunftgründe basirte Norm ihrer Anwendung in Vorschlag zu bringen.

Ad 2. In Betreff der zweiten Frage sagt der Hr. Verf.: „der Gebrauch einer ganzen Haubitz-Batterie könne nur dann eintreten, wenn das Armeekorps, oder wenigstens eine Division beisammen sey, und ferner nur dann, wenn man Zeit gehabt habe, die lokalen Verhältnisse zu erkennen." Letzteres muß zugestanden werden, gereicht aber den Haubitzen eben nicht sehr zur Empfehlung, da man bekanntlich sehr oft schlagen muß, um die Verhältnisse zu erkennen; für erstere Behauptung wäre wohl die Anführung von Gründen wünschenswerth gewesen, da der Satz ohne diese etwas nackt dasteht, indem man sehr leicht erwiedern könnte, daß man eine Haubitz-Batterie eben so gut neben eine Kompagnie, als neben eine Armee stellen kann, wenn man sie nur beisammen hat, und nicht pedantisch ist *). „Beide Verhältnisse," fährt der Herr Verf. fort, „schützten gegen Gefahr, und es sey ja leicht, die Haubitzzüge gemischter Batterien zusammenzuziehen, wenn diese nur noch nicht im Feuer wären. Das Entgegengesetzte würde stattfinden, wenn sie schon im Feuer

---

*) Oder meint der Herr Verf., daß es, der langsamen Bedienung der Haubitzen und ihrer daraus hervorgehenden Hülfslosigkeit wegen, nicht rathsam sey, sie zu sehr zu exponiren? —

Massen unstatthaft machte *). Ueberhaupt wird die Haubitze nicht leicht entscheidend, sondern immer mehr beunruhigend wirken, und dies auch nur dann, wenn sie nicht vereinzelt wird. Die Ansicht des Herrn Verf., welcher die Anwendung vereinigter Haubitz-Batterien nur gegen das Ende der allgemeinen Gefechte sucht, scheint daher nicht zu rechtfertigen, eben so wenig, daß eine Kanonen-Batterie gegen eine gemischte bald in Nachtheil kommen müsse, und noch weniger, daß der Rollwurf einen Vorzug vor dem Rollschuß habe. Die Shrapnels kennen wir nur durch Tradition, erinnern uns aber des Urtheils englischer Offiziere, welche sie in den spanischen Feldzügen kennen gelernt hatten und ihnen ein sehr absprechendes Urtheil sprachen.

Der Herr Verf. zieht nun das Resultat, „daß man

---

näten Stellen, wegen des ungleichen Widerstandes, den die nach außen strebende Kraft findet. Deshalb muß man die Haubitzen immer in Masse brauchen, weil man dann wenigstens auf die Einbildungskraft wirkt. Andere Vortheile der Haubitzen sind sehr zweifelhaft: die 7pfündige Leuchtkugel leuchtet bekanntlich schlecht, und die Brandkugeln kann man vernünftigerweise nur sehr selten anwenden, indem man einen Ort, den man angreifen will, um ihn passiren zu können, nicht anzünden wird, und einen, den man zu räumen genöthigt wird, viel besser mit der Hand anzündet, wodurch man es in der Gewalt behält, gerade den Punkt in Brand zu setzen, wo uns das Feuer am meisten nützen kann, d. h. da, wo die Straße am meisten zum Defilee wird. Wie schlecht der Kartätschwurf der Haubitze in Vergleich zu dem der Kanonen ist, brauchen wir keinem Artilleristen aus einander zu setzen.

*) Ueber den Effekt der großen Haubitz-Batterie im Gefecht bei Burkersdorf 1762 siehe Cognazzo: die östreichische Kavallerie verlor einige Pferde.

bei den Divisionen die Haubitzen öfter zugweise, als in vereinigter Batterie brauchen werde," — worin wir ihm beistimmen, in sofern die jetzige Zersplitterung der Haubitzen keinen bessern Gebrauch erlaubt, aber keineswegs, wenn davon die Rede ist, eine auf Vernunftgründe basirte Norm ihrer Anwendung in Vorschlag zu bringen.

Ad 2. In Betreff der zweiten Frage sagt der Hr. Verf.: „der Gebrauch einer ganzen Haubitz-Batterie könne nur dann eintreten, wenn das Armeekorps, oder wenigstens eine Division beisammen sey, und ferner nur dann, wenn man Zeit gehabt habe, die lokalen Verhältnisse zu erkennen." Letzteres muß zugestanden werden, gereicht aber den Haubitzen eben nicht sehr zur Empfehlung, da man bekanntlich sehr oft schlagen muß, um die Verhältnisse zu erkennen; für erstere Behauptung wäre wohl die Anführung von Gründen wünschenswerth gewesen, da der Satz ohne diese etwas nackt dasteht, indem man sehr leicht erwiedern könnte, daß man eine Haubitz-Batterie eben so gut neben eine Kompagnie, als neben eine Armee stellen kann, wenn man sie nur beisammen hat, und nicht pedantisch ist *). „Beide Verhältnisse," fährt der Herr Verf. fort, „schützten gegen Gefahr, und es sey ja leicht, die Haubitzzüge gemischter Batterien zusammenzuziehen, wenn diese nur noch nicht im Feuer wären. Das Entgegengesetzte würde stattfinden, wenn sie schon im Feuer

---

*) Oder meint der Herr Verf., daß es, der langsamen Bedienung der Haubitzen und ihrer daraus hervorgehenden Hülflosigkeit wegen, nicht rathsam sey, sie zu sehr zu exponiren? —

wären, dieser Fall könne aber fast nie vorkommen, da die Batterien der Divisionen nach Obigem beinahe immer mit Haubitzzügen vereinigt zu wirken hätten, oder wenn sie ausnahmsweise vereinigt wirken sollten, die Vereinigung vor dem Beginn des Gefechts statt gefunden haben müsse, und ferner deshalb, weil die Haubitzen der Reserve-Artillerie entweder vor dem Anfange des Gefechts bereits zur Vertheidigung aufgestellt gewesen seyen oder erst während der Entwickelung des Gefechts von Punkten außer dem Bereich des feindlichen Feuers ihre Bestimmung erhalten würden."

Wird die Divisions-Artillerie zur Einleitung des Gefechts, Deckung der Aufmärsche u. s. w. gebraucht, wie es nicht zu leugnen ist, daß es sehr oft wird geschehen müssen, so wird man die Haubitzzüge immer aus den gemischten Batterien, welche sich bereits im Feuer befinden, zusammenholen müssen. Die Schwierigkeit an sich, eine Artillerie aus dem Feuer zu ziehen, um sie anderwärts zu verwenden, abgerechnet, wäre es auch wohl der Mühe werth, zu untersuchen, welchen Zeitaufwand dies kostet. Die Front eines entwickelten Infanterie-Korps im rangirten Gefecht beträgt, wenn eine Brigade in Reserve geblieben ist, 9 Bataillone und 4 halbe Batterien; jedes der ersteren incl. Intervalle durchschnittlich zu 260, jede halbe Batterie zu 100 Schritt gerechnet, giebt 2740 Schritt. Der Standpunkt des kommandirenden Generals sey 800 Schritt hinter der Mitte des zweiten Treffens, also 1050 Schritt hinter der Divisions-Batterie der Mitte, so haben die entsendeten Adjutanten nach jedem der Flügel drei Minuten zu reiten. Zwei Minuten vergehen, um den Zug aus dem Feuer zu ziehen, und der entfernteste Flügelzug kommt, da kein

Haubitzführer seine Leute zum Laufen antreiben darf, frühestens nach 32 Minuten, vom Moment des Befehls an gerechnet, nach dem entgegengesetzten Flügel des Korps. Steht die von uns projektirte Haubitz-Batterie bei der Brigade der Reserve (Fig. 2.), so ist es schwer abzusehen, daß sie nicht, vereinzelt oder ganz, leichter disponibel für jeden Punkt seyn sollte, wo man Haubitzen wirken lassen will, als Züge, welche man erst aus der ganzen Linie zusammenholen soll. Das rangirte Gefecht ist jedoch der günstigste Fall: in zerstreuten Gefechten, wie sie die jetzige Kriegsführung in so großer Zahl mit sich bringt, sind die Entfernungen jedesmal größer. Nachdem der Hr. Verf. den Satz, „daß Haubitzen neben Kanonen oft ein ihrer Natur und Bestimmung nicht entsprechendes Feuer abzugeben genöthigt seyen," zugestanden hat, sollte man erwarten, daß auch hier keine Täuschung hätte einschleichen können.

Ad 3. Daß man die Haubitzen neben den Kanonen in's Feuer bringt, hat einen sehr einfachen Nachtheil: es locken nämlich diese Statisten eine gleiche Anzahl von feindlichen Geschützen uns gegenüber in's Feuer, und man wird, wie sich aus nachstehender Tabelle ergeben wird, zusammengeschossen, wenn der Feind für dieses Gefecht blos Kanonen verwendet. Die Anwendung der kleinen Ladungen gewährt unleugbar Vortheile, allein die Würfe folgen sich zu langsam, die Granate rasirt wenig und bleibt beim ersten Obstakel liegen, welches sie trifft. Was das Explodiren derselben sagen will, ist oben gezeigt worden: gegen Artillerie angewendet, ist aber das Verhältniß der treffenden Sprengstücke viel ungünstig als gegen Truppen, weil die Intervallen der Wird

schaden. Hier steht also die Haubitze in positivem Nachtheil. Vergleichen wir beide Geschützgattungen mit einander, so ergiebt sich folgendes Resultat *).

Vergleichung des Kartätschschusses in Betreff der in gleichem Zeitraum von beiden Kalibern treffenden Kugeln.

(Entfernung in Schritten.)

Entfernung.	6pfdige Kanone. Kugeln 2löthige.	6pfdige Kanone. Kugeln 6löthige.	7pfdige Haubitze.	Bemerkung.
200	176	—	—	Für die Haubitze fehlen die Angaben.
300	132	—	—	
400	108	—	43	
500	88	52	35	
600 **)	—	40	30	

*) In Rücksicht der Zeit, welche die Bedienung fordert, haben wir in nachstehender Tabelle folgende Verhältnisse zum Grunde gelegt, welche jeder erfahrene Artillerist billig finden wird:

1) Eine Kanone thut zwei Schuß, während die Haubitze einen Bogenwurf mit kleiner Ladung thut.
2) Eine Kanone thut 3 Rollschüsse, während die Haubitze zwei Rollwürfe thut.
3) Eine Kanone thut vier Kartätschschüsse, während die Haubitze 2½ Kartätschwürfe thut.

**) Auf größere Entfernungen halten wir den Kartätschschuß bei beiden Kalibern für sehr übel angewendet. Die Tabelle ergiebt, daß die Haubitze im Kartätschschuß auf die Dauer nicht gegen Kanonen fechten kann, vorzüglich auf die kleineren Entfernungen. Die Kartätschen der Haubitze sind mehr für den Fall der Defensive und mehr gegen Truppen als gegen Artillerie brauchbar.

Vergleichstabelle des Kugelschusses und Granatwurfs in Betreff der von beiden Geschützen in gleichem Zeitraum treffenden Projektilen.

Entfernung.	Treffer in gleichem Zeitraum.	
	6pfdige Kanone.	7pfdige Haubitze.
600 bis 750	Der Schuß ist, wenn Nr. 4. die Elevation einmal kennt, überaus sicher und vernichtend. 80	Mit voller Feldladung schlechten Effekt, mit kleiner Ladung aber: Bogenwurf 19 Rollwurf 45 *)
750 bis 850	Günstige und entschiedene Wirkung des Schusses. 58	Volle Feldladung nicht brauchbar. Mit kleiner Ladung: Bogenwurf 15 Rollwurf **) 34
900 bis 1000	40	Kleine Ladung. Bogenwurf 11 Rollwurf 30
1100	36	Kleine Ladung. Bogenwurf 9 Rollwurf 28
1200	Roll- wie Bogenschuß 27	Bogenwurf 8 Rollwurf 26
1300	Bogenschuß 23 Rollschuß 24	Bogenwurf 7 Rollwurf 23
1400	Bogenschuß 21 Rollschuß 24	Bogenwurf 6 Rollwurf 20
1500	Bogenschuß 16 Rollschuß 23	Bogenwurf 5 Rollwurf 17

*) Der Rollwurf ist allerdings gut, es ist aber zu erwägen, daß er mit der Erwartung eines so günstigen Ergebnisses fast nirgends angewendet werden kann, da er einen ganz ebenen und festen Boden fordert und daß die Granate sehr matt an den Feind kommt. Der Bogenwurf mit voller Ladung kommt fast gar nicht in Betracht. Der Rollwurf mit derselben ist gleichfalls ungünstiger als mit der kleinen Ladung.

In Betreff des Werthes, welchen der Artillerist dem Rollschuß und Wurf überhaupt beizulegen hat, findet sich unsere Meinung in der folgenden Note.

**) Wir verwahren uns bei den hier angegebenen We-

In Rücksicht der kleinen Entfernungen von 7 bis 1200 Schritt ergiebt sich aus der Tabelle Seite 59, daß die 7pfdige Haubitze mit der 6pfdigen Kanone in großer

---

taten des Rollers beider Geschützgattungen gegen die Voraussetzung, als seyen wir geneigt, diese auf ebenen Schießplätzen gewonnenen Ergebnisse auf den Gebrauch im Felde anwenden zu wollen. Um für den Effekt des in allen Artillerien adoptirten Rollschusses einen Maaßstab zu bekommen, vergleiche man die Rapporte der Artillerie über den Munitionsaufwand nach großen Schlachten mit den Verlust-Rapporten der Truppen, ziehe von letzterer Summe ab, was dem ungleich wirksameren Infanterie- und Kartätschfeuer und der blanken Waffe anheimfällt und man wird über den Unterschied gegen die illusorischen Resultate der Friedens-Uebungen erstaunen. Dieser Unterschied fällt größtentheils auf Rechnung des Rollschusses und überhaupt des Schusses auf zu große Entfernungen. Die Beobachtung auf Uebungsplätzen lehrt schon, daß das schärfste Auge auf gleichfarbigen Flächen die flachen Vertiefungen und Erhöhungen des Terrains auf die Entfernungen nicht zu unterscheiden vermag, wohin die ersten Aufschläge der Kugeln fallen. Welchen Einfluß solche kleine Unebenheiten und etwa vorhandene Gräben auf den Rollschuß haben, kann man bei jeder Schieß-Uebung sehen, und wir selbst kennen mehr als einen Schießplatz, wo auf mehrere Entfernungen kein einziger Rollschuß trifft. Die Anwendung des Rollschusses im Felde sollte daher durch die Regel beschränkt werden, ihn nie zu gebrauchen, wenn man nicht auf dem Terrain, welches er durchlaufen soll, vorher selbst gewesen ist, also nur beim Rückzuge und bei vorbereiteten Positionen. Im raschen Vordringen ist seine Wirkung immer sehr problematisch, auch sagen die Entfernungen des sehr wirksamen Bogenschusses dem geistigen Elemente einer solchen Bewegung mehr zu. (Ueber das Schießen der Artillerie auf große Entfernungen siehe die Instruktion Friedrich's II., die es wohl verdiente, in der Erinnerung der Enkel derer aufgefrischt zu werden, für welche sie ursprünglich geschrieben wurde.)

Differenz der Wirkung steht und gegen selbige ungedeckt nicht in die Schranken treten kann. In der engeren Truppenverbindung ist sie überdieß wegen des Zeitverlustes bis zum ersten Wurf geradezu unbrauchbar.

Ihre Kartätschwirkung steht der des 6pfders so sehr nach, daß ihre Entfernung aus den Divisions-Batterien sehr wünschenswerth erscheint. Hierzu kommt noch, daß sich der Kommandeur einer Batterie während des Aufmarsches zu sehr mit den taktischen Verhältnissen des Gefechts beschäftigen muß, als daß er sich der minutiösen Sorge für Elevation und Ladung zweier verschiedener Geschützarten hinreichend widmen könnte.

Der Nachtheil, an solchen Stellen Haubitzen zu haben, wo man mit Kanonen mehr bewirken würde, scheint also vom Herrn Verf. viel zu niedrig angeschlagen worden zu seyn. Die von ihm gestellte Alternative ist sehr leicht durch unsere, oben vorgeschlagene Formation beseitigt, in welcher sich die aus den Haubitzen der Divisions-Artillerie formirten Batterien immer so à portée befinden können, daß man sie nie entbehren wird, besonders wenn man den Grundsatz festhält, nicht überall Haubitzen haben zu wollen, wo es sich um nichts Wichtigeres handelt, als ein paar feindliche, eben in eine Terrainfalte verkrochene Truppenzüge zu haubitziren, — ein Eifer, durch welchen niemals eine Entscheidung herbeigeführt werden wird.

Ad 4. Diese Frage beantwortet sich so ganz von selbst, daß wir sie ganz unerörtert lassen wollen. Das vom Hrn. Verf. gefundene Resultat: „daß die Führung und der Mechanismus der Bewegung der Divisions-Haubitzen (nämlich nur dieser) durch Eintheilung in ge-

mischte Batterien am meisten befördert werde," schützt ihn wenigstens gewiß vor dem Verdachte, als sey er seinem ursprünglichen Vorsatz, eine Beleuchtung zu liefern, untreu geworden, und habe es vorgezogen, eine Apologie bereits bestehender Formen aufzustellen.

Ad 5. Im Wesentlichen gilt für diese Frage, was über die vorhergehende gesagt ist: ihre Beantwortung fällt gleichsam in die Hand, und wir dürfen uns wohl auf die, Seite 52 und flg. unserer Bemerkungen ausgesprochene Meinung berufen, daß man die Haubitzen nicht zu sehr vereinzeln sollte.

Der Herr Verf. zieht nun aus den 5 Partial-Resultaten das Hauptergebniß, wonach er seine Divisions-Artillerie läßt, wie sie ist, d. h. mit Haubitzen gemischt, „weil bei den bestehenden Heeresformen die Schwierigkeit der Entsendung zu groß werden würde." Es würde überflüssig seyn, das Resultat unserer Bemerkungen dem aufmerksamen Leser am Schlusse dieses Abschnitts zu wiederholen.

Dritte Frage.
(Oekonomischer Gesichtspunkt.)

Die von uns vorgeschlagene Formation überhebt uns aller Bemerkungen über diesen Abschnitt, welcher im Wesentlichen nichts enthält, als daß, wenn man bei gleicher Totalsumme der Geschütze die Batterien zu 6 statt zu 8 Geschützen formiren wolle, man mehr Batterie-Kommandeurs ꝛc., mehr Vorrathswagen und mehr Feldschmieden, also auch mehr Geld brauchen werde.

In dem vom Herrn Verf. gezogenen, in 22 Punk-

ten gefaßten Hauptergebniß seiner Untersuchung (siehe Seite 44) stellen sich unsere Ansichten nach dem geführten Raisonnement wie folgt:

ad 1. Zugegeben.

ad 2. ⎫
: 3. ⎪ Jede Infanterie- und jede Kavallerie-Division erhält eine Batterie von 8 6pfündigen
: 4. ⎬ Kanonen; auf jedes Kavallerie- und jedes Infanterie-Korps ist eine à portée zu hal-
: 5. ⎭ tende Haubitz-Batterie gerechnet.

Die Batterien sind, um die günstigsten Verhältnisse der Gliederung zu erlangen, zu 8 Geschützen zu formiren.

ad 6. Zugegeben.

ad 7. Siehe Seite 49 unserer Bemerkungen.

ad 8. Zugegeben.

ad 9. Werden die Haubitzen zugweise vereinzelt, so werden sie fehlerhaft gebraucht und können nichts entscheiden.

ad 10. Zugegeben.

ad 11. Wir erklären uns für das Entgegengesetzte.

ad 12. Ueber die Formation der Reserve-Artillerie sind wir ganz des Hrn. Verf. Ansicht.

ad 13. Seite 57 sqq. unserer Bemerkungen.

ad 14. Nachtheile, welche sich bei der einen zeigen, müssen auch wohl der andern zur Last fallen.

ad 15. Zugegeben.

ad 16. Die dieses Resultat begründen sollende Gedankenfolge scheint späteren Ursprungs zu seyn, als das Resultat selbst, von welchem der Herr Verf. gegen seine bessere Ueberzeugung nicht hat abgehen wollen.

ad 17 und 18. Ist so natürlich, daß es keiner Bestätigung bedarf.

ad 19. Erscheint gegen 18. inkonsequent und als nicht hinreichend begründet durch den Text (S. 38).

ad 20. Die etwa in der Reserve befindlichen Batterien müssen ihre Haubitzen eben so abgeben, als alle andern.

ad 22 und 23. Bedarf keiner Bemerkung.

Die Lösung des vom Hrn. Verf. gegebenen Versprechens, seine Ansichten über den Gebrauch der einzelnen Haubitzzüge mitzutheilen, wird einem wesentlichen Bedürfniß abhelfen und hoffentlich manche schiefe Ansicht über das Wesen und den Gebrauch der Haubitzen mit Erfolg bekämpfen.

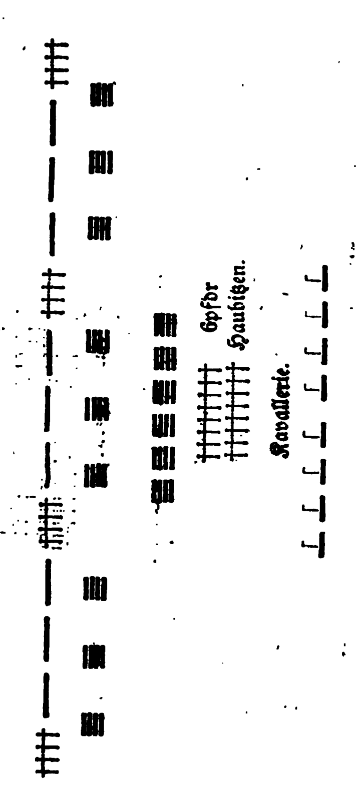
Im Juni 1832.

Figur 1.

Haubitz-Batterie.

Kavallerie.

Reserve-Artillerie.



Figur 2.

IV.

Reise von Berlin nach Christiania.

Vom

Herrn Hauptmann v. Versen.

(Fortsetzung.)

Fünfte Tagereise.

Von Jönköping nach	Dröpshult	$\frac{3}{4}$	Meilen.
„	Vestrakärra	$1\frac{5}{8}$	„
„	Slättång	$1\frac{1}{2}$	„
„	Leaby	$1\frac{3}{4}$	„
„	Falköping	$\frac{5}{8}$	„
„	Gökkem	$\frac{3}{4}$	„

Als ich den westlichen, freien und steilen Thalrand erstiegen hatte, blickte ich noch zum letzten Male in die schöne, weite Thallandschaft von Jönköping hinab; darauf folgt ein Birkenwald mit freien Aussichten über hübsche, kleine Landschaften.

In Dröpshult fand ich in einer ordinairen Bauernkneipe die Erfahrung bestätigt, daß die ländlichen Gasthöfe nahe vor *einer* Stadt in der Regel schlecht sind,

weil die Reisenden dort selten übernachten oder sich bewirthen lassen, indem sie solches in der nahen Stadt besser haben können; jedoch giebt es auch rühmliche Ausnahmen von dieser Regel. Hinter Dröpshult tritt man in Skaraborgs-Län ein, welches den westlichen Theil der Provinz Wester-Gothland bildet, die zu den fruchtbarsten des Landes gehört. —

Nach Vestrakärra passirt man einen öden, bergigen Kiefernwald, selten erscheint ein Haus, und selten hat man einen freien Blick. Die Chaussee von Jönköping bis hierher ist nur mittelmäßig, die Pferde sind vortrefflich und die Wagen niedrig, aber vierrädrig. In Vestrakärra ward ich in einem vornehmen und saubern Gasthofe trefflich bewirthet. Während ich hier auf's Pferd warte, kommt ein alter Wandersmann mit schneeweißem, langen Bart an dem Kinn auf der Landstraße einhergezogen; er nimmt die Mildthätigkeit der Frau Gastgifverin in Anspruch, und sein seltsames Aeußere frappirt. Die Habseligkeiten trug er in einem kleinen Tornister an Stricken, sein Anzug war höchst dürftig. Barfuß durchlief er Schweden nach allen Richtungen, ohne ein bestimmtes Obdach zu haben. In gebrochenem Deutsch erzählte er mir, daß er 76 Jahre alt und ein Schneidergesell aus Stockholm sey, daß er nie so viel Geld gehabt, um den Meistergrad zu erkaufen, und jetzt wegen seiner schwachen Augen nicht mehr arbeiten könne, daher von der Mildthätigkeit der Landleute lebe, die er auf seinen weiten Wanderungen besuche, und daß er täglich 8 bis 10 preuß. Meilen zurücklege, eine Aussage, die mir auch von der Gastgifverin bestätigt wurde. Sein volles blühendes Gesicht, der rüstige Körper mit einer *militairisch* geraden Haltung, die Lebhaftigkeit seines Gan-

ges ließen in ihm keineswegs einen 76jährigen Schneidergesellen vermuthen.

Nach Slåttång kam ich durch eine waldige Gebirgsgegend, die jedoch nicht öde ist, man kommt bei mehreren einzelnen Gehöften und Ackerstücken vorbei, und es giebt viel Abwechselungen und freie Aussichten über hübsche Seelandschaften; die Hitze war sehr drückend und anhaltend.

Vor Slåttång ward die Straße auffallend lebhaft, viel Bauern begegneten mir lustig auf ihren Karren vorbeijagend, denn in Slåttång war Jahrmarkt. Eine große Menge von Landleuten wogte bei der drükkendsten Mittagshitze in den engen, langen Gassen herum, welche die Krambuden bildeten, darunter auch kleine Menagerien und andere Gaukeleien hinter großen bemalten und vielversprechenden Vorhängen etablirt waren. Frauen und Männer lagern in geselligen Kreisen auf der Landstraße umher, und verzehren unter freiem Himmel ihre mitgebrachten Mahlzeiten; überall herrscht lauter Jubel ohne störende Excesse. Alle Zimmer des Gasthofes sind mit trunkenen Landleuten angefüllt, und die langen Bänke des großen Saals im oberen Stockwerke mit geputzten Bauerfrauen dicht besetzt. Sie zeichnen sich hier durch einen hohen Wuchs und überhaupt durch ein vortheilhaftes Aeußere im Gang und in der Haltung aus; fast alle trugen hohe Männerhüte aus schwarzem Stroh geflochten, wodurch ihre natürliche hohe Leibesgestalt noch größer erschien. Der Gastgifver rannte geschäftig und wild umher, die vielen Anforderungen zu befriedigen, mit denen er von allen Seiten bestürmt wurde. Unter diesen Umständen hielt ich mich für mein baldiges Fortkommen vergessen, aber in einer halben Stunde schon er-

scheint, im Gewühl sich durchdrängend, mein neuer Skiots, der jedoch, wie ich wohl erwarten konnte, schwer berauscht ankam. Ich war äußerst froh, mit meinem trunkenen Postillon ohne Unglück, jedoch unter Schimpfen und Fluchen, zwischen den Buden durch das dichte Gewühl gekommen zu seyn; aber wir hatten kaum das Freie erreicht, als derselbe bei jedem Gehöfte zu halten begehrte, um seinen brennenden Durst nach Branntwein zu befriedigen, so daß mir nichts Anderes übrig blieb, als ihn in einer Schänke sitzen zu lassen, um allein davon zu jagen. Auf der nächsten Station gab ich Pferd und Wagen ab, schrieb aber den Vorfall zur weiteren Bestrafung, nach gesetzlicher Vorschrift, in das Stations-Tagebuch ein.

Gleich hinter Slättång nimmt die Gegend plötzlich einen ganz anderen Charakter an, und behält denselben auch über Falköping bis Gökkem. Man übersieht nämlich eine weite, ganz freie Ebene mit großen Ackerflächen, nirgends zeigt sich Wald; einzelne Hügelreihen ziehen durch die Ebene. Die Chaussee liegt frei, der Sonne und dem Winde ausgesetzt, und ist deshalb steiniger und holpriger. Es ist dies die große Ebene von Falköping, auf der nahe bei der Stadt im Jahre 1388 jene merkwürdige Schlacht geliefert wurde, in der die Königin von Norwegen, Margarethe — die nordische Semiramis — den König Albrecht von Schweden schlug und ihn, nebst seinem Sohne, gefangen nahm. Sie war jene berühmte Königin, die durch ihre Verwandtschaft die Ansprüche auf drei nordische Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen, geltend machte, als Wittwe des Königs von Norwegen, als Tochter des Königs von Dänemark und als Schwiegertochter des Königs Smek von Schweden, nach dessen Absetzung

die Schweden den Herzog Ulrich von Mecklenburg auf den Thron gesetzt hatten. Er [illegible] zur Nieder-lage erlitt, nach der Margarethe durch die Union zu Calmar alle drei Reiche unter ihre Herrschaft vereinigte.

Nahe vor Falköping, vielleicht eine [illegible] bis eine halbe Meile, erscheint eine hohe [illegible], ganz steile Bergwand von 457 Fuß Höhe über [illegible], an deren Fuß der Weg auf einer Strecke von 500 Schritt entlang führt. Ihre [illegible] Lage in dieser [illegible], [illegible] Ebene fällt auf; sie ist bis oben hinauf nur eine Rasendecke bekleidet, die jedoch auf [illegible] Grunde liegen muß, weil sich ein loser Erdschlag auf die Dauer nicht so steil erhalten kann; wirklich treten auch, besonders am oberen Theile, einzelne Felspartien nackt hervor. [illegible] nannte sie die „Ålle Berge." Hinter ihnen folgt wieder die große freie Ebene, an deren nördlichem Ende bald darauf die Stadt Falköping erscheint. Unmittelbar hinter derselben erheben sich, in der Richtung von Osten nach Westen streichend, die Mösse-Berge, vielleicht zu einer Höhe von 844 pariser Fuß. Sie erscheinen von der Südseite her größtentheils ganz kahl, nur der obere, ungefähr dritte Theil des Abhangs ist bewaldet, und der übrige Theil desselben bildet zwei Hochterrassen, auf denen mehrere einzelne Gehöfte, deren große Wiesen und Ackerflächen zur Stadt hinabziehen, eine romantische Lage haben. In meinem Prospekt, den ich von der Südseite der Stadt nahm, bildet dieser Höhenzug einen hübschen Hintergrund. Nach den übrigen drei Seiten sind die Umgebungen der Stadt eben und frei. Die ganze Gegend ist fruchtbar und gut angebaut.

Falköping ist eine kleine Landstadt mit geradlini-

gen Straßen; die Häuser sind aus reinem Holz erbaut, und alle dunkelroth angestrichen. Ich habe bemerkt, daß dieser dunkelrothe Anstrich auf dem Lande allgemein, in den größeren Städten aber gewöhnlich nur bei den Häusern der ärmeren Leute vorkommt. Die Stadt hat kaum 500 Einwohner, die sich alle vom Ackerbau nähren und dabei nicht arm zu seyn scheinen.

Nach Gökkem passirte ich auf ziemlich guter Chaussee die nordwestliche Fortsetzung der vorerwähnten, freien, weiten Ebene, welche hier ebenfalls noch gut angebaut ist. Gökkem ist ein ansehnliches, geschlossenes Dorf, wie man solche nur in den Ebenen findet; denn in den übrigen Gebirgsstrichen Schwedens sind die zu einem Kirchspiel gehörigen Gehöfte einzeln, oft meilenweit, herumgestreut. Seit mehreren Tagen schon währte anhaltend eine drückende Hitze, und Alles sehnte sich nach einem erquickenden Regen.

Das schlechte Nachtquartier in Gökkem, wo ein dürftiger, einäugiger Leinweber Gastgifver ist, bestätigt meine Warnung vor den Gasthöfen in der Nähe der Städte. Schmutz und Dürftigkeit hatten hier in Allem, was mich umgab, den höchsten Grad erreicht, und die abgezehrten Gesichter der ganzen Familie erhöhten das Jammerbild dieses unseligen Hausstandes. Nie habe ich auf der ganzen Reise einen so traurigen und ekelhaften Ort wieder gesehen.

Sechste Tagereise:

Von Gökkem nach	Algustorp	1¼	Meile.
=	Håkantorp	2	=
=	Grastorp	1½	=
=	Munkesteen	1½	=
=	Wenersborg	1	=

Die erste Station bietet nur eine öde, ebene Heidestrecke dar, die; mit niedrigen Tannen besetzt, sehr einförmig erscheinen würde, wenn sie nicht von einzelnen fetten Wiesenfleckchen unterbrochen würde, auf denen schöne Elsen und Birken ihren angenehmen, kräftig duftenden Geruch verbreiten.

Den folgenden Relais-Ort Håkantorp fand ich auf meiner Acrellschen Post-Charte nicht verzeichnet; er war neu etablirt, und jene Charte ist im Jahre 1811 erschienen. Dessen ungeachtet habe ich auf dieser 17 Jahre alten Charte doch nur wenig veränderte Stationsorte gefunden, — eine Bemerkung, die ich schon im vorigen Sommer 1827 auf meiner größeren Tour durch Schweden über Stockholm bis nach Dalecarlien Gelegenheit hatte zu machen, welches auch wohl die Ursache seyn mag, daß seit dieser Zeit noch keine neue Post-Charte erschienen ist. Es wäre sehr zu wünschen, wenn eine ähnliche von Norwegen herauskäme.

Die Station nach Håkantorp stellt sich viel besser dar; man übersieht eine fruchtbare, trefflich angebaute Ebene, auf der sich, nahe und fern, geschlossene Dörfer und einzelne ansehnliche Gehöfte zeigen, deren nettes und sauberes Aeußere Wohlstand verrathen.

Schon um 7 Uhr Morgens war es drückend heiß.

Die Straße gehört, nach der Bezeichnung der Charte, seit Falköping nicht mehr zu den Hauptstraßen, und ist daher nur schmal, aber dennoch in einem vortrefflich fahrbaren Zustande. Auf der folgenden Station zeigt sich die Fortsetzung der vorerwähnten fruchtbaren, freien Ebene, aber eine halbe Meile vor Grastorp bietet sich auf derselben eine so auffallende Erscheinung dar, wie ich sie in dieser Art in ganz Schweden nicht sah. Es er-

heben sich nämlich mitten aus der weiten, fast wagerecht flachen und kornreichen Ebene mehrere kolossale Felsblöcke oder vielmehr Felsmassen von 20 bis 30 Fuß Höhe, die ganz isolirt und zerstreut umherliegen, und oft einige hundert Schritte Umfang haben. Da sie oben abgerundet und zum Theil ganz kahl, aber auch grün bemoos't sind, so erscheinen sie von fern als dunkele Hügel. Große, glatte Felsplatten ziehen sich quer über die Straße hinweg, so daß man mehrmals 20 bis 30 Schritte weit mit dem Wagen über den nackten Granit hinwegrollt. Im Hintergrunde erblickte ich die lange Reihe der Hunne- und Halleberge, bis zu deren Fuß sich die große Ebene ausbreitet. Auf der Landstraße begegneten mir fleißige Bauerfrauen mit ihren Strickzeugen, und keine ging vorüber, ohne still zu stehen und mit einem tiefen Knicks ihren ehrerbietigen Gruß anzubringen, was sich bei diesen Frauen possierlich ausnimmt.

Einen seltsamen Anblick gewährt hier die Bauart der Windmühlen, indem sie unmittelbar auf dem Dache des niedrigen Wohnhauses stehen.

Nahe vor Grastorp hatte ich die von Skara nach Wenersborg führende Hauptstraße erreicht; hinter Grastorp geht es noch eine halbe Meile durch jene weite Ebene, auf der ringsum geschlossene Dorfschaften stehen. Die Straße führt gerade auf die lange Felsenreihe der Hunne- und Halleberge (400 pariser Fuß hoch) zu, welche aus dieser Ebene immer imposanter aufzusteigen scheint, je mehr man sich ihr nähert. Nachdem ich den vorliegenden waldigen Absatz derselben erstiegen hatte, befand ich mich hart an dem Fuße dieser kolossalen Felswand. Die vortreffliche Chaussee nimmt

hier [illegible] folgt [illegible] liegenden [illegible] links [illegible] rische [illegible] und [illegible] einander [illegible] len [illegible]

[illegible] Weg [illegible] die [illegible]

Der [illegible] (Gasthof, [illegible] meiner [illegible] Er liegt [illegible] Straße, [illegible] gegeben [illegible] gezeichneter [illegible] büsche in malerisch [illegible] ebenen, weiten [illegible], [illegible] übermäßige und erhabende [illegible].

in Deutschland noch nicht empfand, so hatten doch die schönen Wiesen und das dichte hohe Getreide ein so frisches Ansehen, als hätte es erst vor Kurzem geregnet.

Der linke oder südliche Thalrand erhebt sich steil zu einer ansehnlichen Höhe, und ist bis oben hinauf mit schönen Tannen dicht bewaldet; nur an einzelnen wenigen Stellen treten Felswände nackt hervor. Eine Wassermühle, deren Räder durch ein von felsigem Thalrand herabstürzendes Wasser in Bewegung gesetzt werden, behauptet an einer solchen hervortretenden Felswand einen höchst verwegenen Stand, indem sie mit dem Wohnhause am Felsen gleichsam nur zu hangen schien.

Die vortreffliche Chaussee führt am rechten nördlichen Thalrande entlang, der von einer schroffen und imposanten Felswand gebildet wird, die aus Basalt besteht, und eine senkrechte Höhe von mehreren hundert Fuß haben kann. Die ganze Wand gewährt einen eigenen Anblick, indem sie glatt und säulenförmig emporsteigt.

Eine Viertelstunde vor der Ankunft am Götastrom, wo sich der Weg nach Wenersborg von dem nach Trollhättan und Gothenburg scheidet, hat man die reizende Aetta-Stupe nebst den Hunne- und Halleberge schon hinter sich, deren diesseitige westliche Wand, steil und dicht bewaldet, zur fruchtbaren weiten Thalebene des Götastroms abfällt.

Auf einer 30 bis 50 Schritt langen, schmalen Holzbrücke, die nur für einen Wagen Raum hat, passirte ich einen Arm des Götastroms, der hier, in einem engen Felsbette zusammengepreßt, schäumend und wild unter der Brücke hinwegstürzt, und hier wohl nicht befahren werden kann. Bald darauf kam ich über einen zweiten Arm, der ruhiger zwischen anmuthigen Wiesenufern hin-

fließt; dann folgt eine kurze, ebene Kiefernstrecke, hinter der ich durch den Anblick der weiten, freien Ebene überrascht ward, in welcher sich zwischen dichtem Laub der dicke Kirchthurm von Wenersborg, und dahinter die unabsehbare Fläche des ungeheuren Wener-See's präsentirt, der zu den größten Landsee'n Europa's gehört.

Wenersborg ist die Hauptstadt von Elfborgs-Län, eine Statthalterschaft, die sich in nördlicher Richtung am linken Ufer des Wener-See's hinaufzieht und die auch unter dem Namen der Provinz Dalsland bekannt ist. Wenersborg ist der Sitz des Landhöfdings oder Statthalters, und hat doch kaum 2000 Einwohner, die wegen der günstigen Lage hart am Südende des Wener-See's und nicht fern von dessen Ausflusse, dem breiten Götastrome, einen lebhaften Handel treibt. Die Westseite der Stadt umgiebt der Wener-See mit einer breiten Bucht (Vaßbotte genannt), über die ein 600 bis 700 Schritt langer und brückenförmiger Felsdamm nach dem jenseitigen hohen Ufer führt, auf welchem die Hauptstraße nach Norwegen fortgeht. Es ist dies ein Riesenwerk, dessen Großartigkeit und Festigkeit Bewunderung erregt. Der Anfang desselben an der Stadtseite besteht aus einer Zugbrücke von 20 bis 30 Schritt Länge, welche über die Verengung der Bucht führt, die dort das eigentliche Fahrwasser bildet; denn hier liegen zu beiden Seiten der Brücke Schiffe, theils zum Ausbessern, theils zum Verladen. An dieselbe schließt sich unmittelbar, in westlicher Richtung fortsetzend, jener Damm, und nördlich vor demselben steht, in der ganzen Länge des Dammes, die breite Wasserfläche der Bucht gleichsam aufgestaut; unmittelba hinter dem Damme dehnt sich eine (jetzt trockene) [illegible] senfläche aus, hinter welcher wieder eine 600 [illegible]

Schritt breite Erweiterung der Bucht erscheint, in die das schmale Fahrwasser hineinfließt. Durch den südlichen Ausfluß dieses Waßbotte geht die Schifffahrt gerade in den Götastrom, der weiter oberhalb kurz nach seinem Ausfluß aus dem Wener-See wegen Wasserfälle nicht zu passiren ist. — Jener Ausfluß aus dem Waßbotte schien mir künstlich angelegt, da er ganz geradlinig fortgeht. Der Damm ist 10 bis 12 Schritt breit, aus großen gesprengten Felsblöcken, 8 bis 10 Fuß hoch aufgemauert, oben chaussirt und mit einem Brückengeländer versehen. Alle 170 Schritt ist er durch eine 10 Schritt lange hölzerne Brücke unterbrochen, unter welcher die obere Wasserfläche der Bucht nach Umständen abläuft oder gestaut wird.

Die Stadt ist ganz regelmäßig gebaut, und fast eben so breit als lang; 14 bis 16 ziemlich breite und ganz gradlinige Straßen durchschneiden sich rechtwinklig in gleichen Abständen und sind nach den 4 Weltgegenden gerichtet. Uebrigens ist die Stadt offen und nirgend eine Spur von Befestigung. Die Häuser bestehen aus reinem Holz und sind entweder gelb, oder roth, auch weiß gestrichen, im Ganzen nicht von so gutem Ansehen als in Jönköping. Verfolgt man eine der nördlichen Straßen, so zeigt sich bei allen Querstraßen eine Durchsicht rechts oder östlich nach der Felsenreihe der Halleberge, links nach dem nicht sehr hohen Waldufer des Wener-See's. — Hinter den nördlichsten Häusern der Stadt folgt eine flache, 400 bis 600 Schritt lange Wiesenstrecke, die zuletzt mit mehreren niedrigen Felszungen in den Wener-See vorspringt. Große Granitplatten, die mehr als 100 Schritt Umfang haben, und über die ein schmaler Fahrweg aus der Stadt nach dem See

führt, ziehen sich quer durch die ganze Wiese. Auf dem Ende einer solchen Felszunge, an welche die Wellen des ungeheuren See's schäumend anschlagen, hat man einen wahrhaft erhabenen Anblick vor sich. Auf der unabsehbaren Fläche dieses großen Landmeeres, welches 130,7 pariser Fuß über dem Meer liegt, zieht eine lange Reihe von Schiffen mit schwellenden Segeln heran, von denen die letzten am äußersten Horizont nur noch als dunkele Punkte erscheinen. Im Vordergrunde treten an verschiedenen Stellen lange, scharfkantige Klippenreihen aus dem Spiegel des See's, jedoch nur niedrig, hervor, wovon die entferntesten wohl 1000 Schritte vom diesseitigen Ufer entfernt sind und sich als dunkele Streifen präsentiren. Rechts tritt die lange Felsenreihe der Halleberge als Ufer des vordersten, nicht so breiten Theiles des See's hervor, die schroffe, nackte Wand erschien, von der Abendsonne hell beleuchtet, in einer weißgrauen Farbe. Schmale Waldstreifen bedecken den Fuß derselben, und ziehen sich auch auf dem Kamm entlang. — In weiter Ferne hinter dieser Felsenreihe tritt die schmale Landzunge Wenersnäs, welche fast 3 geographische Meilen weit in den Wener-See vorspringt, als ein niedriger dunkler Streif vor. Der See wird hinter dieser Landzunge noch beträchtlich breiter. Links steigt das bewaldete Ufer des großen See's sanft an.

Als ich nach meinem Gasthofe zurückkehrte, ertönte aus dem oberen Stockwerke eine laute Musik herab, und der Gastwirth entdeckte mir mit wichtiger Miene, daß ein russischer Kammermusikus bei seiner Durchreise ein Violinconcert gebe. Die Hoffnung, hier die Honoratioren der Stadt *auf Einem* Centralpunkte kennen zu lernen, *zog mich hinauf*. Am Eingang vor der Saalthür

saßen zwei junge Damen, die mir für 24 Schillinge (8½ Sgr.) ein Billet zum ersten Platz aufdrangen. — In der Mitte des Saals standen zehn Bänke ohne Lehne, besetzt mit elf Damen, die in dem weiten Raum des großen Saals auf einen kleinen Haufen zusammengedrängt saßen und sich fürchterlich ennuyirten. — Massiv an Gestalt und Gesicht, schienen die feinen Töne und Variationen des Künstlers, so wie die gewaltigen Sprünge aus der höchsten Höhe in die tiefste Tiefe, gar keinen Eindruck auf sie zu machen. Man sah ihnen an, daß sie sich nach dem Ende sehnten. Funfzehn ebenfalls sehr komplette Herren standen ehrerbietig und voll erzwungener Attention an den Seitenwänden herum, und beeiferten sich, den Virtuos mit Bezeigung ihres rauschenden Beifalls für die Gefühllosigkeit der Damen zu entschädigen. Ein schwedischer Kapitain aus der Garnison unterstützte gastfrei den Fremden mit seiner Violine, und die Militairmusik des Orts war zum Akkompagniren kondemnirt oder kommandirt, denn ihr Lohn mag kümmerlich genug oder gar nicht ausgefallen seyn. Der sogenannte kaiserlich russische Kammermusikus war ein verschrumpfter bejahrter Geck. Jeden Bogenstrich begleitete er mit den empfindsamsten Bewegungen seines Körpers, und bei den schnellen Takten warf er den Kopf heftig nach allen Seiten, und schnitt so fürchterliche Grimassen, daß ich bei längerem Aufenthalt riskirte, von den entzückten Zuhörern hinausgewiesen zu werden, indem ich nur noch mit Mühe ein laut ausbrechendes Lachen zurückhalten konnte.

Siebente Tagereise.

Von Wenersborg nach Dykalla 1¼ Meile.
" " Hackerud ⅛ "

Von

Von Hackerud nach	Fölen	1½	Meile.
"	Tangabola	1	"
"	Sturabön	1¼	"
"	Torpane	¾	"
"	Hyndalebyn	2	"
"	Lundby	1½	"

An einem schönen Morgen fuhr ich über den langen Felsdamm des Vaßbotte und das jenseitige, ziemlich steile, kaum 100 Fuß hohe Felsufer hinauf, dessen Felsen in großen abgerundeten kahlen Platten zum Spiegel des großen Weener-See's allmählig hinabziehen, nur hier und da sind sie mit niedrigem Gesträuch bedeckt; dann folgt ein niedriger Kiefern-, hierauf aber ein hoher Tannenwald, hinter dem sich eine freie, fruchtbare Ackerebene mit Dykalla's schöner Kirche zeigt, im Hintergrunde ferne blaue Bergketten. Die Chaussee ist etwas steinig, dabei eben. Es war schon um sechs Uhr Morgens drükkend heiß.

Auf der folgenden Station sieht man zu beiden Seiten des ebenen Weges nichts als Granitblöcke mit niedrigem Tannengesträuch bedeckt, selten erscheint ein kleines Ackerfeld.

In Hackerud traf ich einen schwedischen Offizier, der auf der Reise zum Uebungslager seines Regiments begriffen war; er sprach etwas Deutsch, kaute aber Tabak, eine unangenehme Gewohnheit, die man hier häufig und sogar bei solchen Leuten antrifft.

Auf der dritten Station nach Fölen passirte ich viele schmale, steile Bergrücken. Kaum hat man den einen mühsam erklimmt, so geht es wieder steil zum Fuß des folgenden hinab. Es ist das Thur Fjeld. — Große und kleine See'n füllen die Tiefen zwischen jenen Bergrük-

und da diese von schroffen bewaldeten Felsufern umgeben sind, an deren Fuß schöne Wiesen und fruchtbare schmale Aecker sich hinziehen, so bilden sie lauter kleine, anmuthige Seelandschaften, die im auffallendsten Kontrast zu jenem wüsten und abschreckenden Klippenmeer des darauf folgenden Sticks-Fjeld bei Fölen stehen. — Ungeachtet der steilen Abstürze ist die Chaussee zwar etwas steinig und schmal, aber dennoch gut. An einer Stelle war sie so steil, daß beim Hinabfahren mein Pferd stürzte, und ich mit einem Satz aus der zerbrechlichen Karre glücklich noch auf den Beinen zu stehen kam.

Bald darauf erscheint auf einem der hohen Seeufer das große und schöne Gehöft des Probsts Stigen. — Es hat eine romantische aber höchst isolirte und einsame Lage, denn ringsum nichts als Wald, Felsen und See'n leuchtet das hölzerne, mit hellgelber Farbe gestrichene schöne Wohngebäude freundlich entgegen. Der vorliegende Garten zieht sich terrassenförmig zur Heerstraße hinab. Die ganze Gegend ist öde, denn man erblickt nur alle Viertel- oder halbe Meile eine einzelne, dabei dürftige Wohnung.

Gegen Mittag war ich in Fölen, einer einzelnen niedrigen Bauernhütte auf dem erhabenen freien Felsrücken des Sticks-Fjeld. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen von der öden Felswüste, die ich hier oben weit übersah. — So weit das Auge reicht, erblickt es nichts als lange kahle Klippenreihen, die mit ihren gleichlaufenden langen Zügen und Spaltungen feststehenden Meereswellen gleichen. — An einzelnen Stellen erscheinen auf diesen völlig nackten Klippenwellen hohe Tannen in Gruppen. Man begreift nicht, von wo ihre Wurzeln Nahrung hernehmen, ja wie solche dort über-

haupt einen festen Stand behaupten können; aber von der brennenden Sonne verzehrt hängen sie traurig ihre dürren Zweige herab, deren verdorrte Nadeln der ganzen Waldgruppe eine wüste, aschgraue Farbe geben, die im abschreckendsten Einklang mit der weißgrauen Farbe der nackten, von aller übrigen Vegetation völlig entblößten Klippen steht und das Abschreckende dieses großen Wüstengemäldes noch um Vieles erhöht. Nur selten blickt am obern Theil der Tannen noch ein dunkelgrünes, grell abstechendes Büschelchen hervor, welches von der Alles verzehrenden Sonnengluth verschont blieb.

In der Absicht, meinen Hunger zu stillen, trat ich gebückt in die hölzerne Wohnhütte des Gastgifvers, mit welcher allein hier oben der Ort Fölen bezeichnet ist, denn nirgend erspäht der forschende Blick in diesem Klippenmeer noch eine menschliche Wohnung. — Schmutz und Dürftigkeit starrten mir aus allen Winkeln entgegen, und bei dem jammervollen Ansehn der Bewohner ließ sich erwarten, daß ich hier auf Leibesstärkung verzichten müsse.

Der Gastgifver, ein langer, hagerer Mann, dessen dunkele Haare wild über die Stirn und über die kleinen blinzenden Augen herabhingen, hatte das finstere und verhungerte Ansehn eines Verbrechers, der zu lebenslänglicher Verbannung auf unwirthbare Felsen verdammt war. — Seine zerrissene und schmutzige Bekleidung ward noch bei weitem von dem unsaubern Aeußern seiner Gattin übertroffen, die in ihren fliegenden, lange nicht gekämmten Haaren, und bei ihrem bleichen, abgezehrten Gesicht wie ein wahres Hexenbild Grauen erregte.

Bei *meinem Eintritt* las der Hausherr seiner Familie *aus der Bibel und* dem Gesangbuch etwas vor. —

Es war heute Sonntag, und dieser einsame, von einer Kirche so ferne Ort mochte wohl selbst diese Menschen zur Andacht stimmen, wenn der Sonntag an den Dienst des Herrn mahnt und so die gräßliche Einförmigkeit ihres Lebens in dieser öden, von Menschen und Thieren verlassenen Felswüste unterbricht.

Bei der großen Hitze hatte ich brennenden Durst und begehrte Milch, die mir in einem gegenüberliegenden Zimmer, das die Speisekammer zu seyn schien, aus einem schmutzigen Faß in einem hölzernen Becher gereicht wurde. Dies Zimmer schien aber auch zugleich die Logirstube für Fremde zu seyn, denn ich sah dort ein paar mit schmutzigen Decken versehene Betten stehen, zwischen denen ein frischgeschlachtetes Schwein hing. Das ganze Mobiliar und alle übrigen Geräthe schienen von hohem Alter zu seyn, sehr verfallen und von Schmutz starrend. Ich wünschte mir Glück, hier nicht mit Einbruch der Nacht angekommen zu seyn.

Es schien dies überhaupt ein neu eingerichteter Stationsort zu seyn, denn ich fand noch kein Stations-Tagebuch daselbst.

Auf der folgenden Station nach Tangobola (auf der Charte Tangelanda) passirt man wieder jene schmalen, felsigen Bergrücken, zu denen man sehr steil hinauf- und eben so wieder hinabfährt, jedoch sind die tiefen Abschnitte zwischen denselben nicht wie auf der vorigen Station mit See'n angefüllt, sondern mit fruchtbaren Aeckern und frischen Wiesen geschmückt. In der Ferne zeigen sich schon häufiger einzelne Häuser und ganze Gehöfte, die oft auf grünen Hügeln im engen Thal romantisch liegen. Alles nimmt plötzlich ein besseres, sogar wohlhabendes Ansehen an. Die Chaussee ist zwar schmal, aber in vor-

trefflichem Zustand, und der große, saubere Gasthof in Tangobola entschädigt reichlich für die herben Entbehrungen im Schmutznest Fölen.

Bei Stura Torp war ich von der Hauptstraße nach Fredrickshald rechts abgekommen und traf erst Nachts bei Lundby wieder auf ihr ein.

Auf dieser Nebenstraße, die zwar nur eine Wagenbreite hat, aber in einem trefflich fahrbaren Zustand ist, passirte ich bis Hindalebyn eine weite, fruchtbare und herrlich angebaute Thallandschaft, die von fernen, waldigen, nicht hohen Bergreihen eingeschlossen ist.

Ich fand hier kräftige, wohlgenährte und schön gestaltete Landleute, und ward in den Relais-Orten dieser Nebenstraße eben so prompt expedirt, — jedoch scheinen sie zur Aufnahme der Reisenden nicht eingerichtet zu seyn.

Eine Meile vor Hindalebyn geht es eine kurze Strecke über schmale, niedrige und bewaldete Bergrücken steil auf und ab, sie schienen die letzten Ausläufer einer höhern, östlich belegenen Bergreihe zu seyn. — Nahe vor Hindalebyn wird die Gegend wieder frei, aber der Boden ist uneben, trägt den Gebirgscharakter und ist, unangebaut, nur zu großen Viehweiden benutzt.

Wer bei Nacht in Hindalebyn ankommt, muß biwakiren. An eine Logirstube für Fremde ist in diesem elenden Hause nicht zu denken. — Die ganze Familie saß in der Wohnstube um den glühenden Backofen herum, zwar schweißtriefend, aber doch ganz behaglich, und draußen schon war eine drückende Hitze!

Auf der folgenden Station nach Lundby passirte ich anfangs eine bergige Waldgegend und kam bei der hohen schönen Kirche von Vester-Ed vorbei, die unter al-

ten Eichen und Buchen hell hervorleuchtet und auf dem grünen Ufer eines See's eine anmuthige Lage hat. — Der Weg biegt plötzlich links zwischen diesem und dem Stor-See (großen See) hindurch; letzterer erscheint rechts wie ein langer Strom, mit hohen steilen Waldufern schön umkränzt. — Hierauf windet sich der Weg mit mehreren Zickzacks eine beträchtliche Felsenhöhe so steil hinauf, daß ich absteigen mußte; es war das Tofteдals-Fjeld, — das höchste Gebirge, was ich bis jetzt in Schweden sah und passirte, das aber doch wohl kaum 2000 Fuß absolute Höhe hat. — Oben erscheint zwischen kahlen, niedrigen Felsen ein großer See, deren ich überhaupt beim Hinauffahren mehrere in verschiedener Höhe kurz auf einander folgend erblickte. Eine ungewöhnliche Erscheinung! — Die Straße über diese Bergmasse ist aus gesprengten Felsblöcken erbaut, und ungeachtet hier gewiß große Schwierigkeiten zu überwältigen waren, so muß man doch den vortrefflichen Zustand derselben bewundern.

Jenseits stürzt die Chaussee noch steiler und plötzlicher zu der fruchtbaren weiten Ebene bei Lundby hinab, die mit ansehnlichen Gehöften zahlreich bedeckt ist und von hier oben einen höchst anziehenden Anblick gewährt. — Es war schon 12 Uhr Nachts und noch so hell, daß ich lesen konnte; bald nachher bemerkte ich Morgen- und Abend-Dämmerung zu gleicher Zeit.

In Lundby fand ich einen ansehnlichen Gasthof, welcher nebst den umliegenden großen Gehöften den Wohlstand der Bewohner verräth. — Ungeachtet ich erst um Mitternacht anlangte, und die Leute aus dem tiefsten Schlaf weckte, so waren sie doch freundlich und gefällig,

eine Bemerkung, die ich in Schweden und Norwegen recht oft, in Deutschland recht selten gemacht habe.

Die Provinz Dalsland (Thalland), welche ich heute durchreis't habe, verdient mit Recht ihren Namen, denn der Wechsel von Thal und Berg ist hier so plötzlich und dicht auf einander folgend, daß es ein charakteristisches Merkmal wird.

Eine anhaltend drückende Hitze schien den Boden, wenigstens die Oberfläche, völlig ausgedörrt zu haben, dessen ungeachtet stand das Getreide überall stramm und in Fülle, und die Wiesen zeigten immerdar ein frisches, unverwelktes Grün.

Achte Tagereise.

Von Lundby nach	Högen	1	Meile.
"	Prästebacke	$1\frac{1}{4}$	"
"	Bö	$1\frac{1}{2}$	"
"	Fredricksbald	$\frac{1}{2}$	"

Auf der ersten Station sah ich anfangs eine freie, öde, ganz ebene Gegend, die mit Heidekraut bedeckt ist, dann folgt nahe vor Högen eine öde, felsige Waldstrecke. Dies ist der letzte schwedische Stationsort. Der Gastgifver, ein junger unhöflicher Bauerkerl, ritt bei meiner Ankunft fort; er hatte in seinem modisch verschnittenen, grauen Leibrock ein lächerliches Ansehn. In seinem dürftigen Hauswesen war die Frau und das Gesinde mit Spinnen und Weben beschäftigt. Die Unfreundlichkeit dieser Bewohner, die öde isolirte Lage des Hauses im Walde, der Schmutz und völlige Mangel einer gastlichen Aufnahme in demselben machen hier den Abschied aus Schweden leicht, um so mehr, da der nun folgende erste norwegische Gasthof durch Nettigkeit und Sauberkeit, so

wie durch die Gefälligkeit des freundlichen Wirths im auffallendsten Kontrast zu jenem steht.

Diese Station über die Grenze ward fast in einem Karriere, und zwar in einer Stunde, zurückgelegt; es waren $1\frac{1}{4}$ norwegische, fast $1\frac{3}{4}$ deutsche Meilen. — Auf schwimmenden und gewöhnlichen Brücken ging es über mehrere längliche See'n durch eine öde Waldstrecke fort, die nur selten eine freie Durchsicht gewährt.

Der große norwegische Gasthof Prästebacke hat eine einsame Lage am südlichen Ende des Oehr=See, ringsum ist er von Waldbergen eingeschlossen.

Nach einer Stunde erschien mein erster norwegischer Skiots (Postillon). Es war ein 18jähriger Bursche, dessen feine Gesichtsbildung und moderner Anzug keinem gewöhnlichen Bauerssohn anzugehören schien. — Die sonderbare Karre, welche er zu meiner Fortschaffung mitbrachte, frappirte mich anfangs so sehr, daß ich erst nach langer Ueberlegung eine Vorstellung davon fassen konnte, wie es möglich sey, einen Menschen, geschweige denn zwei auf derselben fortzubringen, ja ich behaupte, daß diese Karre allein im Stande ist, einen Fremden schon an der Grenze Norwegens zu dem Entschluß zu bringen, gleich wieder Kehrt zu machen. — Man denke sich eine zweirädrige Schinderkarre, aber viel kürzer. — An jeder Seite des unsicheren Sitzes, auf meinem Felleisen, eine kurze Reihe Stäbe, wovon die längsten in der Mitte einen halben Fuß über dem Boden der Karre standen und die andern nach vorn und hinten abnehmend gar keinen Schutz vor dem Herunterfallen gewährten, dazu denke man sich hier unglücklicherweise noch einen *steinigen Weg* und eine drückende Hitze, um einen *Begriff von der Pein* zu bekommen, die ich nun fast zwei

norwegische oder drei deutsche Meilen weit auszustehen hatte. — Da der vordere Theil der Karre höher stand, so mußte ich außerdem rückwärts fahren. Wo und wie mein eleganter Fuhrmann vorn noch einen Platz gefunden hat, das blieb mir verborgen und kümmerte mich auch wenig, da die Erhaltung der Balance meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. — Die ersten Wagen, welche die Menschen erfanden, können nicht so unvollkommen gewesen seyn, und niemals habe ich auf meiner folgenden Reise durch Norwegen ein solches Fuhrwerk wieder gesehen.

Kolossale Granitblöcke und ganze Felswände, spärlich mit Tannen bewachsen, hemmen jeden Blick seitwärts, selten erscheint eine einzelne Wohnung, und nachdem man sich so $1\frac{1}{4}$ norwegische Meilen auf der Höhe eines waldigen Plateau's durchgequält hat, steht man plötzlich und unerwartet am hohen, steilen Nordrand desselben, und ist von der herrlichen, weiten Aussicht, die sich hier vor einem ausbreitet, auf das Angenehmste überrascht.

Man übersieht nämlich das weite, reizende Thal eines kleinen Flusses, welcher eine halbe Meile nördlich auf den fernen Bergen entspringt, die als ein schöner Hintergrund dieses romantischen Thalbildes alle umliegenden Berge überhöhen, und auf denen man die schwachen Umrisse der Forts Oeverbierget und Güldenlöw entdeckt, besonders ersteres, welches, zur Linken, als der höchste Punkt der ganzen Gegend erscheint.

Die vielen schönen Kornfelder und frischen Wiesen, welche den Grund dieses 600 bis 700 Schritt breiten Thals schmücken, und sich zum Theil an den steilen Thalrändern *ziemlich hoch* hinaufziehen, so wie die Menge *ansehnlicher*, *sauberer* Bauerhöfe und vornehmer L

häuser, welche einzeln herumgestreut oft eine romantische Lage auf dem Thalrand haben, geben diesem Thal ein höchst belebtes Ansehn, im auffallendsten Kontrast zu der, unmittelbar vorher passirten, öden Waldstrecke. Auf dem hohen, steilen Thalrand zur Linken starren nackte Granitwände aus den dunkeln Tannen; der zur Rechten ist eben so steil und hoch, aber die Felsen sind dort unter höhern und dichtern Tannen versteckt.

Die Chaussee führt in mehreren Zickzacks und dennoch sehr steil in's Thal hinab, und ist dabei vortrefflich. Beim Hinabfahren bemerkte ich links die Fortsetzung dieses Thals, das mit einer südwestlichen Bengung nach dem Jöde Fjord hinabzieht, sich aber dorthin verengt, von hohen steilen Wänden eingeschlossen und wenig, zuletzt gar nicht mehr angebaut und bewohnt ist.

Die nun folgende Fahrt nördlich in dem, eine halbe Meile langen, reizenden Thal hinauf ist durch die Mannichfaltigkeit der umgebenden Gärten, Wiesen, Landhäuser u. s. w. recht ergötzlich. Die Chaussee folgt dabei dem Fuß des linken Thalrandes und überschreitet den schmalen Fluß, welcher das Thal zwischen blumigen Wiesen durchschlängelt. — Sie geht dabei ganz eben fort, bis sie sich am Ende des Thals, plötzlich links wendend, sehr steil und mit mehreren Windungen zur Höhe des Forts Frederickſteen erhebt. Mühsam erklimmt man die ansehnliche Höhe bis zum Thor jenes Forts und wird hier oben von einer Aussicht überrascht, die ich zu den schönsten und erhabensten meiner Reise zähle. Das Plötzliche und Unerwartete ist es ganz besonders, welches den bezaubernden Anblick dieses herrlichen Natur-Schauspiels unbeschreiblich erhöht. — Die außerordentliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die sich hier zu-

sammendrängen, die schroffen und pittoresken Formen der Berg- und Felsmassen, die Lebhaftigkeit des Hafens und der Stadt Fredrickshald, in die man lothrecht wie in ein Putzkästchen hineinsieht, indem sie nach dem letzten verheerenden Brande ganz neu wieder ertstanden ist, — läßt anfangs keinen festen Blick auf einen Gegenstand zu. Das trunkene Auge schweift unstät herum und verliert sich im Felsenschlund des langen Svinesund, der sich mit seinen großen und vielen Windungen dem forschenden Auge noch in großer Ferne zeigt, und mit seinen zahlreichen, herauf- und hinabschwimmenden Segeln das Erhabene dieses herrlichen Gemäldes erhöht. — Zunächst unter mir stiegen höchst imposant, wie zwei hohe Waldpyramiden, die Inseln Sau-Öe und Brat-Öe aus dem Idde Fjord 400 bis 500 Fuß hoch, und so schroff herauf, daß die majestätisch hohen Tannen, mit denen diese beiden Felskolosse ziemlich dicht bespickt sind, auf einander zu stehen schienen. Jenseit der Stadt erhebt sich hoch und steil das felsige und dicht bewaldete Ufer des Tistedal-Elv und des Svinesund. Auf einer erhabenen Stelle desselben steht seit der Feier des Johannistags ein kolossales Kreuz aufgerichtet.

Schon mehrmals ist Fredrickshald durch Feuersbrünste heimgesucht worden, die um so verwüstender seyn mußten, weil fast die ganze Stadt aus reinem Holz aufgeführt ist. Selbst jetzt ist sie wieder bis auf 3 oder 4 massive Häuser aus bloßem Holz neu erstanden. Am verheerendsten war die letzte Feuersbrunst vor 2 Jahren. Nur wenige Häuser am nördlichsten Ende der Stadt blieben verschont. Als nämlich die Entbindungsfeier der *Kronprinzessin von Schweden* durch Kanonensalven von *der Festung herunter* der Stadt verkündet ward, sollen

häuser, welche einzeln herumgestreut oft eine romantische Lage auf dem Thalrand haben, geben diesem Thal ein höchst belebtes Ansehn, im auffallendsten Kontrast zu der, unmittelbar vorher passirten, öden Waldstrecke. Auf dem hohen, steilen Thalrand zur Linken starren nackte Granitwände aus den dunkeln Tannen; der zur Rechten ist eben so steil und hoch, aber die Felsen sind dort unter höhern und dichtern Tannen versteckt.

Die Chaussee führt in mehreren Zickzacks und dennoch sehr steil in's Thal hinab, und ist dabei vortrefflich. Beim Hinabfahren bemerkte ich links die Fortsetzung dieses Thals, das mit einer südwestlichen Beugung nach dem Jdde Fjord hinabzieht, sich aber dorthin verengt, von hohen steilen Wänden eingeschlossen und wenig, zuletzt gar nicht mehr angebaut und bewohnt ist.

Die nun folgende Fahrt nördlich in dem, eine halbe Meile langen, reizenden Thal hinauf ist durch die Mannichfaltigkeit der umgebenden Gärten, Wiesen, Landhäuser u. s. w. recht ergötzlich. Die Chaussee folgt dabei dem Fuß des linken Thalrandes und überschreitet den schmalen Fluß, welcher das Thal zwischen blumigen Wiesen durchschlängelt. — Sie geht dabei ganz eben fort, bis sie sich am Ende des Thals, plötzlich links wendend, sehr steil und mit mehreren Windungen zur Höhe des Forts Frederickſteen erhebt. Mühsam erklimmt man die ansehnliche Höhe bis zum Thor jenes Forts und wird hier oben von einer Aussicht überrascht, die ich zu den schönsten und erhabensten meiner Reise zähle. Das Plötzliche und Unerwartete ist es ganz besonders, welches den bezaubernden Anblick dieses herrlichen Natur-Schauspiels unbeschreiblich erhöht. — Die außerordentliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die sich hier zu-

sammendrängen, die schroffen und pittoresken Formen der Berg- und Felsmassen, die Lebhaftigkeit des Hafens und der Stadt Fredrickshald, in die man lothrecht wie in ein Putzkästchen hineinsieht, indem sie nach dem letzten verheerenden Brande ganz neu wieder ertstanden ist, — läßt anfangs keinen festen Blick auf einen Gegenstand zu. Das trunkene Auge schweift unstät herum und verliert sich im Felsenschlund des langen Svinesund, der sich mit seinen großen und vielen Windungen dem forschenden Auge noch in großer Ferne zeigt, und mit seinen zahlreichen, herauf- und hinabschwimmenden Segeln das Erhabene dieses herrlichen Gemäldes erhöht. — Zunächst unter mir stiegen höchst imposant, wie zwei hohe Waldpyramiden, die Inseln Sau-Öe und Brat-Öe aus dem Idde Fjord 400 bis 500 Fuß hoch, und so schroff herauf, daß die majestätisch hohen Tannen, mit denen diese beiden Felskolosse ziemlich dicht bespickt sind, auf einander zu stehen schienen. Jenseit der Stadt erhebt sich hoch und steil das felsige und dicht bewaldete Ufer des Tistedal-Elv und des Svinesund. Auf einer erhabenen Stelle desselben steht seit der Feier des Johannistags ein kolossales Kreuz aufgerichtet.

Schon mehrmals ist Fredrickshald durch Feuersbrünste heimgesucht worden, die um so verwüstender seyn mußten, weil fast die ganze Stadt aus reinem Holz aufgeführt ist. Selbst jetzt ist sie wieder bis auf 3 oder 4 massive Häuser aus bloßem Holz neu erstanden. Am verheerendsten war die letzte Feuersbrunst vor 2 Jahren. Nur wenige Häuser am nördlichsten Ende der Stadt blieben verschont. Als nämlich die Entbindungsfeier der Kronprinzessin von Schweden durch Kanonensalven von der Festung herunter der Stadt verkündet ward, f

bezeichnet, wo Carl XII. bei der Belagerung des Forts Fredrickſteen fiel, nachdem er Gyldenlöw erſtürmt hatte. Der große Held ward von einer Piſtolenkugel getödtet, und wer hier an Ort und Stelle die große Entfernung vom Fort Fredrickſteen betrachtet, dem leuchtet ein, daß jene verhängnißvolle Kugel, die das thatenreiche Leben des Helden beſchloß, nicht aus dem Fort, ſondern nur aus der Piſtole eines Meuchelmörders gekommen ſeyn kann. — Wer es nicht weiß, der ſieht es dieſem unbedeutenden Obelisk nicht an, welche merkwürdige Stelle durch ihn bezeichnet wird. Er iſt kaum 10 Fuß hoch und auf allen Seiten ſo zerbröckelt, daß kaum noch die speziellen Formen deſſelben zu erkennen ſind, weil ſelten ein Fremder vorbeigeht, der ſich nicht ein Stück zum Andenken abſchlägt. Dies Monument ſteht auf einem kleinen Raſenplatz, von dichtem Laubgebüſch umgeben, und iſt mit einer Inſchrift verſehen, über welcher der Namenszug CXII. unter einer Krone ſteht. Früher ſtand hier gar nur ein einfaches Holzkreuz.

So lebhaft ſich auch das Andenken an dieſen großen Helden in dem Herzen eines jeden Schweden erhält, ſo befremdet es anfangs doch ſehr, ſeine Bildſäule in Stockholm nicht zu finden, um ſo mehr, da dort vier Königen: Guſtav I. Vaſa, Guſtav Adolph, Guſtav III. und Carl XIII., koſtbare Statüen aus Erz errichtet ſind.

Die unerſättliche Begierde nach Heldenruhm, die Carl XII. unaufhörlich zu den abenteuerlichſten Unternehmungen trieb, mit denen er die koſtbarſten Staatskräfte vergeudete und den Staat von der anſehnlichen Macht und Höhe herabſtürzte, auf die ihn ſeine berühmten Vorgänger geſtellt hatten, wirft einen Schatten auf

sein thatenreiches Leben, und scheint nicht mit Unrecht den Ruf zu schmälern, mit dem sich die übrigen schwedischen Heldenkönige umstrahlten. Später hörte ich, daß die Bildsäulen Carls X., Carls XI. und auch die Carls XII., jedoch in Marmor, angefertigt werden.

Von Carls XII. Monument hatten wir nur noch kaum 300 Schritt bis zum Fort Gyldenlöw, dessen alte, ziemlich verfallene Mauern, die aus gesprengten Felsblöcken zusammengesetzt sind, ein längliches, unregelmäßig gebrochenes Polygon bilden. Ueber der Mauer erhebt sich 20 bis 30 Fuß hoch ein aus gesprengten Felsen erbautes Haus, jetzt ein Pulvermagazin. Ein gewölbtes Thor führt von der Westseite durch die Mauer. Das ganze Fort steht am nordöstlichen Ende des Felsplateau's, so daß seine nördliche und östliche Mauerlinie sich unmittelbar auf dem äußersten Rand der schroffen Felswand erheben.

Wir wandten uns nun 100 Schritt südlich nach der merkwürdigen Felswand, die jenes Plateau auf der Südseite umgiebt und die Carl XII. mit seinen Kriegern erstieg. Sie ist zwar nicht so hoch, als die nördliche, dessen ungeachtet begreift man schwer, wie es, selbst mit Strickleitern, möglich war, hier heraufzukommen, indem die Wand oberhalb ganz kahl und nur an ihrem Fuß mit dichtem Gebüsch so wild bewachsen ist, daß man die eigentliche Tiefe von hier oben nicht sehen kann.

Ein neuer Blick nach Süden in das reizende Thal hinab, durch welches wir heut hierher gekommen, öffnete sich vor unseren Augen. Links steigt der östliche Thalrand steil und imposant mit Felsen und dunklen Tannen auf. Eine erhabene isolirte Bergspitze markirt sich auf demselben, und überhöhte unsern hohen Standort bei

Gyldenlöw auf einer Entfernung von 800—1000 Schritt; da sie aber oben mit einer scharfen Felsspitze ausläuft und außerdem von allen Seiten her unzugänglich zu seyn scheint, so hat die Nähe dieser dominirenden Höhe keine Gefahr für die Festung. Die prächtigen Tannen, mit denen sie auf allen Seiten dicht umgeben ist, gewähren einen herrlichen Anblick, indem sie sich wie hohe Kerzen über einander thürmen.

Die ganze Oberfläche des Plateau's zwischen den beiden Forts ist bis auf das wenige, niedrige Gebüsch, welches Gyldenlöw, so wie Carls Monument, umgiebt, ganz kahl.

Heut Abend hatte ich die Freude, zu sehen, wie mein Wirth seine drei kleinen Töchter, von denen die älteste kaum 13 Jahr alt war, in der deutschen Sprache unterrichtete. Sie hatten schon bedeutende Fortschritte gemacht. Der Vater selbst sprach nur gebrochen deutsch. Er war nie in Deutschland und hatte seine Kenntnisse allein der Stadtschule zu verdanken. In meiner Gegenwart mußten die kleinen Mädchen in Deklamationen und anderen Lese-Uebungen ihre Fertigkeit beweisen, welches sie auch mit einer kindlichen Freimüthigkeit und Offenheit unaufgefordert thaten.

Am andern Morgen besuchte ich den langen Hafendamm, der aus gesprengten Felsblöcken erbaut ist und von der Westseite der Stadt bis in die Hälfte des Idde-Fjords vorspringt. Am äußersten Ende desselben sieht man südlich in den langen Idde-Fjord hinab, der, von hohen, felsigen Waldufern eingeschlossen, einen pittoresken Anblick gewährt.

Ich erstieg darauf abermals jenes Felsplateau, auf dem die Forts liegen, wandte mich aber rechts zu dem

Fort Overbierget, welches von Carls Monument gerade südlich liegt, und den erhabensten Punkt jenes Plateau's einnimmt. Auf dem Wege zu ihm kam ich zuerst bei dem Festungsthurm Stortarnet vorbei, ein einzelner, mit einer Mauer umgebener Thurm, der auf einer sanften Erhebung des Plateau's steht, dahinter erscheint nun Overbierget. Es liegt 600 bis 700 Schritt von Fredricksteen auf einem ganz kahlen Felsen, der sich mit einer langen, sanften Abdachung über das Plateau erhebt. Das Fort bildet eine längliche, geschlossene Figur von 300 bis 400 Schritt Länge, und ist mit einer alten, in mehreren Winkeln unregelmäßig gebrochenen Mauer umgeben, über der sich nur einige wenige, niedrige Gebäude mit ihren Dächern blicken lassen.

Die Stadt Fredrickshald ist nach dem letzten Brande sauber und nett wieder aufgebaut, jedoch ganz unregelmäßig. Die Häuser ziehen sich an beiden Seiten des Tistedal-Elv entlang, bis zu dessen Ausfluß in den Svinesund, welcher mit seinen meist unersteiglichen Felswänden eine sehr feste und schützende Naturgrenze gegen Schweden bildet. Bei seiner plötzlichen Wendung nach Süden empfängt er den Namen Idde-Fjord, in welchem sich jene feste Naturgrenze fortsetzt.

Fredrickshald ist eine Amtsstadt. Sie hat fast 4000 Einwohner und über 20 Sägemühlen, von deren Ertrag ein großer Theil der Bewohner lebt. Die Schifffahrt durch den Svinesund, der die größten Schiffe trägt, geht bis unmittelbar an die Stadt heran.

Neunte Tagereise.

Von Fredrickshald nach Guslund 1½ Meile.
" Halfslund 1 "
" Haraldstad ½ "

Von Haraldstad nach Carlshuset $1\frac{1}{4}$ Meile.
" Moß $1\frac{1}{2}$ "

Bevor ich von Fredrickshald aus die große Straße nach Christiania einschlug, behandelte ich mit meinem Skiots für eine Mark ($6\frac{1}{2}$ Sgr.) eine Spazierfahrt östlich durch das Thal des Tistedal-Elv nach dem eine halbe Meile weit entlegenen schönen Wasserfall dieses Flusses. — Ein schmaler aber fester Fahrweg führt am rechten Ufer in dem reizenden Thal hinauf, welches kaum 300 bis 400 Schritt breit und von hohen unersteiglichen Bergen eingeschlossen ist, auf deren schroffen Abstürzen schöne kolossale Felsparthien mit Laubholz und anderem Gebüsch malerisch abwechseln.

Der reißende Lauf des breiten Flusses, dessen Wogen große Baumstämme spielend nach den Sägemühlen bei Fredrickshald hinabtreiben, erhöht den Reiz dieser schönen Thallandschaft. Aeußerst malerisch windet er sich in großen Krümmungen durch das Thal. — Zuletzt erscheint da, wo der Fluß plötzlich eine Wendung rechts macht, der Wasserfall desselben, woselbst er sich in einer ansehnlichen Breite, jedoch über einem schrägen Felsbett, einige hundert Fuß hoch in's Thal hinabstürzt. — Bei der ansehnlichen Wassermenge gewährt der Anblick und das Toben der hoch aufschäumenden wilden Wogen, die sich in der Mitte des Falls an einem dunklen kolossalen Felsblock brechen, einen wahrhaft imposanten Anblick; jedoch sind seine Umgebungen und der Hintergrund nicht so malerisch, als beim Wasserfall von Husquarna unweit Jönköping.

Der Tistedal-foß (Wasserfall) ist der einzige Abfluß des beträchtlichen Fem-See; er ist zu beiden Seiten mit zahlreichen Bretterhaufen und mehreren Säge-

mühlen eingeschlossen, rechts steht auf hohem Kreuzgebälk eine Holzrinne, welche in einer ansehnlichen Länge am Uferrand des Falls bis oben hinauf führt, und durch die sich ein Theil des oberhalb des Falls abgeleiteten Wassers schäumend und hoch aufspritzend fortwälzt, um auf die Räder der Sägemühlen zu fallen.

Auf einem Fußwege erstiegen wir am linken Uferrand des Falls die Höhe, woselbst ein schlechtes Wirthshaus steht, gingen dann oben auf einem Balkenstege über den Fluß, und stiegen auf der andern Seite des Falls wieder hinab; dort liegen auf dem steilen Abhang mehrere kleine Wohnhäuser auf verschiedenen Absätzen über einander, unter denen ein ansehnliches Fabrikgebäude, das auf hohen Pfählen steht, am meisten auffällt. Die englische Maschinen-Weberei hat auch hier, wie überall, die Thätigkeit dieser Webe-Fabrik gelähmt, und es wird hier gar nicht mehr gearbeitet.

Die weite Aussicht von dem rechten hohen Ufer des Falles beim Hof Beden in das ganze Thal hinab ist bezaubernd. Der Blick folgt dem Schlangenlauf des breiten Tistedal-Elv, und durch die hohen felsigen Waldufer desselben schimmert ganz tief im fernen Hintergrund Fredrickshald; man erkennt die Bai und den Svinesund mit seinen Felsen weit dahinter, und links auf dem äußersten Rande der letzten und höchsten Abhänge des Flusses präsentirt sich das Fort Fredricksteen.

Wir fuhren auf demselben Wege nach Fredrickshald zurück; dort spannte mein Skiots ein frisches Pferd vor, mit dem wir nun die große Straße nach Christiania einschlugen.

Unterwegs wollte jener von mir deutsch lernen, unter Anderem war's ihm aber unmöglich, das Wort

„Kirche" auszusprechen, indem er nur immer Kirsche herausbrachte.

Auf der ersten Strecke nach Guslund und Häfslund passirten wir hohe, meist kahle Berge, die eine ausgedehnte Aussicht über weite, fruchtbare Thäler gewähren, in denen ausgezeichnet große Gehöfte einzeln umherliegen, von deren vornehmen und sauberem Aeußern sich auf hohe Wohlhabenheit der Bewohner schließen läßt.

Hafslund bildet einen ziemlich bedeutenden, geschlossenen Ort, in welchem das ansehnliche und schöne Schloß des Staatsraths Rosenkranz mit zwei vorspringenden Seitenflügeln, umgeben von einem herrlichen Garten, liegt. — Der Staatsrath hatte dies schöne Gut vor einigen Jahren dem norwegischen Konsul Rhode verkauft, und als dieser bei den letzten großen Bankerotts, von denen die Kaufmannswelt vor einigen Jahren erschüttert wurde, auch fallirte, so kaufte der Staatsrath seinen alten Sitz wieder an sich. Er muß bei der allgemeinen Verehrung, die er genießt, ein sehr würdiger Mann seyn. — Bei der letzten feindlichen Invasion der Schweden soll ausnahmsweise sein Schloß durch Plünderung und Zerstörung hart mitgenommen seyn, weil der Staatsrath durch seinen Patriotismus und durch seine feste Anhänglichkeit an Norwegens Institutionen den Haß und die Wuth der Schweden erregt hatte. — Bei dieser Gelegenheit soll ein treues Dienstmädchen, das, wie alle Leute des Hauses, den Staatsrath verehrte, über die Verluste desselben bitterlich geweint, dadurch die Aufmerksamkeit und Rührung eines schwedischen Offiziers erregt und der weitern Zerstörung Einhalt gethan haben.

Gleich hinterm Park, an dem die Straße vorbeiführt, erreicht man den großen Wasserfall des Glom-

menstroms, Sarp=foß genannt, an dessen Ufer mehrere Sägemühlen in lebhafter Bewegung sind, und ansehnliche Bretterhaufen aufgeschichtet stehen. Bald darauf erreicht man den zwar kleinen aber saubern Gasthof, in dem man eine vortreffliche Aufnahme findet. Es ist dies eigentlich keine Skiotsstation, aber der alte feiste Gastwirth ist so gefällig, die Bestellung eines frischen Pferdes zur Weiterreise zu übernehmen, obgleich dies eine Viertelmeile und darüber entlegen ist.

Erwähnter Sarp=foß hat nur eine Höhe von 60 Fuß, und es ist mehr die beträchtliche Wassermenge mit ihren wild aufschäumenden Fluthen, bei deren gewaltigen Toben die Mühlen und der Boden beben, als die Höhe seines Falls, welche ihm unter den Wasserfällen Skandinaviens einen etwas zu hoch gestellten Ruf verschafft haben. Die niedrigen Ufer und übrigen flachen und kahlen Umgebungen bieten nichts Anziehendes dar, und da der Strom außerdem mit mehreren auf einander folgenden Absätzen über ein schräges Felsbett hinwegstürzt, so imponirt er auch nicht durch die Höhe eines einzigen perpendikulären Falls von 60 Fuß. Die sieben Fälle des Götastroms bei Trollhättan sind großartiger, und wer diese gesehen hat, der mache wegen Sarp=foß keinen Umweg.

Vor einigen Tagen hatte sich hier ein des Lebens überdrüßiger Arbeiter in den Sarp=foß gestürzt. Sein von den wilden Wogen zerstückter Leichnam ward 2 Meilen weiter wieder auf's Land geworfen.

Der Verwalter des Staatsraths führte mich in dem schön geordneten Blumengarten herum. Die Rosen trugen erst Knospen (den 1. Juli). Am Ende des Gartens tritt man in den Park und ersteigt dort zuletzt

einen kleinen Hügel, der sich über dem Gartenzaun an der Straße erhebt. Hier steht ein Pavillon, aus dem man auf den großen Wasserfall hinabsieht, der schönste Standpunkt in dieser Gegend. Am Fuß dieses Hügels, unter Gebüsch versteckt, ward mir ein kleines, thurmähnliches Häuschen aufgeschlossen, worin ich ein merkwürdiges, vom Wasser getriebenes Uhrwerk erblickte.

Von Hafslund nach Haraldstad passirte ich zuerst die weite und ganz freie Thalebene des Glommenstroms, die, mit großen Aeckern und Wiesen bedeckt, einen in Norwegen seltenen und angenehmen Anblick gewährt. Ringsum erscheinen viel schöne ansehnliche Gehöfte, die einzeln umherliegen und Wohlstand verkünden. — Die Ufer des Glommen sind kaum 20 bis 30 Fuß hoch, aber dabei sehr steil und ganz ohne Felsen, mit einer schönen Wiesendecke bekleidet.

Eine Viertelmeile hinter Hafslund wurden wir mit einer Fähre über den reißenden Strom gesetzt. Die Fährleute fuhren am diesseitigen Ufer, wo das Wasser ruhiger floß, erst eine weite Strecke stromaufwärts, um, wenn uns nachher der reißende Strom fassen würde, ein Stück gewonnen zu haben; dessen ungeachtet hatten drei kräftige Leute ihre volle Arbeit, daß wir nicht vor dem Landungsplatz am jenseitigen Ufer vorbei geworfen wurden.

Nahe vor Haraldstad kamen wir an der schmalen Südseite des langen Tunde-See vorbei. Von steilen, hohen Waldufern umkränzt bildet er mit den Waldinseln, die auf seinem Spiegel emporsteigen, eine pittoreske Seelandschaft.

Die folgende Station nach Carlshuset bietet wegen der plötzlichen Abwechselungen eine interessante Berg-

Gegend und einige sehr anziehende, weite Aussichten dar. Die Chaussee ist hier über hohe und sehr steile Waldberge quer hinweggeführt, zwischen denen reizende, 600 bis 800 Schritt breite Thäler durchziehen. — Lange Seen schlängeln sich malerisch in den Thalgründen fort, deren Ufer mit den fruchtbarsten Feldern, Wiesen und vielen einzelnen ansehnlichen Gehöften geschmückt sind. Da die Bergrücken selbst, welche man zuletzt passirt, unbewaldet sind, so hat man einen freien und weiten Blick in jene reizenden Thallandschaften links hinab und rechts hinauf; vorwärts erscheinen hohe Bergreihen, die sich amphitheatralisch hinter einander überhöhen, dann folgt, gleichsam als Beschluß dieser Bergketten, der Thalrand des Bruck-Elv, von dessen ansehnlicher Höhe die Chaussee steil in das über 1000 Schritt breite Thal des Flusses hinabführt, der mit einer Breite von 60 bis 80 Schritt in großen Schlangen-Windungen zwischen blumigen Wiesen mitten durch das Thal hineilt und den Reiz dieses zahlreich bewohnten und fruchtbaren Thals ungemein verschönert. — Auf der neuesten Spezial-Charte heißt dieser Fluß Aagards-Elv; mein Skiots nannte ihn Bruk-Elv. Er bildet einen entfernten Seitenarm des Glommenstroms. Auf einer Fähre, die an einem langen Tau fortgezogen wird, welches quer über den Fluß gespannt ist, setzten wir hinüber. Der jenseitige Thalrand ist hoch, steil, felsig und bewaldet.

In dem ansehnlichen Gasthof zu Carlshuset herrschte große Lebendigkeit, und man merkt es, daß man in die Nähe der Stadt Moß kommt. Viel elegante Kabriolets, bereits bespannt, warten hier auf Reisende, und man wird ohne Aufenthalt nach Moß spedirt.

Die schöngebaute Chaussee führt anfangs durch ei

hohen Tannenwald, dann aber am westlichen Rande eines Plateau's entlang, von dem man links den weiten Blick über eine große fruchtbare Ebene hat, hinter der in großer Ferne der blaue Spiegel des Christiania-Golf glänzt. Gegen Abend erreichten wir Moß, eine Hafenstadt. Die mit weißer Oelfarbe gestrichenen Holzhäuser geben dieser Stadt ein sauberes, sehr freundliches Ansehen. Sie steht auf sehr ungleichem Felsboden, und ist daher ganz unregelmäßig gebaut.

Vor der Stadt begegneten uns mehrere Frauen aus der niederen Klasse, welche aus schmierigen kurzen Thonpfeifen Tabak rauchten. Diese widrige Gewohnheit scheint jedoch nur ein Privilegium der alten Weiber zu seyn. In der Stadt sahen wir viel junge Damen, die mit einer schönen, auffallend hohen Leibesgestalt auch eine angenehme Gesichtsbildung verbanden.

Der Steens-Elv wirft sich schäumend über ein steiles Felsbett mitten durch die Stadt in die Bucht Moß-Sund, und treibt viele Sägemühlen, deren mehrere auf Felsblöcken einen verwegenen Stand behaupten. Man passirt den Steens-Elv in der Stadt auf einer Brücke, die vom Toben der unter ihr hinwegstürzenden Wogen dröhnt. Dieser Fluß heißt auch Vandsjö-Elv.

Die Stadt hat kaum 1500 Einwohner, die meist bei einer großen Eisenhütte, bei einer Kanonengießerei und bei mehr als 20 Sägemühlen ihre Nahrung finden. Der Hafen ist sehr gut und begünstigt den Handel mit Eisen- und Holzwaaren.

Zehnte Tagereise.

Von Moß nach	Soner	$1\frac{1}{8}$ Meile.
	Sundby	$\frac{3}{4}$ -
	Koorsegaard	$1\frac{1}{4}$ -

Von Koorsegaard nach Skydsjordet ½ Meile.
Prinsdal 1¼ „
Christiania 1 „

Dicht vor Moß windet sich die Chaussee, eine halbe Meile weit, zwischen lauter Felsblöcken sanft hinauf, die mit niedrigen Fichten spärlich besetzt sind, so daß man rückwärts nach der Stadt hinab, und über dieselbe hinweg eine weite und schöne Aussicht erhält. Hier übersieht man erst die interessante Lage der Stadt zwischen zwei Buchten des Christiania-Golfs, die von der langen Halbinsel Gjelöen gebildet werden, auf deren schmalen Landenge, mit der sie am Festlande hängt, die Stadt selbst liegt. Der südliche Vorsprung dieser Halbinsel bildet die kleinere Bucht Vörte-Bugt, der nördliche, längere Vorsprung aber die größere Bucht Mosse-Sund und den eigentlichen Hafen der Stadt. Die Halbinsel selbst entstehet durch einen ansehnlichen, bewaldeten Bergrücken, auf dem ganz hoch einzelne Gehöfte liegen.

Hierauf kamen wir über auf einander folgende steile Bergrücken, die mit Hochwald dicht besetzt sind, zwischen denen sich aber üppig fruchtbare Thäler nordöstlich hinaufziehen, welche 5 bis 700 Schritt breit und mit vielen einzelnen ansehnlichen und saubern Gehöften besetzt sind, deren Aeußeres Wohlhabenheit verräth. Zuletzt erscheint im Hintergrund eines solchen fruchtbaren, aber 1000 bis 1200 Schritt breiten Thals, durch das die Chaussee entlang führt, die Kirche von Soner, und auf einem Wiesenhügel der ansehnliche, schöne Gasthof des Orts. Die beiden folgenden Stationen zeigen die Fortsetzung dieser schönen Thalbildungen, welche sich hier zwischen breiteren, ebenfalls bewaldeten Bergrücken nordöstlich hinaufziehen.

hohen Tannenwald, dann aber am westlichen Rande eines Plateau's entlang, von dem man links den weiten Blick über eine große fruchtbare Ebene hat, hinter der in großer Ferne der blaue Spiegel des Christiania-Golf glänzt. Gegen Abend erreichten wir Moß, eine Hafenstadt. Die mit weißer Oelfarbe gestrichenen Holzhäuser geben dieser Stadt ein sauberes, sehr freundliches Ansehen. Sie steht auf sehr ungleichem Felsboden, und ist daher ganz unregelmäßig gebaut.

Vor der Stadt begegneten uns mehrere Frauen aus der niederen Klasse, welche aus schmierigen kurzen Thonpfeifen Tabak rauchten. Diese widrige Gewohnheit scheint jedoch nur ein Privilegium der alten Weiber zu seyn. In der Stadt sahen wir viel junge Damen, die mit einer schönen, auffallend hohen Leibesgestalt auch eine angenehme Gesichtsbildung verbanden.

Der Steens-Elv wirft sich schäumend über ein steiles Felsbett mitten durch die Stadt in die Bucht Moß-Sund, und treibt viele Sägemühlen, deren mehrere auf Felsblöcken einen verwegenen Stand behaupten. Man passirt den Steens-Elv in der Stadt auf einer Brücke, die vom Toben der unter ihr hinwegstürzenden Wogen dröhnt. Dieser Fluß heißt auch Vandsjö-Elv.

Die Stadt hat kaum 1500 Einwohner, die meist bei einer großen Eisenhütte, bei einer Kanonengießerei und bei mehr als 20 Sägemühlen ihre Nahrung finden. Der Hafen ist sehr gut und begünstigt den Handel mit Eisen- und Holzwaaren.

Zehnte Tagereise.

Von Moß nach Soner	$1\frac{1}{8}$	Meile.
Sundby	$\frac{3}{4}$	„
Koorsegaard	$1\frac{1}{4}$	„

freien Blick links nach dem Bunde-Fjord, einer Bucht des Christiania-Golf, erhält. Die Bergrücken, welche jetzt dichter auf einander folgen, steigen nun höher auf, und die Chaussee führt über ihre schmalen Rücken oft gefährlich steil hinauf und hinab. Zwischen ihnen ziehen sich enge Thäler hindurch, in denen man eine üppige Vegetation und auch einzelne Wohnungen erblickt. Sie bilden mit ihren steilen, von hohen, dunklen Tannen dicht besetzten Thalwänden kleine reizende Thallandschaften, und gewähren eine höchst angenehme Abwechselung.

Ein und eine halbe Meile vor Prinsdal geht die Chaussee plötzlich ganz eben fort, und zwar auf einem bewaldeten Hochplateau ohne freie Umsicht. Eine öde Strecke, selten erscheint ein Haus. Man soll dadurch gleichsam zu der Ueberraschung vorbereitet werden, die der große und herrliche Blick bei Prinsdal darbietet, woselbst sich plötzlich eine weite Aussicht nordwestlich nach dem Christiania-Golf vor Einem ausbreitet, welcher, mit hohen, dunklen Bergketten umlagert, ein großartiges Naturbild gewährt.

Das Plateau, auf dem man hierher gekommen ist, dacht sich auf einer weiten Strecke nach dem Golf hin allmählig ab, so daß man über die Spitzen unzähliger Fichten hinabsieht.

Die Lebhaftigkeit im Relais-Ort Prinsdal verkündet die Nähe der Hauptstadt; es ist hier eine Fast-Station (feste Station), wo man jederzeit mehrere bespannte und elegante Karriolen zur Weiterreise vorfindet.

Die letzte Station nach Christiania ist eine wahre Lustfahrt, so viel Reiz und Abwechselung bietet die bezaubernd schöne Gegend dar. — Die Chaussee führt anfangs ganz eben auf dem hohen Rücken eines freien Pla-

Beim Eintritt in den großen ländlichen Gasthof Sundbye frappirt die saubere und vornehme Einrichtung des Innern. Die Wände des großen, schönen Gastzimmers sind mit großen Oelgemälden geziert, welche die Bildnisse vornehmer Herren und Damen in veralteten Kostümen darstellen, und die, nebst den großen Spiegeln und den altmodischen, mit starken Vergoldungen versehenen Kommoden, vormals die Salons eines Schlosses geschmückt haben mögen. Der Fußboden ist mit bunt marmorirten Holztafeln belegt. — Die Tochter vom Hause belehrte uns bald durch ihr vornehmes Aeußere im Anzug, so wie durch ihre feine Gesichtsbildung, noch mehr aber durch die geringe dienstfertige Aufmerksamkeit, welche sie uns schenkte, daß wir in keinem ordinairen Bauern-Gasthof waren.

Nach Koorsegaard ward ich von einem alten Skiots gefahren, der, bei sonst dürftigem Aussehen in seinem modisch geschnittenen Frack von grauem, grobem Tuche eigner Fabrik, eine wunderliche Figur spielte. Als sein schwaches Pferd so matt wurde, daß es ungeachtet seines unaufhörlichen Schnalzens und seines drohenden, tobenden Fluchens selbst im Schritt kaum weiter wollte, schnitt er ungeheure Baumzweige, mit denen er, sich jedesmal von seinem Sitz erhebend, darauf fürchterlich prügelte. Mit Angst und Zittern erforschte er jeden meiner Blicke, und erwartete die zornigen Ausbrüche meiner Ungeduld. Als ich ihm aber diese unmäßige Behandlung seines Pferdes verwies, dann abstieg und geduldig neben dem Wagen ging, schien er beruhigt, konnte sich aber nicht genug über meine Langmuth wundern.

Hinter Koorsegaards Kirche steigt die Chaussee *plötzlich so hoch*, daß man eine kurze Strecke weit einen

freien Blick links nach dem Bunde-Fjord, einer Bucht des Christiania-Golf, erhält. Die Bergrücken, welche jetzt dichter auf einander folgen, steigen nun höher auf, und die Chaussee führt über ihre schmalen Rücken oft gefährlich steil hinauf und hinab. Zwischen ihnen ziehen sich enge Thäler hindurch, in denen man eine üppige Vegetation und auch einzelne Wohnungen erblickt. Sie bilden mit ihren steilen, von hohen, dunklen Tannen dicht besetzten Thalwänden kleine reizende Thallandschaften, und gewähren eine höchst angenehme Abwechselung.

Ein und eine halbe Meile vor Prinsdal geht die Chaussee plötzlich ganz eben fort, und zwar auf einem bewaldeten Hochplateau ohne freie Umsicht. Eine öde Strecke, selten erscheint ein Haus. Man soll dadurch gleichsam zu der Ueberraschung vorbereitet werden, die der große und herrliche Blick bei Prinsdal darbietet, woselbst sich plötzlich eine weite Aussicht nordwestlich nach dem Christiania-Golf vor Einem ausbreitet, welcher, mit hohen, dunklen Bergketten umlagert, ein großartiges Naturbild gewährt.

Das Plateau, auf dem man hierher gekommen ist, dacht sich auf einer weiten Strecke nach dem Golf hin allmählig ab, so daß man über die Spitzen unzähliger Fichten hinabsieht.

Die Lebhaftigkeit im Relais-Ort Prinsdal verkündet die Nähe der Hauptstadt; es ist hier eine Fast-Station (feste Station), wo man jederzeit mehrere bespannte und elegante Karriolen zur Weiterreise vorfindet.

Die letzte Station nach Christiania ist eine wahre Lustfahrt, so viel Reiz und Abwechselung bietet die bezaubernd schöne Gegend dar. — Die Chaussee führt anfangs ganz eben auf dem hohen Rücken eines freien Pla-

teau's entlang, so daß man fortwährend den herrlichen Blick nach dem Golf und seinen umliegenden Gebirgsketten behält, aber kurz hinter Prinsdal stürzt sie plötzlich und ganz steil in einen weit geöffneten, länglich runden Bergkessel hinab, und führt jenseits eben so steil wieder zum Plateau hinauf. — Eine merkwürdige Erscheinung! — Dieser tiefe Bergkessel frappirt durch seine seltsam isolirte Lage in diesem Hochplateau ungemein. Er ist von dicht bewaldeten, hohen Bergen eingeschlossen, in der Tiefe aber liegen fruchtbare Aecker und Wiesen im bunten Gemisch unter einander, sie ziehen sich an einzelnen Stellen zwischen Felsen und Laubgebüsch ziemlich hoch an den steilen Wänden hinauf. Große und schöne Gehöfte, zerstreut umherliegend, verkünden den hohen Wohlstand der Bewohner dieses gesegneten Kessels, dessen Lage, Großartigkeit und pittoreske Formen dieser Gegend etwas Zauberhaftes geben. — Im Fluge rollt das leichte Karriol in die Tiefe des Kessels hinab, wie von einem Rutschberge, um desto langsamer jenseits wieder hinaufzusteigen. — Nachdem man nun wieder eine Strecke auf dem freien Plateau-Rücken passirt hat, befindet man sich plötzlich und unerwartet am nördlichsten Rande desselben auf dem Egeberge. Hier entfaltet sich vor dem staunenden Blick mit einem Mal ein Gemälde, das an Größe, Erhabenheit und Zauberreiz Alles übertrifft, was ich bisher sah. Der Rahmen eines Landschaftsbildes ist zu klein, dies ungeheure Rundgemälde darzustellen, und die Hand des geübtesten Malers kann nur eine schwache Erinnerung des Eindrucks wiedergeben, von dem das Auge und die ganze Seele bezaubert und durchdrungen ist.

Die ganze Hauptstadt erhebt sich terrassenförmig im

Halbzirkel um den Golf, und auf einer, weit in den Golf vorspringenden Landzunge schimmern hell die weißen Mauern der alten Feste Aggerhuus. Im Hafen ein Wald von Masten, und auf dem Spiegel des Golfs erscheinen nahe und fern Schiffe mit schwellenden Segeln, und verbreiten eine große Lebhaftigkeit über diesen Theil des Gemäldes. — Im Vordergrund am Fuß des Egeberges erblickt man die Vorstadt Opslo nebst einer hohen, sehr alten Kirche; es sind die Ueberreste der ehemaligen Hauptstadt Norwegens, welche der alte König Harald Haardrade im Jahre 1058 gründete, und die im Jahre 1624 durch eine große Feuersbrunst fast ganz unterging. — Christian IV. von Dänemark ließ darauf die jetzige, auch nach ihm benannte Hauptstadt Christiania auf einer andern Stelle erbauen, wo sie noch steht. — Links, weit hinter der alten Feste Aggershuus, steigen dunkele Bergketten hinter einander auf, von denen sich der Berg Vardekullen bei Askers Kirche auszeichnet, rechts davon im fernen blauen Hintergrund erkennt man einige Theile des merkwürdigen Gebirges Krogskoven; 5 bis 6 Meilen nordwestlich von Christiania vor demselben erheben sich höchst imposant die steilen Porphyr-Gebirge bei Bärum, an welche sich rechts wieder das Gebirge Bogstad-Aasen anschließt, das höchste in Christiania's näheren Umgebungen. Bei hellem Wetter erkennt man hinter demselben in weiter Ferne die Schnee-Gebirge von Hallingdalen. — Vorwärts und rechts schweift der weite Blick über eine große, fruchtbare Tief-Ebene nach den hohen, steilen Bergketten, welche dieselbe von jener Seite weit umkreisen. — Grüne Hügel erheben sich aus dieser Tief-Ebene, und auf ihren Kuppen liegen höchst romantisch die zahlreichen, schönen Land

häuser (Lykken) der vornehmeren Kaufleute aus Christiania. Glänzend weiß schimmern sie aus den dunklen Park's hervor, von denen sie umgeben sind. — Rechts entdeckte ich in dieser großen Ebene, sehr weit, das Uebungslager der norwegischen Truppen. Der König von Schweden war wegen des Storting's jetzt gerade hier, und ließ zugleich die versammelten Truppen exerziren.

Die Chaussee stürzt ganz steil mit mehreren Windungen in die Vorstadt Opslo hinab, so daß man gern hinterm Wagen bleibt. Der Ege-Berg erhebt sich nur 400 Fuß über dem Golf von Christiania, und doch gewährt der Stand auf seiner Kuppe jenes erhabene Rund-Gemälde.

Um 4 Uhr Nachmittags fuhr ich bei drückender Hitze in Norwegens Hauptstadt ein und stieg beim deutschen Gastwirth Carstensen ab, der ein sonderbares Deutsch spricht. In Süddeutschland geboren und zum Koch erzogen, ward er vom Geschick in der Welt weit herumgeworfen, bis er seit 25 bis 30 Jahren in Christiania als Gastwirth einen Ruhepunkt fand. Da von seiner norwegischen Familie und übrigen Umgebung Niemand deutsch spricht, so hat der alte Herr zuweilen nur noch durch die ankommenden Fremden einige Uebung in seiner Muttersprache, jedoch vermischt er bei seinem hohen Alter das Norwegische mit dem Deutschen so sehr, daß er sich daraus eine ganz eigene Sprache gebildet hat, die jedoch noch ganz verständlich ist.

(Schluß folgt.)

Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Achtes Heft.

Suum cuique!

Redaktoren:
C. v. Decker. L. Blesson.

Berlin, Posen und Bromberg,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1832.

Der praktische Sinn reiset als Fremdling durch die Welt und giebt Räthsel auf; wer glücklich erräth, dem fällt er um den Hals, und wenn der Errathende in der Umarmung nicht den Kopf verliert, so erzählt er ihm alles Uebrige von selbst.

Benzel-Sternau.

I.

Die Schützengilden. Eine Betrachtung über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Von

L. M. Fouqué.

Die weit überwiegende Mehrzahl sämmtlicher Leser dieser Zeitschrift besteht natürlicherweise aus Kriegsleuten.

Ein Theil derselben wird sich noch aus eigener Erinnerung auffrischen können, was hier zuvörderst geschildert werden soll: der Zustand der bürgerlichen Schützengilden in den preußischen Militair-Garnisonen vor dem Prüfungs- und Läuterungs- und Schmerzens-Jahre 1806. Andere haben wohl die Hauptumrisse des Bildes von ihren Vätern überliefert erhalten. Jederweise wird es dieser Darstellung an Zeugen und gültigen Beurtheilern der historischen Wahrhaftigkeit nicht fehlen.

Das Ausrücken einer damaligen Schützengilde zu ihren Uebungen galt nicht nur dem Offizierkorps der kriegerischen Besatzung zu einem Schauspiel karrikirt lustiger Gattung, sondern auch ihren Unteroffizieren und Gemeinen mit, so Vielen davon der tägliche Dienst nur

irgend gestattete, sich als Zuschauer einzufinden. Und zwar geschah das Auslachen dabei ganz ohne Hehl. Wer hätte uns auch ein Vergehn daraus machen wollen, da die Bürgerschaft selbst gewohnt war, sich über ihre momentan bewaffneten Mitbürger zu belustigen, ja diese unter einander selbst eine Unzahl der Schalkspossen zu treiben pflegten während des ungewohnten Geschäftes. Wo es einmal auf eine allgemein anerkannte Lächerlichkeit ankommt, läßt die Weltklugheit für alle darin Mitbefangenen den Gegensatz des altväterlichen Spruches gelten: „wer zuletzt lacht, lacht am besten." Es heißt nämlich alsdann: „qui rit le premier, rit le mieux." — Und in dieser Art der Lustigkeit schien man sich, die Schützengilden der Bürger betreffend, förmlich überbieten zu wollen.

Eine Unzahl von beliebten Vademekumsgeschichten, — bald witzig, bald unwitzig, wie es nun mit dergleichen zu kommen pflegt, — war darüber in Umlauf, und wer den Uebungen der Schützengilde ein etwas achtsames Augenmerk schenkte, konnte nicht umhin, auch die tollsten Fabeleien in Bezug auf dieselben wenigstens für möglich zu erachten. Was ließ auch sich nur irgend Tüchtiges von einem Soldatenspielen erwachsener Männer erwarten, die nicht daran dachten, je unter irgend einer Bedingung dem Feind sich gegenüber zu stellen! Ja, die auch von ihrer zartesten Jugend auf nie daran gedacht hatten, und es nicht nur für eine ganz unerträgliche Last gehalten hätten, die Uniform eines gemeinen Soldaten, oder selbst auch die eines Unteroffiziers zu tragen, sondern leider auch gar für eine noch weit unerträglichere Schmach! Dieser weichliche Hochmuth reizte des Soldatenstandes Ueberkeckheit ganz vorzüglich [illegible]

den Bürgerstand auf, und mußte diesen, wo er mit den sonst eben so sehr gefürchteten, als verachteten Waffen einmal Tändelei treiben wollte, in ein wahrhaft abscheuliches Licht stellen. Was mochte selbst eine wirkliche Schützengeschicklichkeit der Gildemänner helfen wider diesen Uebelstand? Mit dem Waidmann, sey er auch übrigens noch so unsoldatisch gesinnt, findet der Kriegsmann sich doch immer noch eher zu einer Verständigung in Gefühl und Sinn zusammen. Gefahren hat doch immer auch Jener unvermeidlich zu bestehen, ja in den kühneren Abzweigungen des Waidwerkes ist es ihm sogar Lust und Beruf, sie angestrengt aufzusuchen, und dem Wind und Wetter, in allen Abwechselungen der Stunden- und Jahreszeiten, stemmt sich der Jägersmann nicht minder rüstig entgegen, als der Kriegsmann. Selbst die Handhabung der Waffen wird auf ähnliche Weise geübt: zu der rascheren Ausführung raschen Entschlusses, weit erhoben über jede Besorgniß wegen der etwa vom eigenen Gewehr drohenden Schädigung.

Was konnte es nun dagegen dem Kriegsmann für eine Theilnahme ablocken, ob der Gildenschütz aus seinem bequemen Schießhäuschen mit der vorsichtig und langsam geladenen Büchse, nach beliebig geruhsamen Zielen, an der Scheibe vorbeidonnerte, oder in's Schwarze traf? Höchstens die Fratzen des aus seiner vorsichtig verbauten Erdhütte hervorkriechenden Pritschmeisters, oder wie solch ein Ding entarteten Kampfrichters sonst genannt werden mochte, hätten uns den Wunsch nach einem guten Treffer des Schützen aufregen mögen. Denn alsdann tanzte das bunt herausgeputzte Ding in Hanswurstsprüngen vor der Scheibe herum, eine Art von *burleskem* Telegraph bildend. Aber wen mochte

jämmerliche Spaß des Hampelmannes für die Langweil des Wartens entschädigen! Der Kriegsmann, wenn er den nothwendig verunglückenden Parademarsch der Gildeschützen gehörig belacht hatte, nahm an deren fernerem Siegen oder Erliegen keinen Antheil mehr. Es sey denn, der Triumphator habe als Schützenkönig einen feierlichen Einzug gehalten. Dann ergab sich derselbe Zudrang der Soldaten zum Verhöhnen der soldatenspielenden Nicht-Soldaten.

Man wolle dabei die Kriegsleute nicht eines allzu strengen, in's Kleinliche ausartenden Zunftgeistes beschuldigen; unvermögend, sich über äußerliche Abweichungen des Hergebrachten wegzusetzen, als z. B. des Mangels an Uniform, an parademäßiger Haltung, reglementsrechtem Kommando ꝛc. Denn wirklich könnte man hier: „in infinitum“ hinzusetzen, und keinesweges soll geleugnet werden, daß wir Soldaten oft übermäßig auf dergleichen halten, vielleicht wir Preußen noch mehr als Andere. Den Grund davon zu entwickeln, ist hier kein Raum, obgleich auch dieser Grund an sich keinen eitlen Kastengeist offenbaren würde, sondern vielmehr etwas wahrhaft Gutes und Schönes.

Uebrigens habe ich schon manchen graubärtigen Preußenkrieger sich aus voller Seele am Soldatenspielen der Knaben ergötzen sehen, ohne allen Hohn über die vielfachen Anomalien vom Reglement. Aber es waren ja eben Kinder, in denen der künftige Soldat keimte: Soldatenblüthen, so zu sagen, unter ihrer gauklerischen Hülle die künftig köstliche Frucht zugleich bewahrend und verheißend.

Oder welcher noch so militairgerechte Preuße hat nicht im Jahre 1813 die Uebungen unseres Landsturms,

wo ihm dergleichen zu Gesicht kam, in ungestörter Freudigkeit betrachtet?

Ja, selbst im stehenden Heere, selbst noch voll unseres ganzen alleinseligmachenden Reglemensglaubens vor dem Jahre 1806, gönnte Jedermann gern einer, damals ganz eigenthümlich gebildeten Schaar ihr Recht, sich über manche kleineren Nüancirungen hinauszusetzen. Ich meine das Fuß-Jäger-Regiment, zusammengestellt aus Förstersöhnen oder sonst gelernten und geübten Forstmännern. Die Tüchtigkeit eben dieses Korps hätte ohne Zweifel unersetzlich gelitten durch ein taktmäßigeres Einüben von Tritt und Richtung. Dennoch: wer aus jener Zeit erinnert sich nicht gern der freudigen Bewunderung, mit welcher wir Offiziere damals in der Manöverzeit zu Potsdam die grüne Schaar über die Lange-Brücke in den Lustgarten einrücken sahen! Alles legte dann, der Krittelei plötzlich losgeworden, auch für die äußerliche Erscheinung einen anderen Maaßstab an. Das macht: wir kannten und ehrten den Kern.

Wo aber konnte von einem Kern bei jenen Schützengilden die Rede seyn?

Der großartig historische Ursprung war gänzlich verdämmert, wie denn überhaupt das achtzehnte Jahrhundert, in der Auf- und Abgeklärtheit, worin es sich selbst so ausnehmend wohlgefiel, für geschichtliche Forschungen und Erinnerungen, absonderlich aus dem Leben der eigenen Altväter, beinahe gänzlich erstorben war.

Wir aber, in einem auch für solche Ansichten neugewecktem Zeitalter athmend und wirkend, finden wenigstens einen Theil der Zeitgenossen empfänglich für die Thaten und Gesinnungen der Vorwelt, allen Bestrebungen der Gleichmacher zum Trotz, die da gern die Welthistorie vor

Rousseau's Contract social, vorzüglich das Leben und Weben der ursprünglich germanischen Bildung, durch ein Paar hohle Machtsprüche in den Abgrund der Vergessenheit stürzen möchten. Umsonst! Die Väter sind zur Sprache gekommen aus ihren Gräbern hervor, und unsere Herzen haben sich aufgethan für diese Sprache. Da vermag weder ein pedantisches Vornehmthun einseitiger Philologen, alle echte Bildung auf Hellas (eigentlicher noch Attika) und Rom beschränken wollend, jenen natürlichen Seelen- und Herzenseinklang wiederum zu brechen, noch auch kann es der Pathos modern französischer Tiraden von égalité und liberté, obgleich noch so emsig — wenn freilich meist schülerhaft und unbeholfen genug — in's neueste Deutsch übertragen.

So wenden wir uns denn getrost zu einer Betrachtung über den Ursprung der Schützengilden, das heißt zugleich der bewaffneten Bürgerschaft, also eigentlich aller Bürgerschaft überhaupt. Denn der Mann — dafern er nicht im geistlichen Stand unmittelbar Gott zu dienen berufen ward — ist als ein absolut Waffenloser nicht mehr vorhanden in Ehren für die wirkliche Welt. Minder noch, wo möglich, wäre das eine ganze Korporation solcher unglücklichen Mannsleute. Oder wollte sie durchaus vorhanden seyn, so wäre sie's höchstens — ich muß mich zur Bezeichung dieser Jammer-Existenz eines französischen Ausdrucks bedienen, weil ich keinen gleich schmerzhaft erschöpfenden in der schönen Muttersprache finde: — à la merci de tout le monde.

Eben nun um vor einem so maaßlos tiefen Elende — *es rückte* von Seiten der mit Weltüberschwemmung *drohenden* Hunnen-Schwärme heran — alle deutschen Völker und Gauen zu bewahren, rief König Heinrich

der Vogler die auf Meierhöfen und sonst in offnen Ortschaften wohnenden Künstler, Handwerker, und Gewerbtreibende überhaupt, in Städte zusammen. Freie Männer waren die Berufenen schon früher gewesen, so daß der König mit keinem Einzel-Herrn um deren Lösung zu verhandeln brauchte. Aber dennoch hub er sie durch jenes Zusammentreten um eine gewaltige Stufe höher in's Leben. Denn aus bis dahin blos ehrbar Beschützten, wurden sie nun ehrbare Beschützer, zunächst ihres eigenen Heerdes und der Gemeinde, zu welcher sie von da an gehörten, im größeren Sinn aber auch zugleich Beschützer des gesammten deutschen Reiches, und somit der gesammten europäischen Bildung. An ihren umwallten und ummauerten Wohnorten nämlich fanden die losbrechenden Barbaren-Horden eben so viele, den Strom hemmende und brechende Klippen, die Schutzbedürftigen, vom flachen Lande her, eben so viele Freistätten. Und das zwar noch ungleich anmuthiger und gesicherter, als etwa vor dem Wasser- oder Sumpf-Eilande, oder Berggipfel und Felshöhlen, oder andere von der Natur dargebotene Schlupfwinkel es hatten zu gewähren vermocht. Vielleicht entsprang selbst aus der allgemein gefühlten Wohlthat solcher Freistätten die Benennung der Städte. Ihre Befestigungen und ihre, den Barbaren fremde, daher seltsam schreckliche Vertheidigungs-Waffen, minderten der Hunnen Kraft und Zuversicht; auf den durch den Städteschutz leer gewordenen Feldern und Auen ermattete der Hunnen Rossesgewalt; durch die unerwartet ganz umgewandelte Art, der noch möglich gebliebenen Verheerungszüge im Ganzen und Großen fühlten sich der Hunnen Feldherren, Obersten und Hauptmänner verwirrt; — und so fand der endlich entscheidende Sieg im

freien Felde über den fürchterlichen Feind aller christlichen Sitte sich schon in seiner Anlage vorbereitet durch die Begründung der Städte, dieser Burgen im schönsten und umfassendsten Sinne. —

Daher entsprang der ehrende Name: „Bürger," dem ehrenden Namen: „Ritter" keinesweges entgegengesetzt, wie das ein unruhiger Trotz von der einen, ein hochfahrender Dünkel von der andern Seite — Beide in Unwissenheit und Mißverstand mit einander wetteifernd — seit geraumer Zeit uns vorzuspiegeln versucht haben. Der Bürger kann des Ritters so wenig entbehren, als der Ritter des Bürgers, wie auch das Fußvolk der Reiterei so wenig zu entbehren vermag, als umgekehrt, und wiederum Beide in selbiger Wechselwirkung zum Geschützwesen stehen und zur Ingenieurkunst. Hat ja doch aber eine oberflächlich eitle Verbindung sogar im stehenden Heere versucht, Unkraut unter den Weizen zu streuen, bald durch Eifersüchtelei, bald durch Hochmüthelei, die Waffenbrüder in ihren verschiedenen Abzweigungen von einander zu trennen bemüht! Im Wesentlichen kann es unter Gottes Schutz dem Dämon damit nimmer gelingen, unter so echten Waffenbrüdern, als wir Preußen es sind, aber Jeglichem, der das falsche Spiel durchschaut, geziemt es doch auch, nach Kräften dawider anzubringen. Der Kriegsstand bildet zudem, nicht nur bei uns Preußen — ob auch hier allerdings vorzugsweise — doch überhaupt für all' und jedes Reich der Welt, eine weit bedeutendere Wurzelbasis, als die konstituirende sogenannte Philosophie es in ihren Spekulationen zugestehen will.

Was die Menschen vorzüglich zum Schutz der *Familie, oder sonst einer* Genossenschaft, zu fordern und

zu leisten haben, also auch, was den Hülfefordernden zumehrst bewog, sich dem Hülfegewährenden zu untergeben, betrifft nur ausnahmsweise den Kampf gegen die Unbilden der Natur, als da sind Ueberschwemmungen, Flammenausbruch der Berge u. s. w. Mit den reißenden Thieren vermochte wohl jeder Haushalt durch eigene Rüstigkeit fertig zu werden. Und wenn etwa zur Bekämpfung eines außerordentlichen Unthiers ein Herakles auftreten mußte, oder ein Struthan von Winkelried, so mochte daraus dem Sieger allerdings Ruhm, Ansehn und Geschenk zu Theil werden. Nicht aber konnte im natürlichen Lauf der Dinge daraus allein ein fortgesetztes und regelrechtes Unterordnen erwachsen, am mindesten ein erbliches. Dergleichen konnte nur durch Furcht und Schutz in Bezug auf feindliche Menschen entstehen. Und wie es denn also ganz vornehmlich der Krieg ist, welcher die Ausdehnung des Familienverbandes zum Reichsverband herbeigeführt hat, und an die Stelle des Familienhauptes ein Reichsoberhaupt gestellt, muß natürlich auch das Prinzip des Krieges, ob man es noch sehr auf bloße Abwehr beschränken wolle, die Grundkraft des gesammten, naturgemäß aufgeschossenen Baumes bilden.

Die Hauptgattung der kriegerischen Thätigkeit, welche nun bei fortwachsender Gestaltung des Kriegswesens dem Bürger zufiel, war nothwendig, nach dem Charakter seines Ursprunges, zunächst: Befestigungskunst und Vertheidigung der in diesem Sinne aufgeführten Bauwerke, die man auch meist in ausschließlicher Anwendung des Wortes, ihre Wichtigkeit ahnend, Werke zu nennen pflegt.

Daher waren die Bürger als geborne Kriegsbaumänner zu betrachten (heutigen Tages Ingenieure be-

nannt), zugleich aber auch als geborene Schützen; mochte es nun dabei auf den Kampf ohne oder mit Schießpulver angesehen sein.

An den Donnerlärm und die Blitzschläge des letztern sind wir meist allzugewöhnt, um Dem, was durch Schußwaffen vor der Pulvererfindung auszurichten stand, vielleicht auch jetzt noch nebenbei auszurichten stände, die gehörige Achtsamkeit angedeihen zu lassen.

Es giebt jedoch ausgezeichnete Kriegsmänner, welche, gleich dem Verfasser dieser Zeilen, den Armbrüsten und Langbogen des sogenannten Mittelalters eine sehr entscheidende Wirkung, bei tauglicher Anwendung und Einübung, zutrauen, auch noch heutigen Tages. Schon die Unhörbarkeit des Sehnengeschosses möchte ihm bei vielen Ereignissen eine Stelle neben dem spektakelmachenden Pulvergeschoß als beinahe unerläßlich vindiziren. Möchte dieser Wink, hier oder anderwärts, eine ausführliche Erwägung des Für und Wider veranlassen! Schon das würde mir als hinlänglich lohnender Erfolg für die gegenwärtige Arbeit gelten. Hier genüge der Hinblick auf eine noch fortdauernde Schießgenossenschaft mit Armbrüsten, obzwar jetzt nur zum heitern Zeitvertreib bestehend, woraus uns aber deutlich werden mag, was es mit den Armbrüsten jener Bürger des Mittelalters auf sich hatte, und mit dem kriegerischen Sinn und Wesen ihrer Waffenzunft überhaupt.

Die Stadt Chemnitz im Erzgebirge ist der Ort, wo ich vor etwa zehn Jahren Gelegenheit zur Anschauung eines Bürgervereins im oben angedeutetem Sinne fand. Auch gab ich schon zu jener Zeit einige öffentliche Kunde davon, aber in einem Werklein gemischter Art, welches Kriegsgenossen nur etwa zufällig in die Hände gerathen

konnte, muthmaaßlich jedoch unter dem Partheigelärm unserer jetzigen soi-disant schön-wissenschaftlichen Litteratur meist unbeachtet verschollen ist *), vielleicht — mit den Worten des Dichters zu reden —

„Eines bessern Lenzes werth."

Um so getriebener fühle ich mich, jene Anstalt hier militairisch historisch zum Spruch zu bringen, wie sie mir nach sorgfältiger Forschung an Ort und Stelle deutlich geworden ist.

Bruchschützen nannten sich die Männer des Vereins, in Bezug auf ihre ursprünglich wesentliche Bestimmung, der Vaterstadt als lebendige Ergänzung der von Feindes Macht gebrochenen Mauer zu dienen. Es galt, was in der noch sehr üblichen Redensart: „vor den Riß stehen," angedeutet ist. Bruch oder Breche war in Hinsicht auf Bauwerke vollkommen gleichbedeutend mit: Riß. Uns ist die Breche aus der französischen Festungslehre für Vertheidigung und Angriff seltsam genug wiederum als: „Brèche" zugekommen, und noch seltsamlicher haben wir uns mitunter bemüht, den scheinbar fremden Kunstausdruck zu übersetzen, während wir leichtlich unser unbestreitbares Eigenthum durch deutsche Aussprache wieder an uns bringen konnten.

Also: die Bürger wurden zu lebendigen Mauern, wo ihnen Steinmauer oder Erdwall gebrochen war. Und somit ging an solchen Oeffnungen die recht ernste Vertheidigung, bei gehöriger Tüchtigkeit der Besatzung auch zugleich die für den Feind persönlich gefährlichste, erst eigentlich an.

---

*) Reise-Erinnerungen von Karoline Baronin de la Motte Fouqué, geborne von Briest, und Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Deswegen beobachtete das Ehren-Institut der Bruchschützen auch den allerfeierlichsten Ernst, während dabei, nach echt deutscher Weise, der frischen Fröhlichkeit und des festlichen Beisammenlebens keineswegen vergessen ward.

Aber nicht nur, daß Aufnahme in die Bruchschützengilde und Bestehen darin gewissen Bedingungen der vaterländischen Herkunft und makelfreien Sitte unterworfen blieb; auch die Schieß-Uebungen der Genossenschaft haben ihr strenges Reglement, welches unter Anderem noch bis auf die gegenwärtige Zeit, während des allerdings nicht gefahrlosen Exerzitiums — die Hinterleute müssen auf den Sitzen des Schießhauses anlegen über die Köpfe der ersten Reihe hin — jeden ausgestoßenen Fluch mit einer Geldbuße verpönt.

Die Zeiten sind vorüber, wo man mit Voltaire'sch hergebrachtem, oder wohlfeil derbem Witz aus inländischer Fabrik eine so ernste Gesellschafts-Ordnung absolut in das Reich des Abergläubisch-Lächerlichen oder sonst absolut Albernen verweisen durfte. Wer aber etwa durch eine hierbei eben nicht preisenswerthe Anhänglichkeit an das Altmodische nach jener trüblustigen Seite hinüberhängen möchte, beruhige sich einstweilen damit, daß an dieser Stelle das Chemnitzer Fluchverbot nur eben als Andeutung streng' disziplinarischer Ordnung mit aufgeführt ist. Wie jede sonstige Regel für das Wesentliche der Schützengenossenschaft ernst in Ehren gehalten wird, versteht sich nach dieser Hinweisung wohl von selbst.

Die Armbrüste der Bruchschützen, meist von Erz, mit kunstreicher Arbeit ausgeschmückt, tragen ihre Bolzen auf mindestens hundert Schritte mit Sicherheit an's Ziel.

Wollte man diese Uebung auch nur als Vorschule

für den Gebrauch des Pulvergewehrs gelten lassen, so würde sie sich schon darin als trefflich bewähren. Denn wer mit der kurzen Armbrust wohl zu zielen versteht, wird um so sicherer treffen, wenn er den längeren Büchsen- oder gar Flintenlauf im Anschlage vor sich hat.

Doch freilich würde uns eine weitere Erörterung dieser Art tiefer in die aufzustellenden Grundzüge hineinführen, als es für den Augenblick so Raum als Zeit vergönnt. Möge uns jedoch aus einer naturgemäß zusammenstrebenden Richtung des Alten und Neuen, des Zweckes und der Mittel, wiederum einmal die Einheit dessen aufgehn, was wir in zweien Abtheilungen — Theorie und Praxis geheißen — meist nur allzu scharf zu trennen uns gewöhnt haben.

Als Grundgedanke der Schützengilden ward klar: die Bürgerschaft bildet die lebendigen Mauern ihrer Stadt.

Und wann sollte der besser zur Sprache gebracht werden können, als in den Tagen einer für allgemein rechtlich und nothwendig anerkannten Volksbewaffnung?

Laßt uns die Sache einfach aus diesem Gesichtspunkte betrachten, und wir sehen den bürgerlichen Schützengilden ihre ehrsame und nutzbare Fortdauer gesichert.

Nettelbeck, der Bürgerheld von Kolberg, in seiner trefflichen Selbst-Biographie — einem Buch, das keinem leselustigen Kriegsmanne fehlen sollte, und zwar zum Immerwiederlesen — berichtet uns, wie jeder Kolberger durch seinen Bürgerbrief ausdrücklich verpflichtet ist, in Belagerungen die Stadt als Kriegsmann vertheidigen zu helfen. Wie dieser Verpflichtung in den Jahren 1806 und 1807 nachgekommen ward, weiß unser ganzes preußische Vaterland; ich darf wohl sprechen: ganz Europ

schon in der Erinnerung des Helden Gneisenau, dessen erster Ruhm — und wahrlich nicht der geringste auf seiner glorreichen Bahn — sich aus den Flammen des standhaft vertheidigten Kolberg erhob.

Wenn nun die gleich ehrenvolle Verpflichtung den Bürgern aller Festungen auferlegt würde, zunächst den Mitgliedern der Schützengilde, so würde dieses Institut sich dem stehenden Heere in Zeiten der Gefahr auf das rühmlichste und vortheilbringendste anschließen, den kriegerischen Geist zünftig in sich aufnehmend, ohne dabei der bürgerlichen Freiheit und Lebensheiterkeit in Tagen der Ruhe den mindesten Abbruch zu thun.

Wolle man übrigens wegen des Ausdruckes „zünftig" doch ja nicht etwa den ganzen Vorschlag als einen intendirten Rückschritt in der geselligen Bildung verschreien. Daß die sogenannten Zünfte oder Gewerbe wegen mancher wirklich dort eingerissenen Mißbildung aufgehoben sind, ist mir ganz wohlbekannt. Eben so, daß man Das, und manches ihm Verwandte, Staat im Staate zu benennen, oder vielmehr zu schelten beliebt hat. Wenn aber nun einmal der sogenannte Staat unerläßlich aus Familien besteht, und wiederum die Familien durch mannigfache Verträge an einander geknüpft sein müssen, um irgend eine Sicherheit des alleralltäglichsten Bestehens zu behaupten, so wird es doch nicht ohne Verbündungen, sich wechselseitig einander ihr Dasein sichernd, abgehen können. Ja, es wird sich bei reiflicher Betrachtung ergeben, daß eben die Idee eines Staates ganz von selbst Staaten im Staate voraussetzt, wenn nicht das große Ganze als ein Ungeheures erscheinen soll, von rücksichtslos kinderfressender Natur. Nehmt Ihr die sogenannten Staaten im Staate weg, so vernichtet Ihr

in folgerechtem Fürderschreiten Euch und jeden Reichsstand. Indem Ihr aber alsdann der regierenden Gewalt eine für gewissenhafte Menschen — denn aus Menschen muß sie nun doch einmal durchaus bestehen — unerträgliche Last aufbürdet, raubt Ihr zugleich jeder gemeinschaftlich dargestellten Einwendung, ja, sogar jeder Bitte solcher Art von unten hinauf nach oben ihren rechtlichen Charakter, in willkürliche Meuterei umwandelnd, was außerdem der einfachrechtmäßige Ausdruck eines auf genaue Kenntniß der Einzelnheiten gegründeten Begehrs gewesen sein würde.

Ich beziebe mich dabei, als auf ein tüchtigstes Fundament, auf die bei Mittler in Berlin vor Kurzem erschienene Schrift; „Ueber Gewerksordnungen und Gewerbefreiheit von L. Blesson.“

Möge sich nur so klar als dort, auch hier die Richtung aussprechen, welche keinen Rückschritt bezweckt, wohl aber die nothwendig gewordenen Vorschritte aus den so langeher als tüchtig bewährten Wurzeln echt vaterländischen Lebens möchte genährt und gekräftigt sehen! Diese Wurzeln, obzwar, durch manch ein mißverstehendes Jahrzehend lang, bald angezwackt, bald gänzlich unberücksichtigt geblieben, enthalten noch immer der frischen Kraft genug, um Großes und Gutes und Schönes daraus an das Licht zu treiben, wo Einer nur den naturgemäßen Belebungsspruch versteht und verstehen will.

Ein Blick auf die Geschichten jener Festungsvertheidigungen, wo der Kommandant genöthigt war, seine entschlossene Wachsamkeit fast eben so sehr, als zur Beobachtung und Abwehr des Feindes, auf die Zügelung einer aus Ueberfriedfertigkeit mit Meuterei und Verrath drohenden, mindestens fortdauernd ächzenden und [illegible]

den Bürgerschaft zu verwenden, mag uns den himmelweiten Unterschied solcher Stellung zu der eines Festungsvertheidigers kund geben, wo die Einwohner sich auf gut Kolbergisch betragen. Ohne bürgerliche Waffengeübtheit aber wird leider der schlimmere Fall in der Regel als der vorherrschende gelten müssen. Inaktiv der Gefahr ausgesetzt sein, bildet anerkanntermaaßen auch für wirkliche Kriegsleute eine der schwierigsten Prüfungen. Welcher kriegserfahrene Reiteroffizier z. B. wird es nicht erwünschter finden, sein Geschwader rasch zum Einhauen auf den Feind zu führen, als es unthätig im Kanonenfeuer des Gegners halten zu lassen. Und in Bezug auf einen Bajonettangriff mögen ohne Zweifel Infanterie-Offiziere der ähnlichen Meinung sein. Der gleichen Basis entsprießt das für die Festungsvertheidigung als richtig anerkannte Prinzip, sich durch möglichst viele Ausfälle möglichst im Charakter der Offensive zu behaupten. Unmöglich aber kann die Bürgerschaft an der dadurch zu erweckenden und lebendig zu erhaltenden Begeisterung Theil nehmen, wenn sie zum bloß expektativen Statistenwesen verurtheilt bleibt, höchstens mit in Anspruch genommen zum Ab- und Zuschleppen des verschossenen oder zu verbrauchenden Kriegsmaterials, oder zu Schanzarbeiten, oder zur Lazarethpflege, oder zum Löschen auflodernder Feuersbrünste. Das sind freilich — wer leugnet's? — an und für sich gar ehrenwerthe Beschäftigungen; aber den durchaus Nicht-Kambattanten kann in den Augen des Kambattanten jegliches an sich noch so lobenswürdige Thun so wenig in den Rang des Gleichen unter Gleichen (oder, wenn man dem alten Wortursprung folgen will, zum Pair) erheben, daß vielmehr das edelste Thun durch die ausschließliche Handhabung

un-

unkriegerischer Waffenfremdlinge einen Anstrich des Gemeinen, wohl auch mitunter des Lächerlichen, empfängt. Umgekehrt wird das vor der Welt gemeinte Schaffen vor echten Kriegsleuten geadelt durch die Handhabung der Waffengenossen.

Schon daraus geht die unermeßliche Wichtigkeit einer kriegerischen Bürgerschaft für den Festungs=Kommandanten hervor. Aber wir könnten auch wohl endlich durch Vervollkommnung der Schützengilden und deren ehrsam kriegerische Stellung zum Heere dahin gelangen, die Festungsgarnisonen bedeutend zu vermindern. Auch die Geschützbedienung, vielleicht sogar die Leitung des Minendienstes, könnte jener edlen Zunft anheimfallen. Je vertrauter mit der natürlichen Widerstandsfähigkeit und vorbereiteten Kunstvertheidigung ihrer Vaterstadt, je Mehr und je Schöneres würden die Bürgerschützen für König, Vaterland und Heerd zu leisten im Stande sein.

Laßt uns dabei nicht vergessen, daß in früheren Zeiten allgemeiner Volksbewaffnung die Bürgerschaft, vermöge des ihr inwohnenden regsamen und für neue Ansichten empfänglichen Sinnes, auch gern bereit war für den Kriegsdienst der sogenannten leichten Truppen, absonderlich zu Fuß.

Das Naturgemäße dieses kriegerischen Verhältnisses offenbart sich bis in die neuesten Zeiten herein, wo bürgerliche Kriegsleute stets vorzugsweise nicht nur als Offiziere der Artillerie und anderer gelehrten Waffenzweige, sondern auch bei den leichten Truppen willkommen waren, selbst die leichte Reiterei mit eingerechnet.

Was nun aber wenigstens das leichte Fußvolk anbetrifft, — die Reiterschützen des genialen Kavalleriegenerals, Grafen Bismark, einstweilen noch aus

dem Spiele gelassen, — so würde sich hier eine würdige Kriegslaufbahn für die Schützengilden solcher Städte offenbaren, die nicht zu den eigentlich regelrechten Festungen gehören. Dabei jedoch behalte man in Gedanken, daß jeglicher bewohnte Ort — nicht nur Städte, sondern auch Dörfer einbegriffen, auch Schlösser, auch einzeln günstig gelegene Häuser sogar — unter gegebenen Umständen den sehr entscheidend eingreifenden Rang eines Waffenplatzes behaupten kann. Denken wir einstweilen nur an Karl den Zwölften bei Bender. Hatte auch der verzweifelte Widerstand dort keine unmittelbar vorherrschende militairische Wichtigkeit, so mochte er in politischer Beziehung, und überhaupt als in die Wage geschleudertes Heldengewicht, um so höher gelten.

Nun aber werfe man einen Blick auf die Wichtigkeit solcher nach reiflich kriegerischer Ueberlegung im Voraus angeordneter, in eingreifende Wechselwirkung gestellter kleineren Posten, durch die darauf angewiesenen, mit dem Lokal vertrautesten Schützengilden vertheidigt. Sollte man auch den Vortheil solch einer Postirungskette gegen den Anschwall der heutigen großen Heeresmassen verwerfen wollen, so möge man sich doch dabei hüten, auch diese modernste Ansicht als eine nur ganz ausschließlich gültige zu überschätzen. Es liegt so was mit in der Art und Weise unseres Zeitalters für all' und jegliche Gattung der Künste und Gewerbe. So wie zum Beispiel in unseren landwirthlichen Systemen bereits die Merinoheerden beginnen, von der ihnen angewiesenen Höhe hinunter zu sinken, möchte es auch in einer zukünftigen Periode mit jenen ungeheueren Heeresmassen der Fall sein, welchen ohnehin zu ihrer Formirung und Bewegung noch weit beträchtlichere Hemmungen entgegenste

hen, als der Anschaffung einer Merinoheerde. Diese läßt sich in der Regel durch den Willen oder die Beihülfe eines mächtigen Banquierfürsten unweigerlich mit goldenem Zauberstabe herbeiwinken; jene nicht immer, nicht einmal der Quantität nach, die doch allerdings wichtige Menschenqualität noch einstweilen ganz aus dem Spiele gelassen.

Zu der Heereszahl der Perserkönige sind wir noch immer nicht wiederum gediehen, auch zu der in den Tagen der Völkerwanderung nicht, obgleich ein offensiv angewandtes Volksbewaffnen immer schon als Anlauf zu einer solchen gelten dürfte. Aber auch jene zwei mächtigen Fluthen haben sich nach abgehaltener Zeit wiederum stark in's Ebben umgewandelt, und zwar nicht just zum Schaden der Kriegskunst oder auch der Völker.

Selbst jedoch in den Zeiten der ungeheueren Heeresfülle sind bekanntlich diese Heere immer nicht allgegenwärtig, und den Entsendungen des momentan vordringenden Siegers durch kluge und kühne Paßvertheidigungen zu begegnen, bleibt jedenfalls eine Aufgabe, aller Ehren werth, mitunter auch wohl von entscheidendem Erfolg. Absonderlich, wo es gilt, mit Besonnenheit aufgehäufte Waffen- und Verpflegungsvorräthe zu decken. Und — man vandalisire die Kriegswissenschaft so viel man will und kann — dergleichen Anhäufungen muß es doch immer geben, absonderlich im Vertheidigungskriege, wenn man den Krieg nicht endlich in ein absolut rohes Glücksspiel zu mißstalten gedenkt, von jeglicher Lenkung eines beherrschenden Menschengeistes entbunden. Und dann möchten sich diejenigen, welche auf die sogenannten Massen, als auf einen ganz neuen Fund, stolzi-

ren am allermehrsten in ihrer Rechnung betrogen finden, denn auf Arithmetik am Ende, die Zahl als Entscheidendes verabgötternd, geht doch zuletzt dieses System hinaus, seinen Anhängern vorspiegelnd, der flinkste Rechner und flinkste Massendirigent bleibe oben, und mit der Befestigung, vollends aber gar mit der Begeisterung seie es [illegible] Traum und Schaum. Aber, Ihr Herren [illegible] wäre dem so, oder würde dem so, was Gott [illegible] wolle! so müßte doch alsbald an der Befestigung [illegible] die Schwerkraft Euch in die Wagschale fallen, an der Begeisterung Statt geradehin der Teufel, und keine Berechnung würde vermögen, Euch zur Entzifferung der schauerlich unbekannten Größe zu verhelfen. Wahrlich von einem System, durch welches der auf der Küste von Helena gestrandete Napoleon Buonaparte zuletzt scheitern mußte, läßt sich so leicht für kein anderes Menschenkind großes Heil mehr erwarten, und wir thäten dem zufolge wohl nichts Thörichtes, wenn wir es [illegible] mit einer gemüthlicheren Art und Weise versuchten [illegible], welcher offenbar dem Landwehr- und [illegible] zum Grunde liegt, am unverkennbarsten in preußischen Landen. Und eben so unverkennbar liegt dieses Prinzip in der richtig aufgefaßten Idee der Schützengilden.

Deren ursprüngliche Würde, und ihre Richtung, Alles zum großen Zweck rechtlicher Waffenhandhabung zu einigen, erkannte einst der edle, nun längst verewigte Domherr Eberhard von Rochow auf Rekahne durch die That an, ein in der pädagogischen Literatur unseres Vaterlandes nie zu vergessender Mann, und schon als Gellert's inniger Freund mit dem Stempel des edelsten Nachruhms bezeichnet.

Die sogenannten Leute wollten sich damals nach ihrer spaßigen Manier halb todtlachen, daß ein reichbegüterter Edelmann aus uraltem Stamme, ein ehemaliger preußischer Gardedukorps-Offizier, im siebenjährigen Kriege durch eine Ehrennarbe bei Gelegenheit einer schönen Ritterthat ausgezeichnet, Johanniter und Domherr, nicht nur als Hausbesitzer zu Brandenburg mit anderen Gildebürgern der altehrbaren Stadt nach der Scheibe schoß, sondern auch, als ihm der Meisterschuß gelang, er die Ehre des Schützenkönigthums annahm, und in solcher Würde seinen feierlichen Einzug hielt, das Fest durch edelreiche Gastlichkeit verschönernd. — In Bezug auf all' die oben angeführten Würden und Ehrenstellungen, hätte Jemand sie dem edlen Eberhard von Rochow als Einwendungen gegen sein Gildeschützen-Verhältniß vorgezählt, würde dessen Antwort vermuthlich gelautet haben, wenigstens im Grundtext: „eben darum.“

Er empfand es zweifelsohne, wie der tüchtige Gebrauch ehrsamer Waffe den Mann dem Manne ehrsamlich verbündet, und wie eben hier das Gemeinschaftliche blühe, welches unsere modernen Staats-Experimentenmacher bald als absolute Gleichheit, bald als sogenannte Gleichheit vor dem Gesetz, in einem sich selbst undeutlich gewordenen Begehr aufzustellen versuchen.

Möchten die Zeiten wieder aufleuchten, wo Adel und Bürgerschaft in wohlbewußter Waffenehre zusammenhielten, als gemeinsame Vertheidiger des Vaterlandes und der gegenseitigen Rechte! Die Zeiten, wo der uralte Schweizeradel der Bubenberge und Erlachs und Anderer mehr sich geehrt fand, das Bürgermeisteramt zu Bern zu verwalten, und die gerechten Schlachten der Stadt auszufechten, während die Stadt sich keinen Au-

genblick bedachte, den welterfahrenen und waffengeübten Rittern die Leitung ihrer Geschäfte und Kriege voll der edelsten Zuversicht anzuvertrauen!

Wähnt nicht, daß wir dabei des freien Bauernstandes vergessen, dieses dritten unerlaßlichen Gliedes in der wohlgefügten Ehrenkette zur Erhaltung und Erhebung des Ganzen. Ritter- und Bauernstand bedingen einander ohnehin ganz nothwendig zu ihrem gedeihlichen Bestehen, und die nur eben wegen ihrer Bürgerfreundschaft gerühmten Schweizer-Ritter wurden von ihren mißverstehenden Gegnern — par distance versteht sich, denn die frechsten Verhöhner pflegen sich immer am sorgfältigsten mit einem meilendicken Luftpanzer zu versehen — Bauernadel gescholten, weil sie ein frisches, fröhliches Leben bei ihren wackeren Hintersassen zu führen gewohnt blieben, und sich mit ihnen des ähnlichen Ursprunges rühmten, das Eisen bald als Ackerwerkzeug und bald als Kriegswaffe zu nutzen geübt.

Wiederum bilden ein vereinendes und vermittelndes Band vom Landmann zu dem eigentlichen Stadtbürger die Ackerbürger in kleineren, oft glänzend reichen Städten, und die Vorstadtbewohner in größeren Stadtgemeinden, und so sehen wir durch einen ganz natürlichen, und eben deshalb unerlaßlichen Kreislauf uns auch hier zu den bürgerlichen Schützengilden zurückgeführt.

Deren Festlichkeiten, durch würdig kriegerische Aufzüge verschönt, wobei jedoch von der wackeren, zum feierlichsten Kriegsernste geweihten Schaar eben nur verheißen und verlangt werden dürfte, was in der Natur ihrer Waffe liegt, möchten ein gar kräftiges Band der Ehre und des Vertrauens weben, nicht nur unter einander, sondern auch zu Adel und Bauerschaft hinüber, und in

Die sogenannten Leute wollten sich damals nach ihrer spaßigen Manier halb todtlachen, daß ein reichbegüterter Edelmann aus uraltem Stamme, ein ehemaliger preußischer Gardedukorps-Offizier, im siebenjährigen Kriege durch eine Ehrennarbe bei Gelegenheit einer schönen Ritterthat ausgezeichnet, Johanniter und Domherr, nicht nur als Hausbesitzer zu Brandenburg mit anderen Gildebürgern der altehrbaren Stadt nach der Scheibe schoß, sondern auch, als ihm der Meisterschuß gelang, er die Ehre des Schützenkönigthums annahm, und in solcher Würde seinen feierlichen Einzug hielt, das Fest durch edelreiche Gastlichkeit verschönernd. — In Bezug auf all' die oben angeführten Würden und Ehrenstellungen, hätte Jemand sie dem edlen Eberhard von Rochow als Einwendungen gegen sein Gildeschützen-Verhältniß vorgezählt, würde dessen Antwort vermuthlich gelautet haben, wenigstens im Grundtext: „eben darum.“

Er empfand es zweifelsohne, wie der tüchtige Gebrauch ehrsamer Waffe den Mann dem Manne ehrsamlich verbündet, und wie eben hier das Gemeinschaftliche blühe, welches unsere modernen Staats-Experimentenmacher bald als absolute Gleichheit, bald als sogenannte Gleichheit vor dem Gesetz, in einem sich selbst undeutlich gewordenen Begehr aufzustellen versuchen.

Möchten die Zeiten wieder aufleuchten, wo Adel und Bürgerschaft in wohlbewußter Waffenehre zusammenhielten, als gemeinsame Vertheidiger des Vaterlandes und der gegenseitigen Rechte! Die Zeiten, wo der uralte Schweizeradel der Bubenberge und Erlachs und Anderer mehr sich geehrt fand, das Bürger[illegible]
zu Bern zu verwalten, und die gerechten [illegible]
Stadt auszufechten, während die Stadt

lassungen eingeübten Pioniere — das Lenker- und Arbeitergeschäft würde sich bei dem allgemein ehrenwerthen Schaffen nach Geistes- und Körperkraft so ziemlich von selbst vertheilen — sähe man sich dann auch im Stande, die oben angedeuteten Vertheidigungslinien durch einzelne Posten rasch und zuverlässig in Stand zu setzen, ohne daß der Gegner früher von dergleichen nur die mindeste Uebersicht fassen könnte. Nöthigenfalls ginge das Demoliren unnütz oder gar nachtheilig gewordener Verwallungen eben auch flink von Statten. Ja, es entstände vielleicht eine Art von Beweglichkeit des Bodens daraus, die dem Angreifer beinahe das unsichere Gefühl des Schiffers auf unbekannt wogenden Meeren geben möchte, oder des Wanderers auf vulkanischem Lande.

Wenn dergleichen in sehr zerstücktem Erdreiche — durch Berge, Sümpfe oder Gewässer auf wenige Durchzugspunkte beschränkt — von vorzüglich großem und entscheidendem Erfolge seyn könnte, würde sich doch auch der Nutzen solcher, gleichsam mobilen, Befestigungen auch keinesweges unbedeutend für ebenere Gegenden gestalten. Thermopylen giebt es nicht allerwärts, aber allerwärts giebt es Punkte, deren zeitige Behauptung, ob auch für wenige Stunden nur, ja für halbe Stunden meinethalb, einen bedeutenden Einfluß auf Heeresbewegungen ausüben können. Je bedeutender wird so Etwas, je näher den Gefilden einer Entscheidungsschlacht, oder — mit andern Worten gesagt — je mehr aus dem Gebiete der Strategie in das Gebiet der Taktik übergehend.

Daß aber solche Verschanzungen um so wirksamer [illegible] treten werden, je vertraulicher Dirigenten und [illegible] sich in die Lokalbedingungen eingelebt haben, ver[illegible] sich auch von selbst. Um so mehr, je mehr diese

das stehende Heer. Kein Kriegsmann mag den Schützen gering achten, dessen todtbringendes Blei vor seinen Augen scharf und sicher in das ferne Ziel hineinschlägt. Und die Achtung wird sich zur ehrenden Waffenbrüderlichkeit steigern, wenn der Schuß nicht nur aus dem ungestörten Schießstande hervorging, sondern eine ähnliche Waffenrüstigkeit sich auch bei freier angeordneten Uebungen, im Verein mit kriegerischer Idee und kriegerischer Lenksamkeit, rasch und feurig offenbart.

Eine nicht ohne Beschwer auszuübende, aber in dieser Beziehung unleugbar fröhliche Verpflichtung für die Gildeschützen würde es ausmachen, bei solchen Waffenfestlichkeiten den Schauplatz zu ordnen, mit allen erforderlichen Sicherungen an Wall und Graben zur Verhütung von Unfällen, etwa durch unvorsichtigen Gebrauch des Schießgewehrs bedrohlich, oder durch unvorsichtige Annäherung der Zuschauer. Wie alles wahrhaft Nützliche sich auch stets in anmuthiger Form zeigt, als das Schöne zu dem Guten, — denken wir nur z. B. an die Saaten- und Erntefelder, an die Erscheinung der Seeschiffe, an reiche und frischbelebte Weideplätze, — so bilden auch gut ausgeführte Befestigungswerke jederzeit in ihren regelrechten Linien, durch Mauerwerk und Rasen farbig bekleidet, eine gefällige Anschauung, und die Uebungsplätze der Schützengilden würden schon durch solche Sicherheitsbauten ein erfreuliches Aeußere gewinnen. Wie wir aber vorhin die Gildeschützen als Minirer mit in Anspruch nahmen, dürfen wir auch jetzt für die Oberfläche des Erdbodens o[illegible] n Beistand hoffen, wo es gilt, Verschanzungen [illegible] zur Vertheidigung des Vaterlandes, vor[illegible] schen Gaues.

Durch diese stets [illegible] Veran-

lassungen eingeübten Pioniere — das Lenker- und Arbeitergeschäft würde sich bei dem allgemein ehrenwerthen Schaffen nach Geistes- und Körperkraft so ziemlich von selbst vertheilen — sähe man sich dann auch im Stande, die oben angedeuteten Vertheidigungslinien durch einzelne Posten rasch und zuverlässig in Stand zu setzen, ohne daß der Gegner früher von dergleichen nur die mindeste Uebersicht fassen könnte. Nöthigenfalls ginge das Demoliren unnütz oder gar nachtheilig gewordener Verwallungen eben auch flink von Statten. Ja, es entstände vielleicht eine Art von Beweglichkeit des Bodens daraus, die dem Angreifer beinahe das unsichere Gefühl des Schiffers auf unbekannt wogenden Meeren geben möchte, oder des Wanderers auf vulkanischem Lande.

Wenn dergleichen in sehr zerstücktem Erdreiche — durch Berge, Sümpfe oder Gewässer auf wenige Durchzugspunkte beschränkt — von vorzüglich großem und entscheidendem Erfolge seyn könnte, würde sich doch auch der Nutzen solcher, gleichsam mobilen, Befestigungen auch keinesweges unbedeutend für ebenere Gegenden gestalten. Thermopylen giebt es nicht allerwärts, aber allerwärts giebt es Punkte, deren zeitige Behauptung, ob auch für wenige Stunden nur, ja für halbe Stunden meinethalb, einen bedeutenden Einfluß auf Heeresbewegungen ausüben können. Je bedeutender wird so Etwas, je näher den Gefilden einer Entscheidungsschlacht, oder — mit anderen Worten gesagt — je mehr aus dem Gebiete der Strategie in das Gebiet der Taktik übergehend.

Daß aber solche Verschanzungen um so wirksamer in's Leben treten werden, je vertraulicher Dirigenten und Arbeiter sich in die Lokalbedingungen eingelebt haben, versteht sich wohl von selbst. Um so mehr, je mehr diese

Ehrenmänner gewohnt sind, eine Gegend im Gesichtspunkte des Kriegers zu betrachten.

Und schon an und für sich würde die Wiedergewinnung dieses Gesichtspunktes als ein unschätzbarer Vortheil gelten müssen.

Vielleicht erheben sich nun noch Stimmen aus einer, den Waffen absolut abholden Bildungsstufe hervor, wie es von Solchen eine mächtige Mehrzahl in der philanthropischen oder sogenannten Aufklärungsperiode gab, — Abklärung möchte die passendere Benennung seyn, — scheltend und lamentirend, durch eine lebendige Vertheidigungsanstalt, wie die vorliegende, setze man die friedlichen Wohnungen der Staatsbürger offenbar gefährlich dem Rachemuth eines dennoch eindringenden Feindes aus.

Darauf möge als Haupt- und Grunderwiederung dienen:

Wer mit dem Wolf im Voraus Vertrag wegen humaner Schafbehandlung zu schließen denkt, entschlage sich überhaupt der Wächterhunde, als in solchen Verhältnissen schädlicher Kreaturen, oder auch, aus gleichem Grunde, der Hirten, in sofern er nicht selbst ein Solcher ist. Wie er im letzteren Falle mit der ganzen Anstalt beim Vertragschließen zurecht zu kommen gedächte, bliebe dann billig seinem eigenen Ermessen anheimgestellt.

Insbesondere aber noch wolle man erwägen, daß eine im Voraus bestimmte Waffenverpflichtung des Bürgers, wozu er vor aller Welt Augen schon im Frieden gesetzlich eingeübt ward, ihn und alles ihm Theure möglichst günstig einem überwältigen Feinde gegenüberstellt. Es klingt parador, und ist doch nichts weniger, als das.

Zuvörderst kommt dabei das Gefühl der [illegible]chen Achtung in Anschlag, welches jederzeit [illegible]

haft Tapfere dem Tapferen bewahrt, und welches auch selbst in der Brust des eben nur blos Kühngesinnten nicht leicht gänzlich zu erlöschen pflegt. Freilich wird der Gildeschütz, nach den hier angegebenen Bestimmungen, nie in das Verhältniß gerathen, den feindlichen Sieger mit abgezogenem Hut an seiner Hüttenthür zu empfangen, voll knechtischer Demuth Gunst oder Ungunst, nach Belieben des momentan zum Herrscher bevollmächtigten Einquartierten, erwartend und empfangend. Aber mich dünkt, die Einbuße dabei gehöre zum Schlimmsten des Kriegsunheils eben nicht. Das bemitleidende Achselzucken, welches ein absolut unkriegerischer Hauswirth dem eindringenden Fremdlingskrieger etwa abnöthigen möchte, ist doch wirklich allzunahe mit dem Ekel verwandt, als daß ein Ehrenmann sich eine daraus entspringende Schonung wünschen dürfte. Ja, es würde durch solch eine momentane Jammerstellung des Hausvaters, oder sonst Herdbeschützers, jegliche wahrhaft für ihn begründete Achtung im Busen der eigenen Hausgenossen für immer untergraben seyn. Bei jeglichem etwa festeren Auftreten seinerseits in wiederkehrenden Friedenszeiten, wär' es auch an sich noch so rechtskräftig in des Mannes äußerlicher Stellung begründet, würde man doch oftmals im beinahe burlesken Kontrast jene Jammergestalt vor sich auftauchen sehen, und jeder durch ihn momentan Verletzte, ob unwillkührlich, denken mögen: „laß nur mal wiederum die Feinde kommen, Du Hausregent!" —

Was den siegenden Gegner zähmen und mildern kann am Herde des Bezwungenen, ist eben die absolute Hülfslosigkeit derer, welche diesen Herd als eben so viel Schutzflehende umringen: Greise, Weiber und Kinder.

Was die milde Herzensregung noch erhöhen mag, ist der Gedanke: „der natürliche Halt und Beschützer dieses Hauswesens ist fern, und wandelt als dir gleichgestellter Kriegskamerad, ob feindlich gegenüber, auf den Bahnen der Ehre. Und wir begegnen uns einander vielleicht irgendwo dergestalt, daß es mir erquicklich seyn wird, die Augen froh vor ihm aufschlagen zu dürfen mit den Worten: auch ich, Kamerad, war einst an deinem Herde."

Wo aber ähnliche Gefühle und Gesinnungen den Sieger nicht zur Schonung anzuregen vermöchten, möchte auch die Gegenwart des kriegsfähigsten Hausvaters oder Hausgenossen dem einbrechenden Vandalen keine andere Rücksicht erwecken, als die auf einen recht knochenstarken und desto mehr zur Plackerei geeigneten Sklaven.

Ueberhaupt: will der Feind nach absolutem Hunnenrecht verfahren, so begeht er auch nichts Folgewidriges, wenn er die Höfe, Häuser und Familien aller gegen ihn Waffentragenden ohne alle Ausnahme als ganz vornehmliche Zielpunkte seiner Wütherei erklärt. Das trifft also nicht nur die Familien der Landstürmer, sondern auch die der Wehrmänner, nicht nur diese, sondern auch die der Kämpfer im stehenden Heere. Und zwar in steigender Progression: „je gefährlicher der Fechter, je barbarischer die Behandlung der Seinigen und seines Eigenthums."

Dann wäre der eigentliche Soldat in dieser Hinsicht vor allen Anderen am schlimmsten dran, und hätte auch überdieß noch vor allen Anderen als Kriegsgefangener die persönlich schlimmste B[illegible] erwarten.

Wir zeigen nur, wohin [illegible]nter Folgerung das Prinzip des r[illegible]ts, — alias diabolischen — E[illegible]

Doch eben einem von diesem Pesthauch durch und durch vergifteten Feinde gegenüber, thäte uns eine um so rücksichtsloser entschlossene Vertheidigung Noth. Und die Gildeschützen hätten dabei den absonderlich begeisternden Trost, ihr Liebstes auf gesicherten Stätten möglichst lange vor der gräßlichsten Ueberschwemmung geborgen zu wissen, schlimmsten Falles aber doch, ohne das Schrecklichste erlebt zu haben, untergegangen zu sein in Ehren vor Menschen und vor Gott.

Wenn dagegen etwa nach lange erduldeter Feindesplackerei der friedlich gebliebene Bürger einen Gipfelpunkt des Leides und der Mißhandlung erlebt, wo ihn verletztes Ehrgefühl und zertretenes Menschenrecht zum Widerstand gewaltsam anspornt und fortreißt, wirft er das Leben erfolglos unter den Fuß einer rettungslos malmenden Willkür, da er es doch, bei würdigeren Waffenverhältnissen, hoffnunsvoll für seine theuersten Güter in die noch schwebende Wagschale hätte werfen dürfen.

Möge in dieser Beziehung das Gespräch eines Landsturmbürgers mit seinem Hauptmann hier Platz finden; ein im Jahre Dreizehn wirklich gehaltenes Gespräch. Der Hauptmann, jetzt verewigt, war einer der ausgezeichneteren Gelehrten unseres Vaterlandes, und mein vertrauter Freund, aus dessen zuverlässiger Mittheilung ich das kleine Duodrama, wenn man's dafür gelten lassen will, nachschreibe.

Hauptmann.

Sie sind wiederum vom Exerziren fortgeblieben.

Bürger.

Ja, Herr Professor.

Hauptmann.

Ich rede jetzt nicht als Professor zu [illegible]

dern als Ihr Hauptmann. Sie haben sich noch kein einziges Mal zum Exerziren gestellt, so viel ich mich erinnere.

Bürger.

Sie erinnern sich ganz recht.

Hauptmann.

Waren Sie krank?

Bürger.

Nein.

Hauptmann.

Was hatten Sie sonst für Abhaltungen?

Bürger.

Keine andere, als die ich jedesmal haben werde, wenn davon die Rede ist, den friedlichen Bürger nolens volens zum Soldaten umzugestalten. Ich will nicht kommen. Das ist meine Abhaltung.

Hauptmann.

Da wird für das Wollen das Müssen eintreten.

Bürger.

So? Wie wollen Sie's anfangen?

Hauptmann.

Morgen früh, wenn Sie auf dem Exerzirplatze fehlen, schicke ich einen Unteroffizier und zwei Mann, Sie abzuholen, schlimmsten Falles, gewaltsam.

Bürger.

Ihre Patroll wird mich nicht unbewaffnet finden. Mit geladenen Pistolen zur Hand will ich die Schwelle meines Hauses wider jeden Ein[illegible] [illegible]eidigen.

Hauptma[illegible]

Abgesehen für einen Auge[illegible] [illegible]n, was [illegible] unmittelbar hervorgehe[illegible] [illegible]hmen?

ich entsetze mich vor der Meldung, und Niemand überhaupt wagt es, den Löwen in seiner Höhle anzugreifen.

Bürger.

Gut.

Hauptmann.

Wie Ihnen zu Muthe seyn würde, wenn wir darauf als Sieger wiederum einrückten an den heimathlichen Herd, will ich, und zwar zum Besten Ihrer Thesis, gar nicht erwägen.

Bürger.

Wir werden nicht siegen.

Hauptmann.

Wenigstens Sie auf keinen Fall mit. Also: der Feind rückt ein, der Landsturm marschirt ab.

Bürger.

Darauf wird es wohl ungefähr herauskommen.

Hauptmann.

Die Stadt bleibt ungeplündert.

Bürger.

Wenn es der vernünftigen Leute Meinesgleichen Viele giebt, hoffentlich ja.

Hauptmann.

Französische Einquartierung giebt's freilich.

Bürger.

Damit bin ich schon sonst zurechtgekommen.

Hauptmann.

Angenehm?

Bürger.

Wüßt's eben nicht zu rühmen. Aber zu ertragen war's ja doch.

Hauptmann.

Dießmal möcht' es herber ausfallen. Der Feind,

durch die Kriegsfreudigkeit des gesammten Preußenvolkes gereizt, wird eben die speziell friedlichen Gesinnungen des Herrn Materialisten N. N. weder zu untersuchen noch zu würdigen wissen.

Bürger.

Hm, wenn die Kerle nur just nicht plündern, — was soll Einem denn sonst eben Großes passiren!

Hauptmann.

Großes wohl just nicht, aber ein Aggregat von fatalen Kleinigkeiten.

Bürger.

Zum Exempel?

Hauptmann.

Das mühsam bereitete Mittagbrot wird Ihnen vor die Füße geworfen, weil man's nicht lecker genug findet.

Bürger.

Meine Weibsleute kochen's da capo und besser. Meiner Frau und meinen zwei großen Töchtern geht's flink von der Hand.

Hauptmann.

Die Soldaten kommen in die Küche, und wollen helfen.

Bürger.

Das leidet meine Frau nicht. Sie leidet nicht einmal mich in der Küche.

Hauptmann.

Daran kehrt sich die Einquartierung nicht.

Bürger.

Meine Frau stellt sich in die Küchenthür, beide Arme in den Seiten.

Hauptmann.

Und wird auf die Seite geschuppst.

II.

Bruchstücke aus einer ungedruckten Uebersetzung des Machiavel *).

Ueber die Nothwendigkeit einer guten Militairverfassung.

(Aus dem 31sten Kapitel des 3ten Buchs, vom Staate.)

Ich habe anderen Orts zwar schon gesagt, daß der Grundpfeiler aller Staaten ein gutes Kriegswesen ist, und daß, wo dieses fehlt, weder gute Gesetze, noch überhaupt etwas Gutes bestehen kann, allein es scheint mir nicht überflüssig, dies nochmals zu wiederholen. Aus

*) Diese Bruchstücke, welche sicher ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen werden, sind der Redaktion mit folgendem Briefe zugesandt worden, den sie sich beeilt, öffentlich bekannt zu machen.

„Da Euer Hochwohlgeboren meinen Aufsatz über Machiavel's militairische Schriften und das siebente Buch seiner Kriegskunst in Ihre rc. Zeitschrift aufgenommen haben, so habe ich die Ehre, einen weiteren Beitrag zu senden, mit der Bitte, ihm gleichfalls eine Stelle gewähren zu wollen."

„Ich wünschte dadurch die deutschen Leser auf das Erscheinen dieser Werke aufmerksam zu machen."

Hauptmann.

Aber wär's nicht räthlicher und schöner, Sie brauchten Pistolen und Pike und Säbel lieber draußen im freien Felde gegen den Feind, — nicht gegen eine Patrolle Ihrer Mitbürger, — und setzten Ihr Leben dran, bevor er noch in Ihre Küche käme, und zu ihrer Frau und zu Ihren Töchtern?

Bürger.

Herr Professor, — Herr Hauptmann, wollt' ich sagen, — morgen früh Punkt fünf Uhr bin ich auf dem Exerzirplatz.

Hauptmann.

Topp, mein wackerer Herr Kamerad!

Gönnet uns nun noch einen heiteren Blick auf das friedlichere Leben der Gildeschützen.

Deren Pionier-Uebungen, zunächst durch die Anordnungen für den Schützenplatz angeregt und bestimmt, würden manches schlummernde Talent für Architektur, wohl auch für Baumpflanzung und dergleichen, erwecken und fördern.

Sollte nicht vielleicht nach Jahren manche Stadt und manches Städtchen in Privatanlagen und öffentlichen Vergnügungsorten die geübtere Hand, wie den gereifteren Sinn ihrer, dem Kriegsbauwesen nicht mehr entfremdeten Bürger auf erfreuliche Weise kundgeben? Auch auf die Anordnung der Häuser, auch für die Bereitwilligkeit der Gemeinde zu Verbesserungen der gesammten Stadtbauart möchte sich diese günstige Spur erstrecken.

Das wahrhaft Schöne hält so gern mit dem wahrhaft Guten gleichen Schritt.

II.

Bruchstücke aus einer ungedruckten Uebersetzung des Machiavel *).

Ueber die Nothwendigkeit einer guten Militairverfassung.

(Aus dem 31sten Kapitel des 3ten Buchs, vom Staate.)

Ich habe anderen Orts zwar schon gesagt, daß der Grundpfeiler aller Staaten ein gutes Kriegswesen ist, und daß, wo dieses fehlt, weder gute Gesetze, noch überhaupt etwas Gutes bestehen kann, allein es scheint mir nicht überflüssig, dies nochmals zu wiederholen. Aus

*) Diese Bruchstücke, welche sicher ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen werden, sind der Redaktion mit folgendem Briefe zugesandt worden, den sie sich beeilt, öffentlich bekannt zu machen.

„Da Euer Hochwohlgeboren meinen Aufsatz über Machiavel's militairische Schriften und das siebente Buch seiner Kriegskunst in Ihre ꝛc. Zeitschrift aufgenommen haben, so habe ich die Ehre, einen weiteren Beitrag zu senden, mit der Bitte, ihm gleichfalls eine Stelle gewähren zu wollen."

„Ich wünschte dadurch die deutschen Leser auf das Erscheinen dieser Werke aufmerksam zu machen."

jedem Blatte der römischen Geschichte geht diese Nothwendigkeit hervor. Man sieht darin, daß die Heere nicht gut seyn können, wenn sie nicht geübt werden, und daß man sie nicht üben kann, wenn sie nicht aus eigenen Unterthanen bestehen. Immer steht man nicht im Felde und kann nicht immer darin stehen; es ist daher nothwendig, die Soldaten im Frieden zu üben; wegen der Kosten aber kann man nur mit Unterthanen diese Uebungen vornehmen. Camillus war, wie wir bereits gesagt, gegen die Toskaner gezogen. Als seine Soldaten die Stärke des feindlichen Heeres sahen, bemächtigte sich ihrer völlige Muthlosigkeit, da sie, so viel schwächer an Zahl, den Angriff nicht aushalten zu können glaubten.

Als Camillus die üble Stimmung des Heeres zu Ohren kam, ließ er es vor die Zelte treten, durchging die Reihen, benahm den Soldaten ihre falsche Meinung, und sprach zuletzt, ohne irgend etwas an der Anordnung des Lagers zu ändern: „Es thue ein Jeder, was er ge-

---

„Es war anfangs nur Absicht, die militairischen Schriften Machiavel's zu geben, der Plan hat sich jedoch auf die sämmtlichen Werke ausgedehnt."

„Der erste Band der sämmtlichen Werke Machiavel's „Vom Staate oder Betrachtungen über die ersten zehn Bücher des Tit. Livius" verläßt so eben die Presse. Die Kriegskunst, die den dritten Band der Sammlung bildet, wird noch in diesem Jahre außer der Reihe erscheinen."

Ich sende Euer Hochwohlgeboren hier einige Kapitel aus dem ersten Bande, die vielleicht nicht ohne Interesse seyn dürften, und bin rc.

Carlsruhe.

Ziegler,
Premier-Lieutenant.

Kunst, die Soldaten einig und vertrauensvoll zu halten, was die Hauptursache jedes Sieges ist.

Doch müssen diese Dinge die Tapferkeit begleiten, sonst haben sie keinen Werth. Als die Pränestiner gegen die Römer im Felde standen, bezogen sie am Flusse Allia an der Stelle ein Lager, wo die Römer von den Galliern geschlagen worden waren. Dies thaten sie nun, ihren Soldaten Zuversicht einzuflößen und die Römer durch die Vorbedeutung des Ortes zu entmuthigen. Obschon nun ihre Maaßregel aus den erwähnten Gründen Erfolg versprach, so zeigt doch der Ausgang, daß die wahre Tapferkeit nicht jeden unbedeutenden Zufall fürchtet. Der Geschichtschreiber sagt dies sehr gut durch die Worte, die er den Diktator an seinen General der Reiterei richten läßt: „Siehst Du jene auf ihr Glück Vertrauende, die sich an der Allia aufgestellt haben; Du aber im Vertrauen auf die Waffen und den Geist Deiner Truppen, stürze Dich in die Mitte ihres Haufens hinein *)!“ Wahre Tapferkeit, gute Ordnung, Zuversicht, gegründet auf so viele Siege, verschwindet nicht vor Dingen von wenig Bedeutung; eine leere Einbildung jagt ihr weder Furcht ein, noch schadet ihr eine augenblickliche Verwirrung. Man sah dies deutlich, als zwei Manlius, Anführer gegen die Volsker, einen Theil ihres Lagers verwegener Weise auf Beute ausgeschickt hatten, und zu gleicher Zeit die ausgeschickten Soldaten umringt und die zurückgebliebenen bestürmt wurden. Aus dieser Gefahr rettete die Römer nicht die Klugheit der Konsuln, sondern die eigene Tapferkeit der Soldaten.

---

*) Vides tu, fortuna illos fretos, ad Alliam consedisse; at tu, fretus armis animisque, invade mediam aciem.

Livius sagt hierbei: „Auch ohne Leitung schützte die beständige Tapferkeit der Soldaten *).“

Ich will ein Wort des Fabius, um sein Heer vertrauensvoll zu machen, nicht übergehen. Als er in Toskana eingedrungen war, und dieses Vertrauen für um so nöthiger erachtete, als er seine Soldaten in ein neues Land gegen neue Feinde geführt hatte, sagte er ihnen, nach Anführung vieler Gründe, warum sie den Sieg zu hoffen hätten: er könne ihnen noch gewisse gute Dinge sagen, woraus sie einen gewissen Sieg sehen würden, wenn es nicht gefährlich wäre, sie bekannt werden zu lassen. Dieses weise angewandte Mittel verdient Nachahmung.

(36stes Kapitel.)

Warum die Franzosen von jeher im Anfang der Schlacht für mehr als Männer, und später für weniger als Weiber galten.

Die Kühnheit des Galliers, der am Flusse Anio jeden Römer herausforderte, und der hierauf erfolgte Zweikampf zwischen ihm und Titus Manlius erinnert mich an das, was Livius mehreremal sagt, daß die Gallier im Anfang des Gefechts mehr als Männer sind, im Verlauf der Schlacht aber weniger als Weiber werden. Um diese Erscheinung zu erklären, sagen Viele, das liege in ihrer Natur, und ich glaube, daß sie Recht haben; allein es folgt nicht daraus, daß diese ihre Natur, die sie im Anfang muthig macht, nicht durch Kunst so ausgebildet werden könnte, daß sie bis zu Ende muthig bleiben. Ich will dies zu beweisen suchen.

---

*) Militum etiam sine rectore stabilis virtus tutata est.

Man kann zu diesem Zwecke die Heere in drei Klassen eintheilen. In die erste gehören die, in welchen man feurigen Muth und Ordnung sieht. Die Ordnung ist's, die den wahren Muth und die Tapferkeit erzeugt. So war es bei den Römern. Die Geschichte berichtet, daß in ihren Heeren während eines langen Zeitraums eine gute Ordnung herrschte, welche durch eine strenge Kriegszucht eingeführt worden war. In einem guten Heere darf nichts ohne Vorschrift geschehen; so findet man, daß im römischen Heere, das sich alle Heere zum Muster nehmen müssen, weil es die Welt besiegt hat, weder gegessen, noch geschlafen, weder eingekauft, noch irgend ein anderes häusliches oder Kriegsgeschäft verrichtet wurde, ohne daß der Konsul Befehl dazu gab. Heere, wo es anders gehalten wird, sind keine wahren Heere; richten sie auch etwas aus, so geschieht es durch ein ungestümes Feuer und augenblickliches Aufschäumen, nicht durch Tapferkeit. Ein Heer hingegen, das geregelte Tapferkeit besitzt, braucht sein Feuer mit Maaß und nach und nach; keine Schwierigkeit kann es feige machen, noch seinen Muth verringern, denn die gute Schlachtordnung giebt ihm stets neuen Muth und neues Feuer, und nährt es mit Siegeshoffnung, die niemals fehlt, so lange die Schaaren Stand halten.

Umgekehrt ist es mit der zweiten Klasse von Heeren, wo man blinde Wuth und keine Ordnung sieht, wie es bei den Galliern war, die im Gefechte immer nachließen. So wie es ihnen nicht gelang, durch den ersten Anfall zu siegen, war ihr ungestümer Muth, auf den sie ihre Hoffnung setzten, durch keine geregelte Tapferkeit unterstützt, sie hatten außer ihm nichts, worauf sie hätten vertrauen können, und ließen, so wie er abgekühlt

war, nach. Die Römer hingegen fürchteten wegen ihrer guten Schlachtordnung weniger Gefahren, mißtrauten dem Siege nicht, und fochten standhaft mit demselben Muthe und mit derselben Tapferkeit am Ende wie am Anfang, ja durch die Schlacht erhitzt entbrannten sie von immer größerer Kampflust.

Die dritte Gattung von Heeren ist die, bei denen man weder natürlichen Muth noch künstliche Ordnung findet. So sind unsere neueren italienischen Heere beschaffen. Sie sind ganz unnütz, und wenn sie nicht auf ein Heer stoßen, das durch irgend einen Zufall davonläuft, so werden sie wohl niemals siegen. Man braucht hierfür weiter keine Beispiele anzuführen, denn sie zeigen jeden Tag, daß sie nicht die geringste Tapferkeit besitzen.

Damit nun Jeder auch durch Livius Zeugniß hören mag, wie ein gutes Heer beschaffen seyn soll, und was man ein schlechtes nennt, so will ich die Worte des Papyrius Cursor anführen, als er Fabius, seinen General der Reiterei, strafen wollte: „Wenn Niemand vor Menschen, Niemand vor Göttern Ehrerbietung habe, wenn man keine Befehle der Feldherren, keine Vogeldeutungen mehr beachte, wenn die Soldaten, ohne Urlaub sich verlaufend, in Freundes- und Feindeslande umherschwärmen, vergessend ihres Eides, die Fahnen verlassen, nicht auf Befehl sich versammeln, nicht unterscheiden, ob sie bei Tag oder bei Nacht, auf günstigem oder ungünstigem Boden, mit oder ohne Befehl des Feldherrn kämpfen, nicht auf das Feldgeschrei achten, sich nicht zu ihren Rotten halten, so habe man, einer Räuberbande ähnlich, ein blindes, dem Zufall preisgegebenes Heer, statt eines durch feierliche Auswahl und Eid geheiligten

Heeres *). Es läßt sich hieraus leicht schließen, ob die Heere unserer Zeit blind und zufällig, oder geheiligt und feierlich seyen, und wie viel ihnen zu dem fehle, was man ein Heer nennen kann, und wie weit sie davon entfernt sind, muthvoll und regelmäßig wie die römischen, oder auch nur muthig wie die französischen zu seyn.

(37stes Kapitel.)

Ob kleine Gefechte vor der Schlacht nöthig sind, und auf welche Weise man das Heer mit einem neuen Feind bekannt machen soll, wenn man sie vermeiden will.

Es scheint, daß sich bei den Handlungen der Menschen, wie wir früher gezeigt haben, außer den andern Schwierigkeiten bei der Durchsetzung einer Sache, auch noch die findet, daß immer dem Guten ein Uebel nah ist, das so leicht mit diesem Guten entsteht, daß es unmöglich scheint, das eine zu vermeiden, wenn man das andere will. Dies sieht man bei Allem, was die Menschen thun. Das Gute wird daher nur schwer erreicht, wenn dir das Glück nicht auf eine Weise beisteht, daß es durch seine Macht diesen gewöhnlichen natürlichen Uebelstand besiegt.

---

*) Nemo hominum, nemo Deorum verecundiam habeat; non edicta Imperatorum, non auspicia observentur: sine commeatu, vagi milites in pacato, in hostico errent; immemores sacramenti, se ubi velint exauctorent; infrequentia deserant signa; neque conveniant ad edictum; nec discernant interdiu, nocte, aequo, iniquo loco, jussu, injussu Imperatoris pugnent; et non signa, non ordines servent; latrocinii modo, coeca et fortuita, pro solemni et sacrata militia sit.

Auf diese Betrachtung wurde ich von neuem geführt durch den Zweikampf des Titus Manlius und des Galliers, worüber Livius sagt: „So wichtig war dieser Kampf für den Ausgang des ganzen Krieges, daß das Heer der Gallier sein Lager eilig verließ, in das Tiburische Gebiet und bald darauf nach Campanien zog *).“

Auf der einen Seite nämlich erwäge ich, daß ein guter Feldherr durchaus vermeiden muß, etwas zu thun, was, an sich von wenig Bedeutung, doch schlimme Wirkung auf sein Heer hervorbringen kann; denn sich in einen Kampf einlassen, wozu nicht alle Streitkräfte verwendet werden, und wo doch Alles auf's Spiel gesetzt wird, ist ein völlig tollkühnes Verfahren, wie ich früher sagte, als ich das Besetzen der Pässe tadelte. Auf der andern Seite erwäge ich, daß weise Feldherren, wenn sie einen neuen Feind, der Ruf hat, gegen sich haben, genöthigt sind, ehe es zur Schlacht kommt, ihre Soldaten sich an diesem neuen Feinde in leichten Gefechten versuchen zu lassen, damit sie ihn kennen und behandeln lernen, und dadurch den Schrecken verlieren, den ihnen Gerücht und Ruf eingeflößt hat. Dies ist für den Feldherrn von höchster Wichtigkeit, denn er wird fast durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen, da er einer gewissen Niederlage entgegen zu gehen scheint, wenn er nicht zuerst durch kleine Versuche seinen Soldaten den Schrecken benimmt, womit sie der Ruf des Feindes erfüllt hat. Valerius Corvinus wurde an der Spitze eines Heeres gegen die Samniter abgeschickt, einen neuen Feind,

*) Tanti ea dimicatio ad universi belli eventum momenti fuit, ut Gallorum exercitus, relictis trepide castris, in Tiburtem agrum, mox in Campaniam transierit.

gegen den die Römer noch niemals ihre Waffen versucht hatten, und Livius sagt, Valerius habe die Römer in einigen leichten Gefechten sich mit den Samnitern messen lassen; damit sie der neue Krieg und der neue Feind nicht schrecke *). Allein es ist die größte Gefahr vorhanden, daß, wenn deine Soldaten in diesen Gefechten besiegt werden, ihre Furcht und Feigheit zunimmt, und eine deiner Absicht entgegengesetzte Wirkung die Folge ist, das heißt, daß du sie entmuthigst, während du ihnen Zuversicht einflößen wolltest. Dies ist also eine von den Sachen, wo das Uebel dem Guten so nahe ist, und beide so verwandt mit einander sind, daß man sehr leicht in das eine geräth, indem man das andere zu erreichen glaubt.

Meine Meinung über die Sache ist daher die, daß ein guter Feldherr mit aller Sorgfalt darauf bedacht seyn muß, daß er nichts thut und nichts zuläßt, was durch sein Mißglücken dem Heere den Muth benehmen könnte. Was ihm den Muth benehmen kann, ist, anfänglich den Kürzeren ziehen; er muß sich daher vor kleinen Gefechten hüten, und sie nicht anders erlauben, als wenn er im größten Vortheil ist und die gewisse Hoffnung auf den Sieg hat. Er darf es nicht unternehmen, Pässe, wo er nicht sein ganzes Heer aufstellen kann, zu vertheidigen. Er darf nur die von seinen Festungen besetzen, deren Verlust nothwendig seinen Untergang nach sich zöge, und bei denen, die er besetzt, muß er die Besatzungen und sein Heer in eine solche Verfassung setzen, daß, wenn sie der Feind nehmen will, er alle seine Streitkräfte gegen ihn anwenden kann; alle übrigen Plätze

*) Ne eos novum bellum, ne novus hostis terreret.

muß er unvertheidigt lassen. Denn geht etwas verloren, was man Preis giebt, und das Heer ist noch beisammen, so verliert man weder die Ehre des Kriegs, noch die Hoffnung, ihn siegreich zu endigen. Geht hingegen etwas verloren, das du vertheidigen wolltest und von dem Jedermann glaubt, daß du es mit Erfolg vertheidigen würdest, dann ist der Verlust verderblich, du hast fast, wie die Gallier, durch eine Sache von wenig Bedeutung den Krieg verloren.

Als Philipp von Macedonien, der Vater des Perseus, ein Kriegsmann und eine der ersten Mächte jener Zeit, von den Römern angegriffen wurde, verließ und verheerte er einen großen Theil seiner Länder, die er nicht vertheidigen zu können glaubte. Als kluger Fürst erachtete er für verderblicher, dadurch, daß er nicht vertheidigen könnte, was er zu vertheidigen unternähme, seinen Kriegsruf zu verlieren, als diese Sandesstrecken als vernachlässigt dem Feinde preis zu geben. Als sich die Römer nach der Niederlage bei Cannä in bedrängter Lage befanden, verweigerten sie vielen ihrer Schutzbefohlenen und Unterthanen ihren Beistand, indem sie ihnen auftrugen, sich so gut als möglich selbst zu vertheidigen. Diese Maaßregeln sind viel besser, als die Vertheidigung zu übernehmen, und dann doch nicht vertheidigen zu können; denn in diesem Falle verliert man Verbündete und Soldaten, in jenem nur Verbündete.

Um aber wieder zu den kleinen Gefechten zurückzukehren, sage ich, daß, wenn ein Feldherr durch die Neuheit des Feindes durchaus gezwungen ist, ein solches Gefecht zu liefern, er es mit so großem Vortheil thun muß, daß gar keine Gefahr ist, es zu verlieren; oder aber, was noch besser ist, er mache es wie Marius, als er gegen

die Cimbern zog. Diese unbändigen Volksstämme rückten zur Plünderung Italiens heran, und es ging ihnen, wegen ihrer wilden Tapferkeit und Menge, und weil sie schon ein römisches Heer geschlagen hatten, ein großer Schrecken voraus. Marius hielt daher für nöthig, ehe es zur Schlacht käme, etwas zu thun, wodurch er seinem Heere diesen Schrecken, womit es der furchtbare Feind erfüllt hatte, benähme. Als sehr kluger Feldherr legte er zu diesem Zwecke sein Heer mehr als einmal an Orte, wo die Cimbern vorbeiziehen mußten. So sollten hinter den Verschanzungen dieses Lagers seine Soldaten die Barbaren betrachten, und ihre Augen an den Anblick des Feindes gewöhnen, damit sie einen unregelmäßigen Schwarm, mit Gepäck beladen, schlecht bewaffnet und zum Theil nur Troß sehend, wieder Vertrauen gewännen und kampflustig würden. Diese von Marius weise ergriffene Maaßregel verdient sorgfältig nachgeahmt zu werden, um sich nicht in die Gefahren zu begeben, die ich oben gezeigt habe, und nicht in die Lage der Gallier zu gerathen, „die wegen eines Vorfalls von wenig Wichtigkeit sich eilig in das Tiburtanische Gebiet und von da nach Campanien zogen *)."

Da wir aber in diesem Kapitel Valerius Corvinus angeführt haben, so wollen wir im folgenden durch seine Worte zeigen, wie ein Feldherr seyn soll.

---

*) Qui ob rem parvi ponderis trepidi in Tiburtem agrum, et in Campaniam transierunt.

(38stes Kapitel.)

Wie ein Feldherr seyn soll, auf den sein Heer vertrauen könne.

Wie wir oben gesagt haben, stand Valerius Corvinus den Samnitern, neuen Feinden des römischen Volkes, gegenüber, weshalb er, um seinen Soldaten Zuversicht einzuflößen und sie mit dem Feinde bekannt zu machen; leichte Gefechte liefern ließ. Da ihm das noch nicht hinreichend schien, wollte er zu ihnen sprechen, und bewies ihnen durch die triftigsten Gründe, wie wenig sie diese Feinde anzuschlagen hätten, indem er die Tapferkeit des römischen Soldaten und seine eigene anführte. Aus den Worten, die ihm hier Livius in den Mund legt, läßt sich abnehmen, wie ein Feldherr seyn soll, auf den das Heer vertrauen mag. Diese Worte sind folgende: „Dann muß Jeder auch erwägen, unter wessen Führung und Leitung er in den Kampf zieht. Ob der Feldherr, der zu ruhmvollen Thaten ermuntert, bloß mit Worten tapfer, an den Kriegsarbeiten keinen Theil nimmt, oder ob er selbst die Waffen braucht, vor den Fahnen herschreitet, und mitten im Gedränge des Kampfes arbeitet.

„Meinen Thaten, ihr Soldaten, will ich, daß ihr folget, nicht meinen Worten, und nicht bloß Befehle sollt ihr von mir nehmen, sondern auch Beispiele, von mir, der mit dieser Rechten sich drei Konsulate und den höchsten Ruhm erworben hat *).“

---

*) Tum etiam intueri, cujus ductu auspicioque ineunda pugna sit: utrum qui audiendus dumtaxat magnificus adhortator sit, verbis tantum ferox, operum militarium expers; an qui et ipse tela tractare, procedere ante signa,

Diese Worte, wohl erwogen, belehren Jeden, wie er verfahren soll, wenn er den Feldherrnrang würdig einnehmen will. Wer anders ist, wird bald finden, daß ihm dieser Rang, wenn er durch Glück oder Ehrgeiz so weit kommen sollte, Ruf nimmt, nicht giebt. Denn nicht die Titel verherrlichen den Mann, sondern der Mann die Titel.

Der Anfang dieses Kapitels führt noch auf eine andere Betrachtung. Wenn nämlich die großen Feldherren außerordentliche Mittel anwandten, um den Muth eines Veteranen-Heeres zu stählen, wenn es sich mit ungewohnten Feinden zu messen hatte, so läßt sich daraus abnehmen, um wie viel größere Sorgfalt und Geschicklichkeit es bedarf, wenn man ein neues Heer befehligt, das noch nie einem Feinde in's Auge geschaut hat. Wenn ein ungewohnter Feind einem alten Heere Schrekken einflößt, so muß jeder Feind ein neues Heer mit noch viel größeren Schrecken erfüllen. Dennoch hat man oft gesehen, daß gute Feldherren alle diese Schwierigkeiten mit höchster Klugheit überwanden, wie der Römer Gracchus und der Thebaner Epaminondas, von denen wir früher erzählten, daß sie mit neuen Heeren die geübtesten Veteranen-Heere schlugen. Ihre Mittel waren, die Soldaten an den Gehorsam und die Kriegszucht zu gewöhnen, und sie einige Monate in Scheingefechten zu üben, von denen sie dann mit dem größten Vertrauen zum ernstlichen Kampfe übergingen. Kein Kriegs-

versari media in mole pugnae sciat. Facta mea, non dicta, vos milites sequi volo; nec disciplinam modo, sed exemplum etiam a me petere, qui hac dextra mihi tres Consulatus, summamque laudem peperi.

Kriegsmann darf daher Mißtrauen in die Möglichkeit setzen, gute Heere zu bilden, wenn es ihm nicht an Menschen fehlt, denn der Fürst, der Ueberfluß an Menschen, und keine Soldaten hat, darf sich nicht über die Feigheit seiner Unterthanen, sondern allein über seine eigene Lässigkeit und geringen Klugheit beschweren.

(39stes Kapitel.)

Daß ein Feldherr Terrainkenntniß besitzen muß.

Unter die Dinge, welche einem Heerführer nöthig sind, gehört die Terrain- und Länderkenntniß. Ohne diese Kenntniß, sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen, kann ein Heerführer nichts Gutes zu Stande bringen. Verlangen aber alle Wissenschaften eine Fertigkeit, wenn man sie vollkommen inne haben will, so verlangt diese eine besonders große. Diese Fertigkeit, oder vielmehr diese Kenntniß im Einzelnen, wird mehr durch die Jagd, als durch irgend eine andere Uebung erworben. Die alten Schriftsteller sagen daher, die Heroen, welche zu ihrer Zeit die Welt regierten, seien in Wäldern und Jagden herangewachsen; denn die Jagd lehrt, außer jener Kenntniß, noch eine Menge anderer zum Kriege nöthiger Dinge.

Als Cyrus, erzählt Xenophon in seiner Cyropädie, den König von Armenien angriff und seine Disposition zur Schlacht traf, sprach er zu seinen Streitern: dies sey nichts Anderes, als eine jener Jagden, die sie oftmals mit ihm gehalten hätten. Der in die Berge geschickte Hinterhalt gleiche jenen Jägern, welche in den Schluchten Netze gespannt, und der durch die Ebene sprengende Heerestheil sey gleich jenen Treibern, die das

Wild aus seinem Lager aufgejagt, damit es in die Netze fiel.

Dies diene zum Beweis, daß die Jagd, nach Xenophon, ein Bild des Krieges sey. Sie ist daher für Männer hohen Standes eine ehrenvolle und nothwendige Uebung. Auch kann die Terrainkenntniß auf keine andere bequeme Art, als durch die Jagd, erlangt werden. Man lernt dadurch die besondere Beschaffenheit der Gegend, wo man sich mit Jagen beschäftigt, kennen. Hat man sich aber mit Einer Gegend wohl vertraut gemacht, so versteht man mit Leichtigkeit alle neuen Länder, denn alle Länder und alle Terrainabschnitte darin haben unter sich einige Gleichförmigkeit, so daß man von der Kenntniß des einen leicht zur Kenntniß des andern übergeht. Hat man jedoch in der Beurtheilung einer Gegend noch keine Fertigkeit erlangt, so wird man nur schwer und nie ohne großen Zeitverlust eine andere erkennen. Besitzt man hingegen diese Fertigkeit, so wird man auf den ersten Blick wissen, wie weit sich diese Ebene erstreckt, welche Abdachungen dieser Berg hat, woher jenes Thal kommt, und alle andere ähnliche Dinge, woraus man sich früher eine feste Wissenschaft gebildet hat.

Daß diese Sache ihre Richtigkeit habe, beweis't Livius durch das Beispiel des Publius Decius, der sich als Kriegstribun im Heere des Konsuls Cornelius gegen die Samniter befand. Als sich der Konsul in ein Thal zurückgezogen hatte, wo das römische Heer von den Samnitern eingeschlossen werden konnte, und man diese Gefahr wahrnahm, sprach er zum Konsul: „Siehst du, Aulus Cornelius, jenen Gipfel über dem Feinde? Er ist die Burg unserer Hoffnung und Rettung, wenn

wir ihn (den die blinden Samniter unbesetzt ließen) rasch besetzen *)." Von diesen Worten des Decius sagt Livius: „Es hatte der Kriegstribun Publius Decius im Waldgebirge eine einzige hervorragende Höhe bemerkt, welche das feindliche Lager beherrschte, und für eine bepackte Schaar schwer, für eine unbepackte eben nicht schwer zu ersteigen war **)." Als er nun vom Konsul mit 3000 Mann dahin abgeschickt worden, das römische Heer gerettet hatte, und mit einbrechender Nacht abziehen wollte, um auch sich und seine Soldaten zu retten, läßt ihn Livius folgende Worte sagen: „Kommt mit mir, und so lange wir noch etwas Tageslicht haben, laßt uns erspähen, wo sie ihre Posten aufstellen, und wo uns ein Ausweg offen bleibt. Dies alles hat er untersucht, in einen Soldatenmantel gehüllt, damit die Feinde nicht merkten, daß der Anführer umhergehe ***)."

Zieht man also diesen ganzen Text in Betracht, so wird man sehen, wie nützlich und nothwendig es für einen Feldherrn ist, Terrainkenntniß zu besitzen. Hätte sie Decius nicht besessen und die Beschaffenheit der Gegend nicht erkannt, so hätte er nicht schließen können,

---

*) Videsne tu, Aule Corneli, cacumen illud supra hostem? arx illa est spei salutisque nostrae, si eam (quam coeci reliquere Samnites) impigre capimus.

**) Publius Decius, tribunus militum, unum editum in saltu collem, imminentem hostium castris, aditu arduum impedito agmini, expeditis haud difficilem.

***) Ite mecum, et dum lucis aliquid superest, quibus locis hostes praesidia ponant, qua pateat hinc exitus, exploremus. Haec omnia sagulo militari amictus, ne ducem circumire hostes notarent, perlustravit.

wie nützlich es dem römischen Heere sey, jenen Gipfel zu besetzen; eben so wenig hätte er von ferne wissen können, ob dieser Gipfel zugänglich war oder nicht, und nachdem er von der besetzten Höhe abziehen wollte, um sich mit dem Konsul wieder zu vereinigen, und vom Feinde umgeben war, hätte er die offenen und die vom Feinde bewachten Stellen nicht von ferne erspähen können. Nothwendiger Weise mußte also Decius vollkommene Terrainkenntniß besitzen, welche bewirkte, daß er durch Besetzung jenes Hügels das römische Heer rettete, und hierauf, vom Feinde umringt, einen Weg zu seiner und der Seinigen Rettung zu finden wußte.

III.

Nachrichten über das Tagebuch des Herrn von Buch über die Feldzüge von 1674 bis 1679, nebst Auszügen aus demselben.

Mitgetheilt von H. v. Gansauge.

Der Verfasser des genannten Tagebuchs, Dietrich Siegismund von Buch *), von der Woddoschen Linie, begleitete den Churfürsten Friedrich Wilhelm, während der Feldzüge von 1674 bis 1679, als Kammerherr. Diese Handschrift, im königlichen geheimen Staatsarchive aufbewahrt, wurde bisher nicht zum Druck befördert. Sie umfaßt drei mäßige Folio-Bände, und ist theils in französischer, theils in deutscher Sprache nieder-

*) Er starb 1687 als Reisemarschall. Seinem Bruder Gustav Wilhelm, Rittmeister der Trabanten des Churfürsten, wurde 1676 vor Anclam ein Pferd erschossen; der Letztere starb 1689. — Johann Friedrich, von der Stolpischen Linie, Vetter der beiden Vorigen, gleichfalls Rittmeister, starb 1676 am 6. August im Lager vor Anclam an einer 1675 in der Schlacht bei Fehrbellin erhaltenen Wunde. — Conf. Geschichte der v. Buch (Prenzlau 1784).

geschrieben; bei den Zeitangaben liegt die Berechnung nach dem alten Style zum Grunde.

Herr v. Buch befand sich stets in der nächsten Umgebung des Churfürsten, wofern er nicht in militairischen oder diplomatischen Aufträgen entsendet war. Er lebte mithin den wichtigsten kriegerischen und Staatsbegebenheiten jenes Zeitraums sehr nahe, und spricht über dieselben als Augenzeuge. Wenn unter diesen Umständen die Handschrift als Quelle wichtig wird, so ist die Art ihrer Darstellung, wegen der in derselben herrschenden Einfachheit und Unbefangenheit, nicht minder anziehend. Sie trägt das Gepräge der Wahrheit und der Geschichtstreue um so mehr an sich, weil Herr v. Buch das Erlebte sofort niedergeschrieben hat. Da somit das von Buchsche Journal als Beitrag zur Kriegsgeschichte und als Sittenschilderung gleich lehrreich ist, so glaubten wir, daß die vorläufige Mittheilung von Bruchstücken aus demselben willkommen seyn dürfte, wenn schon wir uns vorbehalten, einer höhern Orts ertheilten, geneigten Erlaubniß gemäß, zu gelegener Zeit eine vollständigere Bearbeitung dieses Werkes, welches allgemeiner, als bisher, bekannt zu werden verdient, zu liefern.

Das Tagebuch beginnt mit der Reise des Churfürsten zu seiner nach dem Oberrhein marschirenden Armee im August 1674.

Am 23. August, wo sich das Hauptquartier in Erfurt befunden zu haben scheint, heißt es: „Ce jour là il est arrivé une grande Ambassade de Moscou, dans le grand quartier.“

Nachdem von Requisitionen gesprochen ist, deren die Armeen jener Zeit selbst in befreundeten Ländern auf Märschen stets zu erheben pflegten, und welche auch die Brandenburger auszuschreiben nicht ermangelten, fährt Herr v. **Buch**, der sich in Rudolstadt befindet, fort:

„Le 29 je fis demander l'argent aux Magistrat et à la ville et ils me demanderent voir la copie de l'obligation *), que je leur envoyois l'apres-diner dont ils furent bien étonnés de la voir si ferme, me priants de me patienter jusque à l'arrivée du Comte leur maistre, qui revint le soir."

„Dimanche 30me j'avois audiance du Comte et luy presentoy mes lettres de recommendation de Son Alt. El. il me traitta fort civilement et me fit souper avec luy et coucher au chasteau."

Am Ende bewilligten die Rudolstädtschen Räthe die Hälfte der Forderung, nämlich 2500 Gulden.

Unterm 14. September, erzählt der Herr v. **Buch**, er habe den Hof auf dem Marsche nach Mergentheim verlassen: „pour m'en aller à Ochsenfourt **) pour quelques affaires que j'y avois, j'y fis une grande débauche avec Mesrs. **Colhans**, Spitznase et le Page de Chambre de son Alt: en partant de là avec le dit **Arscholt** un trompette et mon Palfrenier, je pris querelle avec les bourgeois qui firent la garde à la Porte, qui nous vouloient fermer la barriere et

---

*) Hiermit ist die kurfürstliche Anweisung zur Requisition gemeint.

**) Ochsenfurth, Stadt im baierschen Untermainkreise, damals zum Bisthum Würzburg gehörig.

nous mal mener après, mais je fis tourner la chance et les enfonçay jusques dans la ville, faillant d'en tuer le plus hardj d'eux qui vint à moy l'hallerbarde à la main; après les avoir chassé nous partismes à la haste, toute la ville venant sous les armes, mais comme il faisoit fort obscur nous manquions le chemin etc. etc. *)."

„Dimanche 20 (September) je fus a disner chéz Mons. Vangelin **) ou nous beusmes bien fort, apres le Disner nous commençasmes à jouër luy Mons. W. et moy et gagnay 100 ducats."

Am 3. Oktober ging der Hof und die ganze Infanterie unfern Straßburg über den Rhein. Der Magistrat dieser Stadt bewillkommete und bewirthete den Churfürsten. Am folgenden Tage überschritt auch die Kavallerie den Strom, und Alle kampirten in der Schönaue. An diesem Tage führte der Oberstlieutenant Hennig ***) einen glücklichen Streich gegen 300 französische Pferde aus. Am 4. Oktober besuchten viele hohe

---

*) Um aus dergleichen Zügen ein richtiges Urtheil über die Verfassung jener Armeen abzuleiten, darf man nicht vergessen, daß die Brandenburger mit diesen Ländern im besten Vernehmen standen, und zu ihrem Schutze gekommen waren.

**) Der schwedische Oberst Wangelin, der nämliche, welcher ein Jahr später in Rathenow gefangen genommen wurde, folgte dem kurfürstlichen Hauptquartier als Gesandter der schwedischen Krone.

***) Der nämliche, welcher 1675 auf dem Schlachtfelde bei Fehrbellin vom Kurfürsten, unter dem Namen von Treffenfeld, zum Edelmann ernannt wurde.

Personen, Fürsten und Fürstinnen, den Churfürsten in seinem Lager. Es heißt bei dieser Erzählung: „notre Cavallerie passa devant le Pavillon *) de Son Altesse. C'estoient assurement les plus belles troupes qu'on pouvoit jamais voir, principalement l'infanterie que tout le monde disoit n'avoir jamais veu si belle.“

Am 5. Oktober vereinigten sich die Brandenburger zu Blesheim nahe bei Straßburg mit den Kaiserlichen, Braunschweigern und anderen verbündeten Truppen. Hier waren jetzt 36,000 Mann vereinigt.

Von hier ging die Churfürstin nach Straßburg zurück; sie verließ das Heer mit sehr betrübtem Herzen, weil man eine entscheidende Schlacht erwartete.

Der 6. und 7. Oktober wurde mit Rekognoszirungen gefüllt, welche der Churfürst von Brandenburg und der von der Pfalz mit der Generalität vornahmen. Es wurde der Aufbruch für die nächste Nacht verabredet. Am 8. Oktober in der Nacht schickte der Churfürst den Herrn von Buch zu Bournonville, der den rechten Flügel der ganzen Armee kommandirte, um den genannten General zum Vorrücken gegen Turenne und zum Angriff aufzufordern. Das Erste that er nur wenig, zum Letzteren war er dagegen unter keiner Bedingung zu bewegen. Auch halfen des Churfürsten persönliche Aufforderungen im Laufe des folgenden Tages nicht, als dieser durch seine Truppen die Franzosen bei Dachstein bereits angreifen ließ.

*) Wahrscheinlich ist des Kurfürsten Zelt hierunter zu verstehen.

Turenne hatte bereits in der Nacht vom 8. zum 9. Oktober seine Bagagen vorausgeschickt, so daß er am Tage, ohne sich weiter aufzuhalten, abmarschiren konnte. Obschon Dörfflinger mit der brandenburgischen Kavallerie sogleich folgte, so wurde den Franzosen dennoch kein bedeutender Schade zugefügt, weil Bournonville die östreichische Reiterei vorgehen zu lassen sich weigerte. Er hatte sogar, gegen des Churfürsten Befehl, ein Drittheil seiner Truppen zum Fouragiren ausgeschickt.

Am 10. Oktober zogen sich die Franzosen auf Busweiler zurück. Die Verbündeten folgten ihnen, Kochersberg links lassend, bis an die Saar. Der Churfürst konnte Bournonville zum Angriffe nicht bewegen *).

---

*) Dessen ungeachtet und ohne Rücksicht auf die vielfachen Spaltungen, welche sich zwischen Bournonville und dem Kurfürsten erzeugt hatten, schrieb jener d. d. Marckdorff am Schwarzwald, 19. März 1675, dem bereits nach den Niederlanden abgereis'ten Kurfürsten: Bournonville habe erfahren, daß man dem Kurfürsten hinterbracht, jener habe sich über Se. Durchlaucht beklagt. Dem sei nicht so; Bournonville habe sich im Gegentheil stets glücklich geschätzt, unter dem Kurfürsten zu dienen, „et je n'ay eu aucun suject de me plaindre de sa (Durchl.) personne ou de toutes les grandes actions qu'elle a faites“ Ich glaube, daß Niemand Euer Durchlaucht Befehl mit so großer Pünktlichkeit und Respect nachgekommen ist, als ich. „Mais j'avoue que je ne crois pas devoir avoir la mesme deference, ny les mesmes sentimens pour tous antres, aux quels je n'ay ny suject, ny obligation d'estre, comme je suis, et comme je dois“ etc. —

Das Original befindet sich mit dem ganzen dahin gehörigen Briefwechsel im geheim. Staatsarchiv, Aktenstück: „1673, 1674, 1675. Gewechselte Schreiben mit dem Kayserl. Feltmarschall Duc de Bournonville.“ Fol. 118.

Am 11. stand Alles still. Herr von Buch fährt fort: „Ces jours le Lieut. Colonel Hennig alla à la guerre aupres Zabern d'ou il ramena quelques Prisonniers ayant battu un parti français etc.“

Wegen Mangels an Nahrungsmitteln sahen die Verbündeten sich gezwungen, am 12. Oktober aufzubrechen und eine andere Stellung, einige Stunden rückwärts, zu wählen.

Am 13. Oktober wurde Herr von Buch durch den General Golz in das von diesem belagerte Waßeln (Wasselnheim?) geschickt, um die Besatzung zur Kapitulation aufzufordern. Der Kommandant lehnte die Aufforderung ab; „mais ils firent apporter du vin et me porterent à la santé de Monseing l'Electeur, je leur portay à la santé du Roy de France, et me firent beaucoup de Civilités, je leur rendis la pareille et me retiray après.“

Vom 14. bis 22. standen die Verbündeten in ihrem Lager fest und hungerten. Die Brandenburger schickten viele Detaschements aus, welche den kleinen Krieg mit Glück führten. Der Oberstlieutenant Hennig zeichnete sich dabei besonders aus.

Unterm 16. Oktober spricht Herr von Buch von plündernden Soldaten, welche er „merodes“ nennt.

Am 21. bezogen die Alliirten das Lager bei Blesheim, welches sie am 8. inne gehabt, von Neuem, und während der folgenden Tage befestigten sie die Stellungen bei Blesheim und Dachstein.

In dieser Zeit erkrankte bekanntlich der Churprinz Karl Emil. Er mußte das Lager verlassen, um sich nach Straßburg zu begeben, wo er am 27. November verschied. Einige Tage früher hatte der Churfürst, des-

sen Hauptquartier sich damals in Colmar befand, den Herrn von Buch nach Straßburg geschickt, um durch diesen Nachrichten über des Prinzen Gesundheitszustand zu erhalten. Am 28. November ritt Herr von Buch nach Colmar zurück, um dem Churfürsten die Trauerbotschaft zu überbringen. Da der Churfürst von dessen Rückkehr gehört hatte, so ließ er den Kammerherrn zu sich rufen. Diesem aber war es, wie er sagt, so schmerzhaft, seinem Herrn die betrübte Kunde ganz unvorbereitet mitzutheilen, daß er sich versteckte, und den Geheimen Rath von Somnitz ersuchte, den Churfürsten auf den Verlust allmählig vorzubereiten. „A la fin estant allé à la Cour nous le fismes dire à Madame l'Electrice par Mademois. Wangenheim, Cette bonne Princesse en fut si affligée comme si c'eust esté son propre fils *), pleurant des grosses larmes, elle disoit: hé bon Dieu! mes enfans n'ont pas perdu en la personne du Prince Elect. un beau fr., mais un bon père. Aussi les aimoit-ils comme ses propres frères; et estant au lit avec S. A. E. Elle le luy disoit, dont ce Grand Prince étoit si touché qu'il pleura toute la nuit."

Am 29. November mußte Herr von Buch dem Churfürsten alle Einzelnheiten der Krankheitsgeschichte des Prinzen erzählen. „Son Alt. me dit: Dieu veuille

*) Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war in erster Ehe mit Louise, Prinzeß von Oranien (der Mutter des damals verstorbenen Kurprinzen), und nach deren Tode, seit 1668, mit Dorothea, einer Prinzeß von Holstein-Glücksburg, vermählt.

qu'il n'aye reçu quelque morceau empoisonné, et m'entretint assés long temps sur ce chapitre là."

Nachdem Turenne die Verbündeten gegen Ende Dezember 1674 aus ihren Winterquartieren im Oberelsaß vertrieben hatte, verließen dieselben das linke Rheinufer. Die Brandenburger passirten am 1. Januar 1675 die Rheinbrücke bei Straßburg, und trennten sich einige Tage später gänzlich von der verbündeten Armee, um nach Franken zu marschiren, und dort die nöthigen Vorbereitungen zum Feldzuge gegen die Schweden *), welche bereits in die brandenburgischen Lande eingefallen waren, zu machen.

Da erzählt Herr v. Buch unterm 9. Januar, das Hauptquartier sey an diesem Tage in Elmadingen gewesen. Ein Bewohner eines Dorfes jener Gegend, in welchem der Oberstlieutenant v. Sydow mit zwei oder drei Kompagnien Dragoner lag, benachrichtigte die französische Garnison von Philippsburg hiervon. Vier und neunzig Franzosen, Reiter und Dragoner, machten sich von Philippsburg aus auf den Weg, um Sydow zu überfallen. Des Morgens zwischen 8 und 9 Uhr langten sie bei dem von den Brandenburgern bequartierten Dorfe an, und stießen auf deren Feldwache. Die Franzosen ka-

---

*) Daß der Kurfürst damals schon diesen Zweck wirklich vor Augen hatte, das spricht ein von ihm an den Fürsten Georg von Anhalt gerichtetes Schreiben, d. d. Koppenheim, 6. Januar 1675 bestimmt aus. Es befindet sich in der hiesigen Königl. Bibliothek, mnsp. boruss. in Fol. No. 356.

men mit der Feldwache zugleich in's Dorf. Die Einquartierten gewannen nicht Zeit genug, um die Pferde zu besteigen. Daher vertheidigten sie sich zu Fuß, und zwar mit solcher Wirksamkeit, daß die Franzosen nach einiger Zeit abzogen. Sogleich setzten sich die Brandenburger zu Pferde und verfolgten die Franzosen. Da diese zu ihrem Unglück während des Rückmarsches auf die brandenburgischen Regimenter von Mörner und von Prinz stießen, so erreichte nur der sie kommandirende Major nebst vier Mann Philippsburg. Die übrigen wurden gefangen oder getödtet.

---

zu machen, welche von einer solchen zusammengesetzten Kompagnie zu erwarten waren. Um dergleichen vorzubeugen, fand jedoch jener folgendes Mittel, welches in der That sich bewährte: „nämlich einem jeden Mann, der sich einen Exceß erlaubte, mit 100 Stockschlägen zu bestrafen; er nahm mir sogar das Ehrenwort ab, vorkommenden Falles diesen Befehl zu vollstrecken, der sich jedoch nur einmal ereignete.

Brzesc ist eine reiche Handelsstadt, die unendlich viel Hülfsquellen zur Subsistenz darbietet. Man benutzte dieses, um bei der Kaufmannschaft auf alle Vorräthe an Leder, Tuch, Schaaffellen zur Winterbekleidung, Wein und dergleichen, Beschlag zu legen. Mundvorräthe wurden in der umliegenden Gegend ausgeschrieben und mittelst Exekution eingetrieben. Jeder abgesandte Offizier und Verpflegsbeamte erhielt schriftlich die Namen der Orte und Repartition auf jeden, wodurch der Willkühr möglichst Einhalt gethan wurde.

Als Fürst Schwarzenberg nach Lutzk vorging, verblieben alle Verpflegsbranschen und das schreibende Hauptquartier zu Kowel. Dahin begab sich auch jetzt das Requisitionskommando; in diesem Rayon fanden wieder neue Ausschreibungen und exekutorische Herbeischaffungen statt, die um so beträchtlicher ausfielen, als Wolhynien ein fruchtbares Land ist, viel Schlachtvieh und sehr reiche Dominien hat. Südlich von jenem Orte erstreckten sich diese Eintreibungen bis über Dywin hinaus (10 Meilen); bis wohin ich von meiner Kompagnie detaschiren mußte, während ich mit dem Gros zu Rathenow stand.

In Folge des Rückzuges von Lutzk nach Brzesc erhielt ich den Befehl, über Macejew dahin zurückzuge-

Außer der Anlegung mehrerer Magazine während des Vorrückens dieses Korps wurden zugleich ordnungsmäßige Requisitionen veranstaltet, die jedoch erst im Großen nach dem Treffen von Podobna statt fanden, wo alle Verpflegsbranschen unter den General Baron Meyer (Verfasser des k. k. Exerzir-Reglements) gestellt wurden, welcher die Funktion eines General-Intendanten versah, und noch als Beistand den Hof-Kriegs-Sekretair Baron Mastiaux hatte.

General Meyer, der zu diesem Posten vollkommen geeignet war, begab sich den 14. August aus dem Lager von Kobryn nach Brzesc. — Um die Requisitionen einzutreiben und die Zufuhren zu decken, hatte dieser General vom Fürsten Schwarzenberg folgende Truppen sich erbeten: 1 Division (2 Kompagnien) vom Infanterie-Regiment Bouillé, 1 zusammengesetzte Kompagnie vom Regiment Kottulinsky, Nr. 41., ferner 1 Zug Dragoner vom Regiment Riesch und 1 Eskadron Stabsdragoner, welche letztere nur dem Namen nach bestand, weil der größere Theil derselben als Ordonanzen im Hauptquartier angestellt war. Die Kompagnie vom 41. Regiment sollte aus Eliten bestehen, und die Mannschaften aus dem gesammten Regimente dazu genommen werden. Bei den Abgaben fand jedoch gerade das Gegentheil statt. Bei den Offizieren hatte man hier in Betreff der Wahl auf die polnische und französische Sprache Rücksicht genommen. Dieses zufällige Zusammentreffen [illegible] mir die Veranlassung dazu, daß mir das Kommando [illegible] Kompagnie zu Theil ward, ein Posten, wo weiter [illegible] einzulegen war, und dem ich wider meinen [illegible] unterziehen mußte. — Ich hielt es für [illegible] den General aufmerksam auf die Excesse

zu

meekorps zur Seite. Der Fürst, dadurch in seiner rechten Flanke bedroht, sah sich nun genöthigt, auf der Landstraße über Nowydwor und Wolkowysk nach Slonim vorzugehen, wo ein russisches kleines Infanteriekorps dem Feinde bereits in die Hände gefallen war. — In Folge dieses wurden die östreichischen Verpflegsanstalten genöthigt, bis Brzesk und Bialist zurückzugehen, wo General Meyer die Zeit benützte, mehrere bedeutende Vorräthe aufzuhäufen. — Am 4. November hatte Fürst Schwarzenberg auf seinem Marsche nach Slonim bereits den Narew passirt. — General-Lieutenant Reynier, welcher nach dem Abmarsche von Sacken dem östreichischen Armeekorps gefolgt war, ging nach Wolkowysk vor.

Unter diesen Umständen hatten die Russen freies Feld, im Rücken der Armee zu streifen. Die Kosacken wurden mit jedem Tage dreister, nahmen Bagage und Zufuhren weg, hoben fliegende Hospitäler auf u. s. w. General Meyer hielt es jetzt für nothwendig, sich für seine Person nach dem Hauptquartier zu begeben, und überließ es mithin dem Hof-Kriegs-Sekretair Baron Mastiaux, mit sämmtlichen 6 Fuhrwesen-Divisionen (240 vierspännige Wagen), der Feldbäckerei und mehreren hundert Landesfuhren, sämmtlich vollständig mit Proviant beladen, in einer Kolonne über Zabladow und Grodeck nach Wolkowysk zu folgen, welches unter diesen Umständen nicht mehr auszuführen war, auch den Verlust des ganzen Trains hätte herbeiführen können.

Noch bevor wir Zabladow erreicht hatten, schlossen sich schon versprengte Bagagewagen des Armeekorps dieser grossen Trainkolonne an, welche gegen 1000 Wagen

hen, und wo möglich die schon angehäuften Vorräthe mittelst Landesfuhren fortzuschaffen und zu decken. — Es gelang mir auch, 200 leichte, mit Ochsen bespannte Wagen, welche ich nicht überladen ließ, dem Korps, obgleich nicht ohne Gefahr, nachzuführen, indem ich während des Marsches schon mit der Arriergarde in Berührung kam, auch alle Anwesenden an der Möglichkeit zweifelten, dieses Vorhaben auszuführen. Ich habe aber die Ueberzeugung hier gewonnen, daß man bei nicht zu schwer beladenen Fuhrwerken mit Ochsenbespannungen so gut als wie mit Pferden fortkommen kann, vorausgesetzt, daß die Wagen geschlossen und im gleichen Zuge bleiben, das Zugvieh und die Fuhrleute keine Noth leiden, und, wenigstens bei dem polnischen Bauer, der russische Kantschuh in Anwendung gebracht wird. — Etwa ein und eine halbe Meile von Brzesc traf ich auf dem Marsche mit dem Hauptquartier des Fürsten zusammen, der persönlich mir seine Zufriedenheit über die Führung des Konvoy's bezeigte.

Der Fürst hatte Ausgangs Oktober von dem Kaiser Napoleon den Befehl erhalten, sich von dem 7. Armeekorps unter General Reynier zu trennen (dem die Deckung von Warschau aufgegeben ward), und sich nach Minsk zu begeben, wo große Vorräthe aufgehäuft waren, um diesen wichtigen Posten vor Tschitschagoff zu gewinnen. Dieser Zweck wurde jedoch nicht erreicht, indem der russische Admiral, nach den Gefechten am Bug und der Muchawiec, dem Fürsten hierin zuvorkam. — Der russische General Graf Sacken, welcher anfänglich zur Beobachtung von Reynier bei Brzesc stehen geblieben war, wußte sich auch bald der Aufmerksamkeit jenem zu entziehen und folgte dem östreichischen Ar-

anfalls; auch mußten die Einwohner, zur Erleuchtung der Straßen, Licht an die Fenster setzen. — Den beiden zuerst eingetroffenen Fuhrwesen-Divisionen erlaubte ich ihr Begehren: auf ihre Verantwortung nach dem Absuttern den Versuch zu wagen, ihren Marsch noch in der Nacht fortzusetzen, indem ich annahm, daß es einer kleinen Abtheilung noch möglich sey, einen Vorsprung zu gewinnen, um so mehr, da dieser schon so große Train dadurch vermindert ward.

Am 10. wurde hier gerastet, in der Absicht, den Transport nicht zu vereinzeln, den schon durch schlechte Wege sehr herunter gekommenen Pferden Erholung zu gestatten und die später noch eintreffenden Fuhrwerke zu sammeln. Während dem hatte Herr von Mastiaux auch schon wieder Muth gefaßt, da in der Nacht nichts vorgefallen war. Er schickte die Quartiermacher nach Grodeck voraus und hielt alle weiteren Vorsichtsmaaßregeln für überflüssig, obgleich früh ein dichter Nebel die Gegend verhüllte. — Um den Herrn Hof-Kriegs-Sekretair eines Andern zu überzeugen, zog ich die Infanteriepikets ein, dagegen ließ ich durch eine Vedette die Straße von Nyboli beobachten, während ich mit der Kompagnie mich in Bereitschaft hielt, eine anprellende feindliche Kavallerie zu empfangen. Auch drang wirklich eine starke Kosacken-Patrouille in die Stadt ein, die, als sie die geschlossene Infanterie gewahrte, aber sogleich umkehrte.

Dieses bewog nun den Herrn von Mastiaux, mit den Hauptleuten und Rittmeistern von den Bedeckungs-Abtheilungen eine Berathung einzugehen, was unter diesen Umständen zu machen wäre? Es war aber nur eine Stimme, „unter keinen Umständen den Konvoy zu verlassen,“ auch wurde ich von meinen Ka-

enthielt, und bei dem dermaligen schlechten Weg über zwei deutsche Meilen während des Marsches einnahm.

Am 9. November erreichte die Tete dieser Kolonne gegen Abend das an einem Bache gelegene Städtchen Zabludow, wo jenseits die Wagenburg sich formirte, während der größte Theil derselben diese erst gegen Morgen erreichte. — Mit diesem Tage hatte die Gefahr eines feindlichen Angriffes dergestalt zugenommen, daß man stündlich dessen gewärtig seyn mußte. — Der Bach bei diesem Orte gewährte auch nicht einen Terrainabschnitt, welcher zur Deckung dienen konnte, indem der Feind eine Meile oberhalb hier à cheval, nämlich mit einem Kosacken-Pulk von 500 bis 600 Pferden zu Ryboli stand. Herr v. Mastiaux logirte sich in dem Schlosse innerhalb Zabludow, ein großes, mit zwei Flügeln und Vorhof versehenes Gebäude. In diesem, durch Gitterwerk vollkommen gesperrten Hofe ließ er die beiden Kompagnien vom Regiment Bouillé zu seiner Sicherheit biwakiren; dagegen, was die Deckung der Wagenburg und Aussetzung der Posten betraf, so ward diese mir mit meiner Kompagnie und einigen Stabsdragonern allein übertragen.

Ueber die Lokalität und Stellungen des Feindes war ich so glücklich, von dem dortigen Bürgermeister, einem ehemaligen preußischen Wachtmeister von den Towarzisk (Ulanen), die beste Auskunft zu erhalten, welches das Aussetzen der Posten und zweckmäßige Versendung der Patrouillen erleichterte. — Während ich die ganze Nacht über beschäftigt war, diese Anordnungen zu treffen, hielt ich die Hälfte der Kompagnie in der Gegend der Stadt, wo sich die Hauptstraßen kreuzten, unter dem Gewehr, in steter Erwartung eines Kosacken-

anfalls; auch mußten die Einwohner, zur Erleuchtung der Straßen, Licht an die Fenster setzen. — Den beiden zuerst eingetroffenen Fuhrwesen-Divisionen erlaubte ich ihr Begehren: auf ihre Verantwortung nach dem Abfuttern den Versuch zu wagen, ihren Marsch noch in der Nacht fortzusetzen, indem ich annahm, daß es einer kleinen Abtheilung noch möglich sey, einen Vorsprung zu gewinnen, um so mehr, da dieser schon so große Train dadurch vermindert ward.

Am 10. wurde hier gerastet, in der Absicht, den Transport nicht zu vereinzeln, den schon durch schlechte Wege sehr herunter gekommenen Pferden Erholung zu gestatten und die später noch eintreffenden Fuhrwerke zu sammeln. Während dem hatte Herr von Mastiaux auch schon wieder Muth gefaßt, da in der Nacht nichts vorgefallen war. Er schickte die Quartiermacher nach Grodeck voraus und hielt alle weiteren Vorsichtsmaaßregeln für überflüssig, obgleich früh ein dichter Nebel die Gegend verhüllte. — Um den Herrn Hof-Kriegs-Sekretair eines Andern zu überzeugen, zog ich die Infanteriepikets ein, dagegen ließ ich durch eine Vedette die Straße von Ryboli beobachten, während ich mit der Kompagnie mich in Bereitschaft hielt, eine anprellende feindliche Kavallerie zu empfangen. Auch drang wirklich eine starke Kosacken-Patrouille in die Stadt ein, die, als sie die geschlossene Infanterie gewahrte, aber sogleich umkehrte.

Dieses bewog nun den Herrn von Mastiaux, mit den Hauptleuten und Rittmeistern von den Bedeckungs-Abtheilungen eine Berathung einzugehen, was unter diesen Umständen zu machen wäre? Es war aber nur eine Stimme, „unter keinen Umständen den Konvoy zu verlassen,“ auch wurde ich von meinen Kam-

den, unberücksichtigt der Anciennetät, gewählt, die Führung desselben zu übernehmen, d. h. den Offizier vom Generalstabe hier abzugeben. — Noch konnte der Herr Hof-Kriegs-Sekretair, dem es sonst an Einsicht nicht fehlte, sich nicht dazu entschließen, die ihm vorgeschriebene Straße über Grodeck und Brzestowice zu verlassen; als aber am Abend die Quartiermacher von Grodeck wieder zurückkamen, von denen einige Mann dem Feinde in die Hände gefallen waren, ließ er sich dazu bereden, über Wallyli, der Straße von Bialistock sich zu nähern.

Am 11. früh, noch in der Dunkelheit, brach der Konvoy von hier auf, und erreichte an diesem Tage noch Wallyli. Die Anordnungen, welche zur Deckung des Marsches getroffen waren, bestanden hauptsächlich darin: die Tete, die Queue und besonders die rechte Flanke zu decken; leider fiel dies wegen Mangels an Kavallerie sehr unvollständig aus, indem letztere durch Absendungen und Eskortirungen vereinzelter Abtheilungen dergestalt zersplittert war, daß kaum ein Zug hier zur Deckung noch übrig blieb. — Die Hauptsache, warum es sich jetzt handelte, war, Nachricht über den Aufenthaltsort des Armeekorps zu erhalten, weshalb ich auch einige Dragoner weit von der Straße auf Nebenwegen streifen ließ.

Am 12. ward der Marsch nach Brzestowice fortgesetzt. Hier ereignete sich der glückliche Umstand, daß meine weit vorgeschobenen Kavallerietrupps einen von dem Chef des sächsischen Generalstabes, Obersten von Langenau, an den Kommandanten von Bialistock als Courier abgeschickten Husaren-Unteroffizier anhielten und mir zuführten. Dieser in seinen Mantel eingehüllt und *auf einem* Bauerwagen fahrend, hätte leicht der Auf-

merksamkeit meiner Leute entgehen können, wenn solche nicht instruirt gewesen, ein jedes von der Armee kommende Individuum anzuhalten und zu befragen. — Jener Courier war mit einer offenen Ordre versehen, wovon ich sogleich in meine Schreibtafel Abschrift nahm, um solche dem Hof-Kriegs-Sekretair, ihres wichtigen Inhalts wegen, mitzutheilen; einstweilen fand ich es aber für nöthig, die ganze Kolonne sogleich halten zu lassen. Der Inhalt war folgender:

„Alles, was bereits in Brzestowice eingetroffen ist, hat sich schleunigst nach Wolkowysk zu verfügen; was sich zwischen Brzestowice und Bialistock befindet, gleich nach Lesung dieses die Straße zu verlassen und über Grodeck zu marschiren, wo es entweder weitere Befehle findet, oder auf Mosti marschirt."

Hauptquartier Sokolnicky, d. 11. November 1812.

Der Chef des königl. sächsischen Generalstabes
von Langenau.

Baron Mastiaux war anfänglich sehr ungehalten, daß ich, ohne seinen Befehl abzuwarten, die Kolonne hatte halten lassen, gab mir aber Recht, als er einen Blick in die Charte that, deren er sehr gute mit sich führte, worauf nun der Weg über Krynki und Indur nach Grodno eingeschlagen ward. — Bei ersterem Dorfe, wo wir am 12. übernachteten, näherte sich auch wirklich eine Kosacken-Patrouille meinem Vorposten an der Swisloz, ging aber auf dessen Feuer sogleich wieder zurück. Alle Vorkehrungen waren übrigens getroffen, die nach allen Kriegsregeln formirte Wagenburg zu vertheidigen.

Auf dem weiteren Rückmarsch war schon keine Gefahr mehr. Wir gingen aber, ohne Rasttag zu halten, den 13. nach Indur, und den 14. bis Grodno, wo wir

von dem dort kommandirenden französischen General und Gouverneur die Erlaubniß erhielten, einige Tage zu unserer Erholung zu bleiben. — Hier wußte man schon unter der Hand von den Unfällen der großen Armee. Auf dem Balle, welchen der Gouverneur zur Feier des Geburtstages des Königs von Westphalen, Jerome, gab, lehnten schon viele Familien aus der Stadt die Einladung ab. — Als einen Beweis, mit welchem Luxus die französischen Generäle bei solchen Gelegenheiten im Auslande auftraten, mag dieses schon hinreichen: daß hier im Tanzsaale am Eingange zwei Grenadiere der westphälischen Garde mit ausgestrecktem Gewehre in unverrückter Stellung die Ehrenposten hielten.

Hätte man den Marsch nach Grodno nicht eingeschlagen, und vielleicht in der Nacht zum 13. noch Brzestowice erreicht, würde man doch schwerlich einem feindlichen Angriff entgangen seyn, indem die Arriergarde des 7. Armeekorps, welches in der Gegend von Isabellin Halt machte, auf der Straße nach Borisow ein Waldgefecht, mit einem Verlust von 2 Offizieren und 100 Mann, zu bestehen hatte; andererseits bei dem Ueberfall von Wolkowyks in der Nacht zum 15. würde der Konvoy in Verwirrung gerathen, wo nicht von Feind und Freund zugleich geplündert worden seyn.

Nachdem man den Aufenthalt in Grodno zur Wiederherstellung der beschädigten Fuhrwerke u. s. w. benutzt hatte, trat die Kolonne nun längs dem rechten Ufer des Niemen den Marsch nach Mosti und Stephanowce an, um dort die weiteren Befehle des Fürsten Schwarzenberg zu erwarten.

Dem zufolge erhielt Herr von Mastiaux Befehl, mit vier vollständig beladenen Fuhrwesen-Divisionen über

den Niemen nach Nowydwor vorzugehen, um dem Armeekorps Proviant und Fourage nachzuführen, welchem es an beidem schon gebrach. (Fürst Schwarzenberg mit General Reynier befand sich wieder auf dem Rückwege der Verfolgung des russischen Armeekorps unter General Sacken, welche nach den beiden Gefechten von Wolkowysk und Isabellin statt gefunden hatte.) Dieser fand jedoch für gut, mir diesen Auftrag zu ertheilen, wovon er den Fürsten in Kenntniß setzte.

Am 2. Dezember brach ich mit dieser Proviant-Transport-Kolonne unter Bedeckung meiner Kompagnie und einem Zug von Riesch Dragoner von Stephanowce auf, mit aller Vorsicht marschirend, indem die rechte Flanke nicht gesichert war. Wenn gleich die Wagenburg jede Nacht ordnungsmäßig formirt wurde, ließ ich doch die Pferde mit den Knechten kantoniren, und nur eine Bedeckung bei derselben zurück. Waren die mir vorgeschriebenen Märsche zwar klein, so machten doch die beschneiten und gegenwärtig wenig befahrenen Landwege solche sehr beschwerlich.

Am 5. hatte dieser Naturalien- und Viktualien-Transport bereits Jesierniça erreicht, als ihm eine andere Marschrichtung wieder zu Theil ward. Es hatte nämlich der General-Adjutant Oberst v. Gollner, im Auftrage des Fürsten, den Oberstlieutenant Böhm als Courier mit einer offenen Ordre an mich gesandt, datirt: Sachezdwor, den 1. Dez., worin mir aufgegeben wurde, die Straße von Nowydwor zu verlassen und nach Mezewicze mit dem Transport zu gehen, dabei auch zur Pflicht gemacht, den 5. ganz zuverlässig dort einzutreffen. Auch sollte der Courier schon den 2. Abends in Wolkowysk eintreffen und alles aufbieten, mich ungesäum

aufzufinden, sich die Abgabe der Ordre bestätigen lassen, und dann nach Ruszana in's Hauptquartier zurückkehren.

Es erforderte nun der Marsch um so mehr Eile, als ich jene Ordre zwei Tage später erhalten, und der Marsch durch den Vorsprung des Armeekorps, welchem ich zu folgen hatte, noch mehr gefährdet war.

Am 6. erreichte ich mit der größten Anstrengung, auf einem ganz verschneiten Traverswege einer Hügelgegend, und mit Aufopferung einiger Pferde, Mezewicze, und am folgenden Tage, den 7. Dezember, noch bei guter Zeit das Hauptquartier Slonim. Dort traf ich bei meiner Meldung den Fürsten Schwarzenberg noch bei Tafel, welchem ich in der That ein willkommener Gast war. Die erste Frage war gleich nach Brot und Salz, wofür ich indessen schon gesorgt hatte, nämlich die damit beladenen Fahrzeuge an der Tete der Kolonne fahren zu lassen.

Den Dienst im Rücken der Armee hatte ich nun zur Genüge. Auch gelang es mir, zwar nicht ohne vieles Bitten, beim Regimente wieder einzurücken und meine Division zu übernehmen. Andererseits darf ich nicht verkennen, daß ich diesem Kommando später meine Anstellung beim General-Quartiermeister-Stab mit zu verdanken hatte.

Wenn gleich hier nicht zur Sache gehörend, kann ich doch nicht umhin, eines der beschwerlichsten Tage zu erwähnen, welchen wir in dieser Winterkampagne erlitten. Fürst Schwarzenberg erhielt erst am 10. selbigen Monats genaue Kunde von den Unfällen und dem Rückzuge der großen Armee. Auf seinem linken Flügel da-

durch entblößt, durfte er in dieser weit vorgeschobenen Stellung nicht länger verweilen.

Dem zufolge brach der Fürst mit dem Auxiliarkorps den 11. nach Swisłosz, in der Richtung von Bialistock nach Pultusk, auf. (General-Lieutenant Reynier, welcher seit dem 6. dieses Monats sein Hauptquartier zu Ruszana hatte, ging dagegen erst am 13. auf dem Bug ꝛc. nach Warschau zurück.)

Die große Kälte, welche bereits seit dem 6. Dezember eingetreten war, nahm dergestalt zu, daß sie am 11. von 26 Grad bis 28 stieg. — An diesem Tage waren wir leider in die Nothwendigkeit versetzt, von früh 5 Uhr bis zum Einbruch der Nacht, bei einem theils holprigen und glatten Wege, mit Marschiren zuzubringen. Eine große Anzahl der Mannschaft blieb aus Ermattung zurück; ein Theil erfror, ein anderer gerieth in die Gefangenschaft der Kosacken, die übrigens sehr freundschaftlich ausfiel, indem mehrere gefangene Mann bald darauf und zwar nur scherzweise mit einigen Kantschuhhieben wieder entlassen wurden. Die Kälte war so groß, daß das Brot in der Tasche, und selbst unter den Leibpelz gesteckt, nicht vor Frost geschützt war, mithin steinhart blieb. An Essen und Rasten war unter diesen Umständen nicht zu denken.

Sehr wohlthätig wirkte in diesem Winterfeldzuge das für die Mannschaft requirirte Pelzwerk, wenn gleich nur per Mann ein Schaaffell zur Bedeckung des Unterleibs und der Brust, so wie dergleichen Lappen zum Schutz der Ohren gegeben werden konnte. Den Offizieren war erlaubt, Pelze zu tragen; man bediente sich jedoch bei der Infanterie meist dergleichen Spencer. Aller Paradean

mußte, wie es bei solchen Gelegenheiten nicht anders seyn kann, wegfallen. Dem Mangel an Schuhen suchte man durch sogenannte Bundschuh von rohen Rinderfellen einigermaßen abzuhelfen.

Was weiter aus dem Verpflegswesen des östreichischen Auxiliarkorps geworden, ist mir nicht bewußt. Es können aber keine große Schwierigkeiten mehr statt gefunden haben, indem an Offensivbewegungen sowohl, als Beschleunigung und Gefährdung der Märsche nicht mehr zu denken war. — General Baron v. Meyer, dieser thätige und intelligente General-Intendant, mußte im Rücken des Armeekorps auf dem Krankenbette den Tod finden, der, seinen Jahren und seinem Aeußern nach, nicht so bald sich erwarten ließ.

V.
Die östreichischen Vorposten bei Warschau im Monat Februar 1813.

Während das französisch-sächsische Armeekorps unter dem Befehl des General-Lieutenants Grafen Reynier am 6. und 11. Januar an der Liwiec und bei Wengrow angegriffen und bis Warschau zurückgeworfen wurde, ging auch der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg mit dem östreichischen Auxiliarkorps von Pultusk dahin zurück. Beide waren darüber mit einander einverstanden, ohne die Gegeneinwendung des General-Intendanten der großen Armee, Bignon, zu beachten, die Stadt Warschau noch einstweilen besetzt zu halten, jedoch diese nicht weiter zu vertheidigen; ein Verfahren, welches Niemand mißbilligen konnte. — Wenn es fast nicht zu bezweifeln ist, daß zwischen dem russischen und östreichischen Feldherrn ein gewisses Einverständniß statt

fand, „alle gegenseitige Berührungen möglichst zu vermeiden," so war doch den Truppen, wenigstens von östreichischer Seite, nicht anbefohlen worden, die Russen als Freunde anzusehen.

Mehr wohl um unseren deutschen Brüdern, den Sachsen, als den Polen einen Dienst zu erweisen, übernahm es der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, den Rückzug von Reynier nach Kalisch zu decken. Er ließ daher gleich bei seiner Ankunft am 7. Februar bei Warschau die sächsischen Vorposten, welche zur Beobachtung der Straßen von Drohyczin und Brzesc in den Wäldern von Okoniew und Milosno vorgeschoben waren, durch den Oberst Baron Lilien (dermaligen Feldmarschall-Lieutenant) mit dem Husaren-Regiment Kienmayer und dem zweiten Bataillon vom Infanterie-Regiment Kottulinsky ablösen. Es war der Oberst v. Brause (gegenwärtiger königl. preuß. General-Lieutenant und Divisions-Kommandeur), von welchem diese Posten übergeben wurden, der ein ähnliches Detaschement hier befehligte und von Allem uns auf das Genaueste unterrichtete, indem er dem Oberst Baron Lilien schriftlich seine Disposition mittheilte, wornach die Stärke eines jeden diesseitigen Postens sowohl, als die des Feindes und der Gang der Patrouillen ersichtlich war. Leider war aber die Nacht sehr finster, als die Ablösung statt fand, auch besaß der Oberst von dieser Gegend keine Spezialkarte.

Um aus dieser Verlegenheit einigermaßen zu kommen, erbot ich mich, den Versuch zu wagen, eingedenk Scharnhorst's militairischen Taschenbuchs, nach Aussage eines der Gegend Kun[illegible] entwerfen. Ein Uebelstand [illegible] [illegible]laden.

der die Entfernungen der Ortschaften in gerader Linie richtig angiebt, widrigenfalls die zu bildenden Dreiecke bei Zusammensetzung jener Punkte nicht schließen. — Der erste Versuch mit der Karte wollte nicht gelingen. Es hatte nämlich im dortigen Stabsquartier der Oekonom des Dorfes es übernommen, Auskunft von der Gegend zu geben, irrte aber hierin, und sah sich daher genöthigt, seiner Frau das Weitere zu überlassen. Diese wußte nicht allein die Entfernung ziemlich genau, sondern auch den Lauf der Bäche und Wege für den beabsichtigten Zweck anzugeben. Wirklich wurde die Karte nach ihrer Prüfung am folgenden Tage für brauchbar erklärt, und auf Verlangen mehrere Mal von mir kopirt. Ich erlaube mir, in dieser Sache den damals beim Regiment Kienmayer als Supernumerair stehenden Major von Nostitz (dermaliger kaiserl. russ. General-Lieutenant) als Zeugen anzuführen.

Nach Beendigung dieses begab ich mich auf meinen Posten bei einem Försterhause im Walde, an der Straße von Drohyczin, wo ich mit meiner Kompagnie einer Kavalleriefeldwache zum Rückhalt diente. Noch vor Tagesanbruch ließ ich die Mannschaft in's Gewehr treten. Es währte auch nicht lange, als jene Feldwache vom Feinde geworfen und bis zu unserm Posten verfolgt wurde. Des Letzteren Kavallerie, welche man für Kosacken hielt, wartete jedoch nicht eine in der Nähe ihr zugedachte Gewehrsalve weiter ab; sie machte Kehrt, mit dem Ausruf, theils in russischer, theils in gebrochener deutscher Sprache: „Oestreicher! Gut Freund," und eilte so weit zurück, daß jene Wache ihren Posten wieder einnehmen konnte.

Jetzt wußten wir nun, woran wir waren. Auch wurden wir in der folgenden Nacht nicht weiter beunruhigt; was noch mehr: Am dritten Tage nach unserer Ablösung und Rückkehr nach Warschau fanden wir schon Dörfer in der Nähe der Straße von den Kosacken besetzt.

Nachdem General Reynier mit den Sachsen bei seinem Rückzuge schon einen bedeutenden Vorsprung vor dem Feinde gewonnen hatte, zog auch die letzte Division des östreichischen Auxiliarkorps unter Feldmarschall-Lieutenant Baron Siegenthal von Warschau ab. Gleich beim Debouschiren aus dieser Stadt gewahrte man schon russische Kavallerieabtheilungen, die auf den Augenblick warteten, dort einzurücken. Eben so waren auch die herzoglich Warschauischen Truppen unter dem Fürsten Poniatowsky nach Krakau vorausgegangen, wohin auch wir unsern Marsch richteten.

Hiermit war die große Aufgabe des Fürsten Schwarzenberg gelös't: „die verschiedenen Interessen seines Hofes sowohl, als des französischen, zur beiderseitigen Zufriedenheit berücksichtiget zu haben. Er hatte durch sein einsichtsvolles Benehmen in diesem Feldzuge, namentlich durch seinen Takt gegen verbündete fremde Truppen, die Achtung aller großen Souveraine erworben und seiner nachfolgenden hohen Stellung würdig sich gezeigt, welcher er auf das Glänzendste zu entsprechen wußte.

VI.

Marsch der Herzoglich Warschauischen Truppen (8. französische Armeekorps) unter dem Fürsten Poniatowsky, und einer Brigade Sachsen unter dem General von Gablenz, 1813 von Krakau durch die östreichischen Staaten nach Zittau in Sachsen.

Dieser Marsch, durch welchen Oestreich den Kaiser Napoleon täuschte, und Zeit gewann, seine Armee ungestört mobil zu machen; ferner der Antheil, welchen die Polen an der Schlacht von Leipzig nahmen, so wie die Marsch-Anordnung hierbei, der zufolge diese unbewaffnet, nämlich ohne Gewehre, welche ihnen aber auf ihrem Hinweg nach Sachsen nachgefahren werden sollten (ein Beschluß, der jedoch nicht zur Ausführung kam), hat dergestalt die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, als daß es nicht Manchem willkommen seyn dürfte, von einem Augenzeugen darüber die nöthige Auskunft und Berichtigung zu erhalten.

Da mir die Führung einer dieser Kolonnen zu Theil ward, auch ich im Besitz des Etats derselben, der Marschroute und sonst mir gewordenen Verhaltungsbefehle bin, so darf ich mir schmeicheln, diesen Gegenstand genügend zu erörtern.

Es würde zu weit führen, die ganze Instruktion hier niederzuschreiben, welche der Kolonnen-Direkteur, der k. k. Oberst Prinz Hohenlohe (dermaliger Generalmajor), den kolonnenführenden Hauptleuten in Krakau den 16. April, betreffend den Marsch, ertheilte. Im Wesentlichen besagte sie Folgendes:

1) „Diese Truppen versammeln sich zu Podgurze, und

sorgen für alle ihre Bedürfnisse bis zum Tage ihres Abmarsches durch ihre eigene Administration. Von dem Tage ihres Aufbruches und die ganze Strecke ihres Marsches durch die k. k. östreichischen Staaten wird für derselben Unterkunft und Lebensmittel von Seiten der östreichischen Autoritäten gesorgt werden.

2) Der Marsch wird in einzelnen Kolonnen angetreten, welche nicht die Stärke von 3400 Mann und 1000 Pferde übersteigen dürfen.

3) Zu diesen Kolonnen wird von östreichischer Seite ein Hauptmann, ein Landeskommissair (Kreissekretair), und ein Verpflegsverwalter oder Adjunkt beigegeben; erstere und letztere bleiben durch die ganze Strecke des Marsches unabgelös't. — Obliegenheiten dieser Individuen u. s. w.

4) Dem Kommandirenden der fremden Truppen bleibt es überlassen, die marschirenden Kolonnen nach der bereits angegebenen Stärke einzutheilen, welcher dem Auxiliarkorps-Kommandanten seinen Entwurf der Erfordernisse an Portionen, Vorspann u. s. w. einreichen wird.

5) Auf dem Marsche werden die Truppen etappenmäßig verpflegt, nämlich einem jeden Mann täglich $1\frac{3}{4}$ Pfund Brot, $\frac{1}{2}$ Pfund Fleisch und $\frac{1}{2}$ Pfund Kochmehl, gleich $\frac{1}{8}$ Maaß Graupe oder Hülsenfrüchte oder $\frac{1}{2}$ Metze Kartoffeln, und dafür dem Quartierträger täglich pro Kopf in Galizien $17\frac{1}{2}$, Mähren $18\frac{1}{2}$ und Böhmen 18 Kreuzer, und eben so für die Fourage pro Pferd, für $\frac{1}{8}$ N. O. Metze Hafer und 10 Pfund Heu 35 Kreuzer verabreicht werden. Die Offiziere der durchmarschirenden Truppen und Beamte haben in der Regel für baares Geld in den Wirthshäusern zu zehren; ein Offi-

zierzimmer wird täglich mit einem Gulden und die Heizung mit 30 Kreuzer bezahlt.

6) An Vorspannvergütigung wird pro Pferd und Meile 30 Kreuzer verabfolgt.

7) Für die Unterkunft, Etappen, Fourage und Vorspann hat der die Kolonne führende Hauptmann in jeder Station die Zahlung gleich zu leisten, welcher zu diesem Zwecke mit einem Verlag versehen wird.

8)—11) Betrifft die Diäten, Rechnungslegung, so wie die Erkrankung der Mannschaften und zu leistende Vergütigung in den Spitälern, pro Kopf täglich 40 Kreuzer.

12) Die durchmarschirenden Kolonnen sind bei ihrem Eintritt in die Monarchie keiner mauthlichen Untersuchung und Abgabe unterworfen.

13) Die zwischen Frankreich und Oestreich statt findende Kartel-Konvention findet auch hier statt.

14) Sollte der königl. sächsische oder warschauer Kolonnen-Kommandant die Vergütigung der Reisekosten baar entrichten, so ist der Vorschuß wieder abzuführen, sonst aus der nächsten Kasse zu beziehen.

15—16) Instruktion: aller öffentlichen Urtheile über Kriegsoperationen, politische Staatsverhältnisse und alliirte Truppen sich zu enthalten. Desgleichen Verhaltung in Betreff der Journalführung und Rapporte.

17) Daß die Truppen unbewaffnet marschiren, und zwar die Feuergewehre auf Wagen nachgeführt werden sollten; nur allein den verschiedenen Kolonnen-Befehlshabern sey eine Stabswache von der Stärke bis 150 Mann zu gestatten.

18) Daß in Galizien den fremden Truppen vierspännige, sonst nur zweispännige Wagen gegen gleich

baare Bezahlung, oder verhältnißmäßig so viel Pferde an Vorspann anzuweisen sey.

19) Daß in Folge einer nachträglich angelangten hohen Verordnung vom 12. April die königl. sächsische und herzogl. warschauische Infanterie während des Durchmarsches ihre Feuergewehre nur abzulegen hätte, dagegen sollte die Kavallerie ihre Pistolen und Lanzen auch so wie die Infanterie ihre Seitengewehre beibehalten; die Artillerie aber nicht unter die Truppen vertheilt werden, sondern zuletzt in einer eigenen Kolonne nachfolgen. — Auch sollten die Kolonnenführer, wo es sich nicht um wesentliche Gegenstände handelte, die mit den ihnen ertheilten Vorschriften in Widerspruch ständen, den Wünschen der fremden Truppen Befehlshabern zu entsprechen suchen, und keine Gelegenheit außer Acht lassen, sich den Kolonnenkommandanten gefällig zu zeigen.

20) Die Unteroffiziere, welche den Hauptleuten beigegeben sind, erhalten täglich pro Kopf 30 Kreuzer an Zulage.

Der vom Fürsten Poniatowsky getroffenen Eintheilung nach, bildeten die Warschauischen Truppen 5 Kolonnen. Von diesen befehligte die 1ste der Brigade-General Tulinsky, die 2te der Divisions-General Kamieniecky, die 3te der Brigade-General Biegansky, die 4te der Divisions-General Graf Krasinsky, die 5te der Divisions-General Fürst Sulkowsky, — deren Stärke wie folgt angegeben wurde:

Nr. der Kolonnen.	Stabs-Offiziere.	Ober-Offiziere.	Mann.	Pferde.	Etappen-Stand.	Pferde-Portionen.
I.	29	142	1832	1100	2199	1778
II.	33	216	3740	1250	4202	1759
III.	50	197	3154	1128	3677	1662
IV.	16	152	2193	1112	3542	1449
V.	27	173	3906	1086	4261	1618
	155	880	14825	5776	17881	8266

Ferner wurden noch als Bedarf für sämmtliche Kolonnen 341 Wagen und 404 angeschirrte Pferde an Vorspann bewilligt.

General von Gablenz mit den Sachsen machte eine besondere Kolonne aus. Diese sollte zuerst aufbrechen, die anderen Kolonnen dagegen eine jede um einen Tag später nachfolgen und die Quartiere der vorhergehenden beziehen; es verzögerte sich jedoch der Abmarsch noch bis zum Mai.

Am 6. brachen die Sachsen und am 7. die 1ste Kolonne von Krakau auf, den 8. die 2te, den 9. die 3te, den 10. die 4te, am 11. die 5te. — Dem Marschplan zufolge sollte die 1ste Kolonne am 3., die 5te den 8. Juni zu Neuhaus in Böhmen eintreffen, wobei sechs Rasttage zugestanden waren, und folgende Marschstationen festgesetzt: Calwaria, Wadowice, Kenty, Bielitz, Skotschau, Teschen, Friedeck, Freyberg, Alt-Titschein, [illegible], Prerau, Kojetin, Ewanowitz, Austerlitz, [illegible], Pohrlitz, Krumau, Dalluschütz, Budwitz, Dattschitz, [illegible], Neuhaus.

Zu Kolonnenführern waren mit Genehmigung des [illegible] folgende Hauptleute bestimmt: [illegible] und Scheerer vom Infanterie-Regiment

Kaiser; Cordier und Fichtel von Czartorisky; Bastendorf und Baron Strantz vom Infanterie-Regiment Kotulinsky. — Wir wählten in Betreff der Kolonnen: Mir ward die 2te warschauer zu Theil. Als das große Loos bei dieser Ziehung ward die sächsische angesehen, obgleich ich nicht genug die musterhafte Ordnung rühmen kann, welche General Kamienicky bei seiner Kolonne hielt. Dieser ließ bei jedem Marsche unterweges seine Division sich versammeln, die er so lange als möglich beisammenhielt, nämlich bis es die Beziehung der neuen Quartiere erforderte, sich zu trennen. Alle Klagen konnten ihm hier mitgetheilt, den Beschwerden mehrentheils abgeholfen, auch Marodiren bestmöglich vorgebeugt werden. Machte er sich dadurch bei den Truppen zwar nicht beliebt, wenn gleich er für einen guten Soldaten galt, so hatte ich meinerseits alle Ursache, damit zufrieden zu seyn.

Die 2te Kolonne bestand aus folgenden Truppenabtheilungen: Das 8te und 15te Infanterie-Regiment (unter Oberst Stuart und Strachewsky), ferner aus der 3ten Eskadron polnisch-französischer Garde (unter Oberstlieutenant Rostworowsky), 5te Chasseur-Regiment (Oberst Kurnatowsky, dermaliger kaiserl. russ. Generalmajor und Generaladjutant), 3te Ulanen-Regiment (Major Rzukowsky), 6te Ulanen-Regiment (Oberst Suchrzewsky). — Die Infanterie-Brigade kommandirte General Graf Grabowsky, die der Kavallerie General Roczniewsky. Chef des Generalstabes der Division war Oberst Wiersbicki; Chef der Artillerie Oberst Weisflug, welcher eine völlig bespannte, aus 6 Geschützen mit [illegible] Schuß pro Kanon, ausgerüstete Batterie [illegible] Mannschaft führte

ihre scharfe Munition bei sich, so wie überhaupt die Division sich in einem völlig schlagbaren Zustande befand. Die Kavallerie war gut, und zwar die Garde-Eskadron wahrhaft stattlich beritten. Das 5te Chasseur-Regiment, von seinem thätigen Oberst belebt, zeichnete sich durch seine Haltung und Ordnung im Marsche besonders aus.

Von dem unbewaffneten Marsch mit Nachfuhr der Gewehre war keine Rede mehr. Uebrigens ereignete sich öfters der Fall, daß die Befehle, welche die beiden Fürsten, Poniatowsky und Hohenlohe, ihren Untergebenen ertheilten, sich widersprachen; man nahm es aber von östreichischer Seite damit nicht so genau. Im Grunde genommen, zu was hätte jenes Nachführen der Gewehre auch nützen sollen; es würde nur die Truppen mißvergnügt gemacht und zu mehreren Excessen Anlaß gegeben haben.

Während am 11. die 1ste warschauer Kolonne zu Skotschau, die 2te zu Bielitz u. s. w. rückwärts die andern angekommen waren, befahl Fürst Poniatowsky allen diesen Kolonnen zu halten. Der k. k. Oberstlieutenant von Neumann vom Generalstabe (dermaliger Generalmajor), im letzteren Orte auf der Durchreise begriffen, veranlaßte den Verpflegsadjunkten der 2ten Kolonne, direkt eine Estaffete mit dieser Anzeige an das General-Kommando zu Brünn abzuschicken, welches, indem hier nicht viel Zeit zu verlieren war, zwar sein Gutes hatte, mir aber einen Dienstverweis zuzog.

Am 12. hatte die 2te Kolonne befohlenermaßen Rasttag in Bielitz, am 13. verweilte diese, wegen eigenmächtigen Verfahrens der Polen, noch hier. Die Veranlassung zu diesem Haltmachen hatte die Schlacht von Lützen gegeben, in Folge deren Fürst Poniatowsky glaubte,

einen anderen Marschbefehl zu erhalten; vielleicht in Ober-Schlesien einzufallen. — In dieser Stadt erhielt ich von dem Kolonnen-Direkteur Prinzen Hohenlohe eine Mittheilung des an ihn ergangenen Befehls von Seiten des General-Kommando's zu Brünn folgenden Inhalts:

„Aus einer Anzeige des mit der 2ten Kolonne marschirenden Verpflegsadjunkten Stadler vernimmt man, daß diese Kolonne von dem Herrn General Fürsten Poniatowsky den Befehl habe, in Bielitz Halt zu machen. — Für diese Kolonne ist in Bielitz Rasttag angezeigt, und ihr Weitermarsch, dann die zu ihrer Verpflegung nöthigen Anstalten, schon auf der ganzen Route bis Neuhaus in Böhmen disponirt. — Es kann daher ihr längeres Haltmachen in Bielitz auf keine Weise statt haben, sondern wenn sie den 13. ihren Marsch nicht nach der vorgeschriebenen Richtung fortsetzt, so ist ihr zu erklären: daß sie von diesem Tage an weder Etappen-Verpflegung noch Pferdeportionen, noch Vorspann vom Lande erhält. — Wornach der Herr Hauptmann den Verpflegsadjunkten Stadler zu belehren und anzuweisen hat, für die Kolonne vom 13. an, wenn sie ihren Marsch nicht fortsetzt, keine Zahlung mehr zu leisten. — Setzt sie aber ihren Marsch fort, so wird selber in Teschen den zur Bezahlung ihrer Genüsse nöthigen Geldverlag beim 3ten Bataillon vom Regiment Colloredo erhalten."

Brünn, den 13. Mai 1813.

(gez.) Erzherzog Ferdinand.

Dem zufolge setzten am 14. alle Kolonnen ihren Marsch weiter fort. — Sobald General Kamienicky auf dem Sammelplatz während des Marsches seine Di-

vision vereinigt hatte, ließ er diese ein Quarree formiren und wegen des von Napoleon bei Lützen erfochtenen Sieges ein Hurra anstimmen, und zwar nach einer vorhergegangenen Rede, worin der Verlust der Russen und Preußen, namentlich der bei der preußischen Garde, auf das Uebertriebenste angegeben ward, sogar behauptet, daß letztere gänzlich aufgerieben sey.

Jener Vorfall ereignete sich am 25. von neuem, indem Fürst Poniatowsky durch einen zweiten Kourier die Nachricht von der Schlacht von Bautzen erhalten, und sich dadurch bewogen fand, abermals alle Kolonnen Halt machen zu lassen. An jenem Tage hatte die 1ste Kolonne bereits Friedeck, die 2te Teschen erreicht u. s. w. Da die Kolonnen-Befehlshaber den Betrag der Etappen baar entrichteten, so ließ sich dagegen von unserer Seite nichts einwenden; es konnte aber den Offizieren jener Kolonnen nicht gleichgültig seyn, welchen man mehrere Monate schon ihr Gehalt vorenthalten hatte; sie drangen um so mehr auf einen Weitermarsch, weil sie durch Erschöpfung der Kassen noch länger hätten darauf Verzicht leisten müssen. — Der Marsch verzögerte sich dadurch um einen Tag.

Am 27. brachen alle Kolonnen wieder auf. — General Kamienicky ließ eben so wie am 14. auf dem Sammelplatze während des Marsches ein Quarree formiren, und nach einer den Truppen gehaltenen Anrede abermals ein zweites Hurra wegen Bautzen anstimmen. — Weiterhin fand kein eigenmächtiges Haltmachen mehr statt.

Den 29. Mai, am Rasttage zu Austerlitz, besichtigte General Kamienicky mit seinem Stabe jenes merkwürdige Schlachtfeld, und zwar, eingedenk hier ge-

siegt zu haben, mit dem frohen Gefühl und der hohen Begeisterung, welche unter diesen Umständen einen jeden braven Soldaten ergreift, um so mehr, wenn ihm ähnliche Schlachten bald wieder bevorstehen.

Die Marschroute erlitt von hier aus eine Abänderung, indem man von der Straße von Neuhaus rechts abging, um, wie es sich aus der Charte ergiebt, auf einem weiteren und weniger fahrbaren Wege, Taye an der Moldau zu erreichen. Die neuen Marschstationen waren folgende: Neigern, Eybenschütz, Namiest, Heraltitz, Iglau, Pilgram, Tuczan, Moldau-Theyn, Piseck, Platten, Boritsch, Pilsen, Kralowitz, Flöhau, Habran, Teplitz, Gishübel. Letzteren Ort sollte die 1ste Kolonne den 20., die 5te dagegen am 25. Juni erreichen.

Bei dieser Marschroute verblieb es jedoch nur bis Pilgram; einem dritten Marschplan zufolge ging man ganz davon ab, über die Moldau u. s. w. auf dem linken Ufer der Elbe nach Sachsen zu gehen. Die neuen Stationen waren folgende: Czechtowitz, Hohen-Jannowitz, Satzka, Benateck, allwo die Elbe zu passiren, ferner Weiswasser, Wartenberg und Zittau. Dem zufolge sollte die 1ste Kolonne am 13., die 5te dagegen am 17. Juni in Zittau eintreffen. Bei dieser Marschroute, bei welcher es nun unveränderlich blieb, erreichte man daher um 8 Tage früher die sächsische Grenze.

Vergleicht man diese mehrmaligen Abänderungen des Marschplanes, so ist nicht zu verkennen, daß es darauf abgesehen war, möglichst spät die Polen den Franzosen zuzuführen und hiebei die Hauptstraßen zu vermeiden. Es entging jedoch dieses nicht ihren Generalen; sie beklagten sich, daß man sie spazieren führe, unnütze kleine Märsche machen, und auf solchen Straßen öfters

marschiren ließ, wo mit der Batterie kaum fortzukommen war; so z. B. war die Artillerie einmal in Böhmen genöthigt, um einen felsigen Hohlweg zu passiren, zuvor mit großer Anstrengung und Zeitaufwand das Geleise für das Geschütz noch zu erweitern.

Ueber die Aufnahme und Verpflegung hatten die Polen sich nicht zu beklagen; sie wurden besonders in der letzten Station Wartenberg gut aufgenommen, dessen Einwohner, und zwar mit Recht, eine baldige Invasion und neuen Besuch ihrer Einquartierung erwarten durften; wirklich nahmen auch die Polen, als bald darauf sie in Böhmen als Feinde erschienen, noch deshalb viel Rücksicht. Man sieht daraus, wie der Bauer bisweilen nach seiner Art es nicht minder versteht, den Umständen gemäß politisch zu handeln.

Um den Abgang zu beurtheilen, welche die warschauer Kolonnen seit ihrem Abmarsche von Krakau bis zum Eintritt in Sachsen hatten, mag folgende von dem Chef des Stabes der 2ten Kolonne am 13. Juni mitgetheilte Situation dienen:

	Offiziere.	Unteroffiz. u. Soldaten.	Offizier-Pferde.	Soldaten-Pferde.	Mann.	Incl. komand. Pferde.
Generalstab	26	3	124	—	29	124
Kaiserl. Garde	16	215	71	158	231	229
Artillerie	16	194	19	151	213	170
Gensdarmes	1	9	2	9	10	11
8te Inf.-Rgmt.	55	706	16	8	764	24
15te Inf.-Rgmt.	37	646	16	8	688	24
3te Ulanen-R.	24	354	66	349	389	424
6te Ulanen-R.	22	412	62	381	445	455
5te Chasseur-R.	17	225	50	231	246	285
Zusammen	214	2764	426	1250	3015	1746

Vergleicht man hiermit den summarischen Stand dieser Kolonne vom 6. Mai, so ergiebt sich an Kombattanten eine Differenz von 725 Mann oder circa ein Fünftel. Schließt man von dieser auf die übrigen, so würde das Korps 11= bis 12,000 Mann an streitbaren Standes, zur Hälfte aus Kavallerie bestehend, in Sachsen eingerückt seyn, die in den Spitälern zurückgebliebenen Mannschaften abgerechnet. Der Kopfzahl oder dem Etappenbedarf nach würde die Differenz des Abganges gegen ein Viertel betragen haben, dürfte aber wohl zu groß angegeben worden seyn.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Polen am Tage ihres Eintrittes in die östreichischen Staaten eine starke Desertion hatten; bei der Kavallerie war es nicht der Fall. Von letzterer ist noch zu bemerken, daß ihre Pferde, der kleinen Märsche und reichlichen Fütterung wegen, in dem vortrefflichsten Zustande sich befanden, als sie die Grenze passirte.

Wenn gleich dieses Armeekorps nur klein war, so ist jedoch hier nicht zu übersehen die verhältnißmäßige Mehrzahl an Kavallerie, so wie auch ein zahlreicher und gut zusammengesetzter Generalstab und eine Ueberzahl an Offizieren zu seiner Vollkommenheit beitrugen. Auch wird Jeder zugestehen müssen, daß die Polen bei Leipzig und anderen Gelegenheiten stets sich gut geschlagen haben.

Als die 2te Kolonne nach Zurücklegung des Defilee's von Gabel den 14. Juni in Zittau einrückte, kam ihr zuvor der vom Kaiser Napoleon zur Musterung hergesandte Ober=General Graf Valmy (Kellermann) mit dem kaiserl. Generaladjutanten Dejean entgegen. Bei dieser Gelegenheit nun mich meldend, ward ich von dem Ober=General zur Mittagstafel eingeladen, eine

Auszeichnung, wobei eine feine Politik französischer Seits nicht zu verkennen war, indem selbst den polnischen Generalen dieser Kolonne jene Ehre nicht zu Theil ward. Hatte Graf Kellermann etwa die Idee, mich auszuforschen, so erreichte er seinen Zweck nicht; denn in der That, was konnte ich auch wissen. Mir schien es ganz so, als rechneten die französischen Generale auf den Beistand Oestreichs, welcher Meinung ich ebenfalls, der Politik wegen, beistimmen mußte.

Hiermit endigte sich mein Auftrag, den ich mir schmeicheln darf, zur Zufriedenheit beider Theile erfüllt, und in geschichtlicher Hinsicht bei der Darstellung nichts Wesentliches übersehen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

V.

Miszellen.

(Aus den Papieren des verstorb. Major v. Ciriacy.)

1. Eine Censurordnung von Joseph II.

In der Censurordnung, welche des unvergeßlichen großen Kaiser Josephs II. Majestät am 11. Juni 1781 erlassen hat, heißt es: „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen betreffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürge darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitliebenden eine Freude seyn muß, wenn ihm selbe auch auf diesem Wege zukommt."

2. Eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelms III.

In einer von Sr. Majestät, dem jetzt regierenden König von Preußen, am 20. Februar 1804 erlassenen Kabinetsordre kommt folgende Stelle vor: „Es kann nicht Jedem zugemuthet werden, in solchen Fällen, die eine *Rüge verdienen*, sich den Unannehmlichkeiten, wo-

mit offizielle Denunciationen verbunden sind, auszusetzen. Sollte nun auch eine anständige Publicität darüber unterdrückt bleiben, so würden die Mittel benommen seyn, hinter die Pflichtwidrigkeiten der untergeordneten Behörden zu kommen, die dadurch eine sehr bedenkliche Eigenmacht erhalten würden. In dieser Rücksicht ist eine anständige Publicität der Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen Nachlässigkeit und bösen Willen der untergeordneten Offizianten, und verdient auf alle Weise befördert und geschützt zu werden."

Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Neuntes Heft.

Suum cuique!

Redaktoren:

C. v. Decker. L. Blesson.

Berlin, Posen und Bromberg,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1832.

Wir sehen, wie sie unter uns gewandelt,
Und keinen Tadel finden wir an ihr.
Wir sind verwirrt — wir fürchten schweres Unrecht
Gethan zu haben. —

Schiller.

I.

Ueber den Rittersinn in einem Heere gegenwärtiger Zeit.

Von

L. M. Fouqué.

Um einen Gegenstand klar in's Auge zu fassen, genügt es nicht, ihn abgesondert von seinen Umgebungen, nur ganz in Beziehung auf sein eigentliches Selbst zu betrachten.

Es giebt durchaus nichts Abgesondertes in der Welt. Und eben dies Eins im All und All im Einen erhebt erst den Gedanken einer Welt zur Möglichkeit, und führt ihn in die Wirklichkeit ein.

Unter dem Menschengeschlecht, der Krone der uns bekannten Schöpfung, offenbaret sich dieser Gedanke als Liebe, je umfassender, je göttlicher.

So auch wird sich in menschlichen Einrichtungen, je mehr man sie in Beziehung zu mannigfachen Zeitläufen und Umständen betrachtet, je deutlicher ihr eigen-

thümlichstes und edelstes Wesen kund geben, oder — falls es ihnen an einem solchen ermangeln sollte — ihre täuschende Nichtigkeit, nur unter endlichen Bedingungen zur momentanen Erscheinung an's Licht gerufen.

Doch gestehe ich gern, daß ich an so absolute Täuschungen weder glauben mag, noch glauben kann.

Vielmehr möchte man Dergleichen den Glauben an den Unglauben nennen.

Was jemals ein menschliches Herz freudig angeregt hat, und vollends es zu Thaten entzündet, war sonder allen Zweifel eine Wahrheit an sich, ob auch in noch so viel umbauende und einschachtelnde Trug-Umhüllsungen eingewickelt.

Nur im steten Glauben treu auf den Kern losgearbeitet. Er wird sich schon zu rechter Stunde dem ehrlichen Forscher erschließen.

Sey das auch von Solchen erwogen, denen das Ritterthum nur als Barbarei des sogenannten Mittelalters erscheinen will. Seltsam genug überhaupt, daß, weil den Griechen und Römern unsere germanischen Urväter als Barbaren erschienen, wir ihnen das Wort so in demüthiger Schülerhaftigkeit abnehmen und nachsprechen. Oder vielmehr: wir überbieten sie noch in unserem Eifer stark; denn bekanntlich heißt im Wesentlichen βαρβαρος und barbarus eigentlich nur: Fremdling. Was dabei von schlimmerer Bedeutung mit unterlaufen mochte, begründet sich doch im Wesentlichen nur auf das Unverständliche alles absolut Fremdartigen, und enthält eigentlich doch auch zugleich das ehrliche Geständniß: wir haben kein deutliches Urtheil über diese Menschen. Deshalb war für den Hellenen der ihn in Glanz und

Schmuck und Wohlleben unermeßlich übertreffende Perser eben so bestimmt ein Barbar, als der rauh nomadische Scythe. Deshalb läßt sich der Barbarismus, richtig verstanden, durch keine noch so willige Annahme einer uns nicht nationalen Bildung in Bezug zu dieser aufheben, und wenn unsere Philologen den zarten Sinn eines attischen Sträußermädchens rühmen, welche den nichtattisch gebornen hellenischen Philosophen an seinem Dialekt erkannte, mögen sie sich fragen, wie sie selbst und Ihresgleichen wegkommen würden vor einer solchen Rezensentin, möchten sie nun das Griechische nach dem Etazismus aussprechen, oder nach dem Itazismus. Freilich giebt es auch keine berlinische Hökerfrau, die nicht auf die kürzeste Anrede eines Gellert oder Fichte heraushören könnte, selbiger Mann sey kein geborner Berliner, also — das Wort in seiner richtigen Urbedeutung genommen — in Bezug auf sie selbst und ihre Heimath ein Barbar.

Und so sind denn auch zweifelsohne für uns Deutsche, desgleichen für alle übrigen Völker germanischen Stammes, die von unserer Eigenthümlichkeit abweichenden Sitten der Griechen und Römer barbarisch; keinesweges aber sind es diejenigen unserer Väter für uns.

Wo wir die Grundzüge des christlichen Glaubens antreffen, sollte schon überhaupt nie von absolutem Barbarismus die Rede bei uns Christen seyn, und sollten wir nie uns selbst je als Fremdlinge betrachten dürfen.

Kommen nun noch die ernst und mild behaupteten Formen der persönlichen Ehre hinzu, so fühlen wir uns gewißlich, in sofern wir uns als echte Germanen selbst verstehen, vollkommen einheimisch.

[illegible] für [illegible] Ver- [illegible]

[illegible]

[illegible] Sitte, [illegible]

[illegible] Schwachen oder [illegible] unerläßliche [illegible]

[illegible] sein [illegible]

[illegible] Kranzes- [illegible] Tod *).

[illegible] es heut zu Tage nichts weni- ger als [illegible] ist, [illegible] und Kaunitz [illegible] zu wirken, nicht auf solche Grundsätze [illegible] anwenden?

[illegible] Barbarisch in seiner rich- tigen Bedeutung verschmähend, möchte sich zum Fremdling erklären wollen auf dem Gebiete des Ritterthums?

[illegible], der Adel in seiner wohlverstan- denen Bedeutung [illegible] den übrigen Ständen dieses Gebiet, oder [illegible] wohl gar den Rittersinn als aus- schließliches Eigenthum für sich und die ihm durch Ge-

---

*) [illegible] und eben so lebendige als tief gewurzelte Aus- führungen der hier nur angedeuteten Grundzüge finden sich unter anderen in Burke's Briefen über die französische Re- volution und in Justus Möser's Werken; vorzüglich in seinen patriotischen Phantasien.

burt und Verwandtschaft Zugehörigen in Anspruch nehmen wollen.

Gerade umgekehrt.

Jeder echtbegründete Stand, ohne alle Ausnahme, trägt eine Sonnen-Natur in sich.

Er strömt sein Edelstes und Bestes aus, und erfreut damit seine Genossen, seinerseits erfreut, die ihnen vorzüglich inwohnende Gabe wiederum als heiter vergeltende Gabe rückzuempfangen.

In diesem Sinne hat und hegt jeglicher lebendige Stand seinen Herd.

Der des Adels ist die Schmiedestätte der Waffen, und zugleich der Altar unbefleckter Ehre.

Wie die davon ausgehenden Strahlen allen Ständen gemeinsam wurden, und somit wiederum in mannigfacher und bereichernder Eigenthümlichkeit nach dem Grundkorn zurückströmten, — daraus eben bildet sich die Geschichte der Kriegsherrlichkeit aller germanischen Völkerstämme.

Just darum wird man bei vorurtheilsfreier Prüfung klar ermitteln, wie jener edle Rittersinn sich in unseren jetzt bestehenden europäischen Heeren erhalten und fortpflanzen könne und solle. Es bedarf dazu jedoch, wie bei allen organischen Forschungen, eines besonnen ernsten Zurückgehens auf die Wurzel.

Laßt es uns damit in stufenweiser Betrachtung versuchen, von der nähern Vergangenheit anhebend. Manches beinah undurchdringlich aussehende Nebengewölk wird sich dabei von selbst auflösen in leicht zu beseitigende Atome.

Die jetzt allgemeiner gestalteten Vo[illegible]

[illegible] Ge-
[illegible] als
[illegible] aller
[illegible] verhan-
[illegible] von
[illegible] im ge-
[illegible]

[illegible] über den
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] als zu des großen Kö-
[illegible]

[illegible] in jener glor- und
[illegible] bürgerlichen Kriegs-
[illegible] haben wir die Generale
[illegible] auf diese Weise zu den
höchsten Würden im Heer emporschwingen sehn.

Vom Ingenieurwesen läßt sich in Bezug auf bür-gerliche und adlige Offiziere dasselbe mit Recht behaup-ten, was vorhin vom Geschützwesen.

Allerdings kann von den Freibataillonen unter Kö-nig Friedrich hier nur in höchst entfernter Beziehung die Rede seyn. Denn sie waren noch immer dasjenige, was der nachher so achtbar gewordenen Infanterie ihre erste französische Benennung gab: enfants perdus. Und leider gab der Gedanke des überdreisten Aussetzens und Vordringens nur die sehr untergeordnete Beziehung ab. Man hielt ja diese Kinder in noch unermeßlich schmerz-

hafterer Bedeutung für verlorne. Es soll daher die Befähigung der Bürger, Offizierstellen in den Freibataillonen zu bekommen, für nichts gelten. Ohnehin wurden jene zusammengetrommelten Horden immer gleich nach dem Frieden wiederum aufgelös't. Das mochte als das einzig vollkommen Regelrechte an ihnen gelten. Denn als Ausnahmen von der Regel leuchten allerdings edle Namen, wie Guichard (Quintus Icilius) und Graf Hord unter ihnen empor. Auch der schon obgenannte Husar, General Günther, hatte seine erste kriegerische Laufbahn zwischen den Freibanden begonnen.

Doch freilich machen so wenige Schwalben keinen Sommer, und sie werden hier auch nur zur schuldigen Steuer der Wahrheit mit aufgeführt.

Aber jene enfants perdus bahnen uns den Uebergang zur trefflichen leichten Infanterie, welche König Friedrich Wilhelm II., gleich nach dem Antritt seiner Regierung, in's Leben rief.

Durch dieses Institut erwarb sich der Monarch — überhaupt in mehreren seiner kriegerischen und bürgerlichen Einrichtungen, noch bei weitem nicht hinlänglich gewürdigt — das große Verdienst, die abscheulichen Freibataillone für immer zu bannen. Die wohlgeordnete, zweckmäßig ausgerüstete, und sehr bald trefflich eingeübte Waffe, welche an deren Stelle trat, blieb den Offizieren bürgerlichen Standes offen, wie das ausgezeichnete Feldjäger-Regiment zu Fuß meist gänzlich mit Solchen besetzt war.

So sahe man denn die Kriegsverfassung in Hinsicht auf Adel und Bürgerthum wie[illegible]mußt und naturgemäß im Wesentlichen so [illegible] den

Ritterzeiten der Fall gewesen war: dem Adel die Führung der schweren (besser: geschlossenen) Reiterei überlassen, — des schwer gewaffneten Fußvolks, in sofern es in bedeutenderen Massen, z. B. in Frankreich, vorhanden war, gleichfalls, — während Kriegsbaukunst, Geschützwesen (auch schon vor Erfindung des Pulvers), leichtes Fußvolk und leichte Reiterei vorzüglich dem kriegerischen Bürgerstande überlassen blieb. Der Bauerstand, beiläufig gesagt, folgte seinem voranziehenden Lehnsherrn, dem Edelmann, meist auf das erstere Gebiet hinüber. Daß die Schweiz in ihren bäuerlichen Kantonen hierbei eine Ausnahme darbot, versteht sich nach der absolut eigenthümlichen Verfassung dieser kleinen Bergstaaten von selbst. Dennoch lassen auch dort sich Spuren jenes Grundprinzips in Bezug auf die Stadt Luzern und den Adel der Waldstätte nachweisen. Vollkommen ausgebildet aber finden wir das kriegerische Verhältniß zwischen Bürgerschaft und Ritterthum in den übrigen Schweizerlanden, und zwar großentheils in würdig forterbender Befreundung. Voll dieses Sinnes rief Rudolph von Erlach in der Rettungsschlacht Berns als Stadthauptmann, da seine Schaaren zu wanken begannen, durch die Rotten: „Wo sind nun die Jünglinge, mit hohen Federbüschen, sonst zu Bern die Ersten an jedem Tanz? Hier Banner! Hier Erlach!"

Und begeistert brachen die wacker aufgeblüheten Zunftgesellen in den Feind, und der Sieg war erfochten.

In diesem Sinne lasset uns gemeinsam wirken, Ihr Bürgersöhne und Ihr Rittersöhne, und wie der Sieg im offnen Kampfe, wird auch der Sieg uns gelingen über jegliche eitelblöde Entfremdung zwischen uns, und

über jedwede Rohheit, welche, den Rittersinn bedräuend, auftauchen möchte in den aus Euch zusammengestellten Offizierkorps des vaterländischen Heeres.

Nehmet mit Liebe und Nachsicht die näheren Andeutungen auf, die ich mich noch getrieben fühle, Euch über diesen hochwichtigen, man darf in gewisser Hinsicht sagen: entscheidenden Punkt, vertrauensvoll vorzutragen.

Frauenschutz gehörte, wie schon vorhin erwähnt, zu den wesentlichsten und ausgezeichnetsten Verpflichtungen des Ritterthums. Wer aber zur Beschirmung von Blumen berufen ist, muß nothwendig auch sich auf die Natur und Pflege der Blumen verstehen.

Daher genügt es nicht, daß der ritterliche Mann sich jedweder Beleidigung oder Verletzung des zarten Geschlechtes enthalte; — auch in Gedanken! laßt mich hinzusetzen; — es genügt nicht, daß er jede Gelegenheit mit Ernst und Liebe ergreife, die holden Wesen zu vertheidigen; — er muß im ehrerbietig sittsamen Umgange mit ihnen lernen, wie er sie vertheidigen und ihnen dienen soll und darf.

Als der gezähmte Bär seinem Herrn, dem Einsiedler, im Schlafe die Fliegen scheuchen wollte, und Eine derselben sich immer wieder auf des Schlummernden Gesicht setzte, warf er sie voll getreulichen Ingrimmes mit einem mächtigen Stein zu Tode; freilich leider den Eremiten auch mit.

Laßt Euch das zur Lehre dienen, Ihr Männer, die Ihr Frauen beschirmen wollt! — Denn, ehrlich gestanden, etwas Bärenhaftigkeit liegt nun einmal in unser Aller Natur, und bricht aus, wi[illegible] nicht im

[illegible] Umgange mit den Frauen zügeln und [illegible].

Es würde also zu den [illegible] Beziehungen der Kameradschaftlichkeit, jüngere Kameraden in den würdigen Umgang mit schöner Geselligkeit einzuführen, die [illegible], welche aus [illegible] Mutter- und Schwesterpflege der Heimath entrissen wurden, das schöne, ihnen [illegible] Erbtheil bewahren, und es [illegible] mit [illegible] neuer [illegible] Pflege.

Aber auch die Kameradschaftlichen, [illegible] durch [illegible] am Mitgefühl dem Familienkreis Entrissenen, oder [illegible], denen eine [illegible], verwildernde Scheu vor den Frauen beiwohne, [illegible] keineswegs ihrem abwärts [illegible] Hange überlassen. Mit Festigkeit und Milde mögen die älteren Kameraden solche jung in die Schaar Eintretenden an die Heerde der Sitte und Huld geleiten, [illegible], wo edle Frauen als Vestalen das heilige Feuer des Herzens hüten und in nie verlöschender Klarheit und Reinheit erhalten.

Daß unter einem Offizierkorps dieses Sinnes jede solche Beleidigung des zarten Geschlechtes eben so entschieden verpönt bleibe, als der Umgang mit den Entarteten eben jenes Geschlechtes, versteht sich nach dem Obenangedeuteten von selbst.

Aber auch in das Leben und Treiben der Waffenbrüder unter sich wird ein edler Nachhall jener schönen Ifferde unverkennbar eindringen, und die an zarte Verhältnisse anmuthig Gewöhnten nicht leicht in wüste Zänkerei, oder in fast eben so verderbliche, wilde Lustigkeit gerathen lassen. Ueberhaupt nicht leicht in Stimmungen, die schon an und für sich Mißstimmungen sind, und

aus denen nur allzu üppig das abscheuliche Unkraut der Händel emporzuwuchern pflegt.

Händel!

Ein sehr treffender Ausdruck unserer kraftvollen Muttersprache! Dies verkleinernde Wort von Handlungen!

Das störende Gefühl, wovon sich ein nach höheren Dingen schlagendes Herz bestrickt fühlt, wenn man durch eigene oder fremde Schuld in dergleichen, die Ehre bedrohende Halbheiten hineingerathen ist, konnte nicht eigenthümlicher bezeichnet werden, als durch jenes Diminutivum.

Es mischt sich dem Edleren, — wo es wirklich blos nur Händel sind — ein Widerwille dahinein, welchen man etwa der Seekrankheit vergleichen möchte. Ungezogene Worte, vielleicht ungezogene Bewegungen, oder Schlimmeres gar, — Abgrund der Abscheulichkeit, — es erweckt einen Ekel, welchen auch selbst der hinterdrein glänzend ausgefochtene Kampf nicht zu verhüllen im Stande bleibt.

Was nun aber den Zweikampf betrifft, so liegt er für den Moment absolut aus dem Kreise der gegenwärtigen Betrachtungen.

Wir verhandeln hier mitsammen als Offiziere eines Heeres gegenwärtiger Zeit, und — in Bezug auf das vorliegende Journal und den unterzeichneten Verfasser — als preußische Offiziere insonderheit.

Seine Majestät der König von Preußen hat den Zweikampf in Seinem Heere neuerdings auf das Entscheidendste untersagt. Uns gebührt in dieser Sphäre kein öffentliches Urtheil mehr.

In wiefern Ehrengerichte fortan über die inneren Ehrenverhältnisse der Offizierkorps zu wachen und zu entscheiden haben werden, ist gleichfalls ein Gegenstand, dessen näherer Bestimmung vom Thron her wir entgegensehen.

Vielleicht finden sich Stimmen, welche die Ansicht aussprechen, man habe mit der vorliegenden Untersuchung überhaupt warten sollen, oder mit deren Bekanntmachung wenigstens, bis das vollkommen ausgesprochene königliche Gesetz den Punkt der Ehrengerichte in sein äußerlich geltendes Licht rein hingestellt habe.

Der Verfasser kann sich zu dieser Ansicht keineswegs bekennen. Erstlich, sieht man wohl, handelt es sich hier bei weitem mehr von der Idee des Rittersinnes und von dem Wünschenswerthen seines Fortbestehens und Fortlebens im Heer, als von den äußerlich legalen Mitteln dafür. Sodann auch schien es nicht unangemessen, daß in den Tagen sich vorbereitender Gesetze einfach bescheidene Stimmen laut werden über die Gegenstände, wohin sich diese Gesetze muthmaßlich wenden möchten. Nicht, daß man sich auf diese Weise zu einem Berather des oder der Gesetzgebenden unberufen aufzuwerfen vermeine. Die Notizen, welche man etwa aus dergleichen schriftstellerischen Vorarbeiten schöpfen möchte, liegen anspruchslos da, etwa wie Nachbarstraßen, die sich ein Dorf, oder ein Gehöft, nach dem andern hinüber auf eigengehörigem Grund und Boden errichtet, auf welchen doch aber bisweilen ein durchreisender Fürst und hoher Beamter doch schneller und bequemer zum vorgesetzten Ziel seiner Tagefahrt gelangen mag. Bisweilen auch geht das mit einem vaterländischen Heerhaufen so zu, und der

Straßen-Erbauer hat dann seine herzliche Freude darüber. Daß nicht Räuber, nicht Feinde solche Pfade mißbrauchen dürfen, — nun darüber just blickt der echte Unterthan vertrauensvoll zu der schützenden Rechts- und Kriegs-Behörde hinauf.

In diesem guten Vertrauen füge ich noch Eins für unsere gemeinschaftliche Kriegerberathung hinzu.

Es gab eine Zeit, wo Frankreich dem übrigen Europa gleichsam vorexerzirte, wenigstens in Allem, was äußerliche Zier und Sitte anbetrifft. Daß den Nachexerzirenden die Uebung nur allzutief in das innerste Mark eindrang, versteht sich bei solchen National-Experimenten von selbst, und wir haben noch heut zu Tage gegen die Ueberschätzung des Französischen anzuringen, gelte es nun Sprache, Konstitution (Konstitutionen vielmehr), anderweitige Moden, oder was sonst. Der Verfasser dieser Zeilen, seiner französischen Abstammung ungeachtet, oder vielleicht eben deswegen, — denn je fremder ein Glanz, je verlockender für den Deutschen, — hat sich seit einer nicht unbedeutenden Reihe von Jahren jenem Ueberschätzen öffentlich und privatim entgegengestemmt, wenn freilich nicht allemal mit dem besten Erfolge. Aber als Unpartheiischer möge er wenigstens gelten, wenn er hier mit dem Vorschlage anrückt, einmal Etwas aus altfranzösischer Welt in unsere jetzt neuaufgrünende herüberzutragen.

Es handelt sich nämlich von folgendem, dort bis auf die Zeiten der Revolution vorherrschendem Grundsatz der Militairehre.

Der rohe Beleidiger seines Waffengefährten ist eben so unfähig, bis nach ausgemachte[illegible]theit seinen

Dienst im Offizierkorps fortzusetzen, als der Beleidigte, ja vielmehr unfähiger noch.

Zur Dokumentirung folgende Geschichte, mir aus dem Munde eines höchst ausgezeichneten und rühmlichst bewährten Emigranten mitgetheilt:

Im siebenjährigen Kriege fand während der Winterquartiere zu Frankfurth am Main zwischen einem französischen Offizier und Einem aus den verbündeten deutschen Truppen ein widriges Gezänk statt, das, vermöge einer thätlichen Beleidigung des Franzosen, gegen den Deutschen einen Degenzweikampf auf den Stoß nach sich zog. Beide Theilhaber, schwer verwundet, mußten endlich vom Gefecht abstehen. Die französischen Offiziere jedoch erklärten alsbald ihrem Kameraden, so lange sein also schmählich behandelter Gegner athme, könne man mit ihm selbst keinen Dienst mehr thun. Die Fortsetzung des Gefechts auf Leben und Tod ward bestimmt, sobald es die Wiederherstellung beider Kämpfer irgend verstatte. Noch früher jedoch, als das eintrat, bekommen die Franzosen Marschordre. Die Kameraden des Beleidigers erklärten ihm abermals, so lange der durch ihn Beschimpfte lebe, als Zeuge einer von ihm verübten Gemeinheit, dürfe er nicht in die Reihen des Regiments eintreten. Der Franzose schlägt dem Deutschen ein Pistolenduell vor. Es wird formell angenommen. Aber wer am bestimmten Tage auf dem Kampfplatze fehlt, ist der deutsche Offizier, — oder der Undeutsche vielmehr, welcher seiner Fechtergeübtheit einigermaaßen vertraut hatte, keineswegs aber gewillet war, dem Todesloose aus einem Pistolenlaufe entgegen zu sehen. Und bei Nachfrage in dessen Quartier ergiebt sich's, er sey

überhaupt auf und davon. Der Franzose meldet es den Waffenbrüdern des Entwichenen. Die sagen sich voll echten Ehrgefühles von dem Unedlen los, und erklären den Franzosen für gereinigt. Dessen Waffenbrüder nicht also. „Es ist eine Gemeinheit vorgefallen zwischen Dir und einem Anderen;“ — hieß es. — „Nur Einer darf sie überleben.“ — So forschte der Unglückliche mondenlang umsonst nach seinem unwürdigen, ganz verschollenen Widersacher. Endlich bewog nur die ritterliche Erklärung des französischen Regimentsobersten, er selbst betrachte die Ehre jenes Kameraden als gereinigt, und sey bereit, persönlich dafür in die Schranken zu treten, das Offizierkorps, den fast verzweifelnden, früher unbescholtenen Waffenbruder wiederum in seine Mitte aufzunehmen.

Was in dieser Gesammtansicht Mangelhaftes oder zu Bestreitendes liegen mag, bleibe für jetzt unerörtert. Schon aus dem oben angedeuteten Grunde.

Eins aber laßt uns festhalten daraus:

Die Ehre des Beleidigers in einem Offizierkorps gegen seines Gleichen ist wenigstens eben so sehr gefährdet, als die des Beleidigten.

Und der furchtbare Ausspruch der Genossenschaft:

„Wir thun keinen Dienst mehr mit dem Ehrverletzten!“

wird gewiß immerdar durch unseren ritterlichen, von Gottes Gnaden waltenden König einem in sich übereinstimmenden Offizierkorps vergönnt bleiben.

Furchtbarstes aller Donnerworte für den Verfehmten!

Und eins der gerechtesten und warnendsten zugleich, wo es vor allen Anderen den rohen Beleidiger trifft!

Möchten diese gutgemeinten Worte gute Statt finden. Es gilt ja den Anbau eines uns allzumal gleich theueren und heiligen Gartens. Wo ich Gutes vorschlug: helft, Kameraden. Wo ich irrte: macht's besser.

Und auch in dieser Beziehung will der Verfasser ein früher, bei Gelegenheit einer ritterlichen Bürgerfeier *) ausgesprochenes Wort voll heitrer Zuversichtlichkeit hier wiederholen:

Ritter und Bürger hält Hand in Hand fest.

---

*) Es galt die hanseatische Aufstellung der Bildsäule des Grafen Adolf von Schauenburg, des Verbündeten der Stadt Hamburg in deren erstem freien Erblühen.

II.

Soliman Bey.

Aus den im Jahre 1826 in Paris, bei **Avril de Gastel**, erschienenen: **Souvenirs de la Grèce pendant la Campagne de 1825, ou mémoires historiques et biographiques sur Ibrahim, son armée, Khourchid, Sève etc. par H. Lauvergne.**

Der Verfasser dieses Werkchens hatte Gelegenheit, während des Feldzuges der Türken gegen die insurgirten Griechen, im Jahre 1825, mehrere der türkischen Befehlshaber persönlich kennen zu lernen. Unter ihnen war der bekannte Renegat Soliman Bey, ein geborner Franzose, der vor seinem Abfall von der Religion seiner Väter Sève hieß, und sich im Jahre 1815 als Oberstlieutenant und Aide de Camp bei dem Marschall Grouchy befand.

Der französische Konsul Colland in Kanea auf der Insel Kreta, bei welchem sich unser Reisender aufhielt, verschaffte ihm die Bekanntschaft dieses merkwürdigen Mannes.

Lassen wir He[illegible] nun selbst sprechen:

Die eben [illegible] Fregatten setzten ihre Trupp[illegible] Pascha,

der mit ihnen angelangt war, kam nie nach Kanea, sondern blieb stets auf seinem Schiffe, daher ich ihn damals auch nicht sah. Tages darauf kam Sève zu dem Konsul Colland. Ich kehrte eben von einem Ausfluge in's Gebirge zurück, und war nicht wenig überrascht, mit einem Manne zusammen zu treffen, dessen Name das Schrecken der Griechen war. Schon früher habe ich erwähnt, daß den in türkischen oder griechischen Diensten stehenden Offizieren in Gegenwart von Fremden nicht eher wohl zu Muthe wird, als bis sie ihnen ihre Lebensgeschichte mitgetheilt haben. Sève besonders befand sich in diesem Falle, und schüttete sein Herz sehr gern aus. Der Gedanke an seine Religionsveränderung quälte ihn, und es schien, als ob die Erzählung der Beweggründe, die ihn zu dieser abscheulichen Handlung veranlaßten, seine Gewissensbisse einigermaaßen beruhigten. Sève hat etwas mehr als Mittelgröße, einen großen Kopf, breites Gesicht, blaue und durchdringende Augen. Er trägt einen ungeheuren Schnurrbart, den er fortwährend in die Höhe dreht. Die Pocken haben ihn entstellt, dessen ungeachtet liegt etwas Würdevolles und Gebietendes in seinem Gesicht. Er spricht ein sehr gutes Französisch, auch fehlt ihm keineswegs jenes oberflächliche Wissen, welches man in der Welt so sehr bedarf; allein der Ton und die Manieren eines Grenadiers sind ihm geblieben. Man kann sagen, daß er eine eigenthümliche Art zu sprechen hat. Das Schöne, das Erhabenste, das Unsittliche und Schlechte wechseln in seiner Unterhaltung immer ab, und diese Art sich auszudrücken würde er selbst in der feinsten Gesellschaft nicht ablegen können.

Wir blieben nicht lange bei den gewöhnlichen Höflichkeitsformeln stehen. Sève näherte sich mir sogleich.

und ehe zwei Stunden vergingen, waren wir die besten Freunde von der Welt.

In möglichster Kürze folgt hier die Geschichte seines Lebens, bis zu dem Tage, an dem ich ihn kennen lernte, so, wie er sie mir selbst erzählte.

Ich bin der Sohn eines Müllers in Lyon, begann er. Da ich sah, daß mein Vater kaum im Stande war, sich selbst zu erhalten, verließ ich, in einem Alter von 18 Jahren, meine Vaterstadt, und trat als Freiwilliger in das 2te Regiment der Marine-Artillerie ein, welches in Toulon in Garnison lag. Allein ich hatte diese Truppengattung gewählt, ohne sie zu kennen, und bereute bald einen unüberlegten Schritt. Hier würde ich lange als Gemeiner haben dienen müssen, denn meine Freunde, die bei dieser Waffe blieben, sind noch heute, nach achtzehnjährigem Dienste, kaum Lieutenants oder Kapitains. Kaum war ich Fourier geworden, als ich desertirte und den Weg nach Italien einschlug. Dort gelang es mir, einen General für mich zu interessiren, der mehrere Glieder meiner Familie kannte, er stellte mich in der Linie an, und bewirkte die Kassation des gegen mich, wegen meiner Desertion, erlassenen Urtheils. Ungeachtet mehrerer Ungerechtigkeiten, die man an mir beging, erinnerte man sich doch meiner beim Avancement, und als Napoleon fiel, war ich Eskadronschef und hatte mehrere Orden. Der Halbsold ward mein Loos. Ich reis'te nach Paris, um dort meine elende Lage vorzustellen und um Anstellung zu bitten, denn ich war in der That übel daran. Seit einigen Jahren an ein gewisses Wohlleben gewöhnt, stürzte ich mich in Schulden, um auf die frühere Art fortzuleben und meine Eltern zu unterstützen. Sie leben noch Beide, und leben angenehm mit de[illegible]

[illegible]

Jahrgeld von 2000 Franken, welches sie von mir erhalten.

Der Zufall, der bisweilen unser Geschick leitet, wollte es, daß ich bei Bonaparte's Rückkehr von der Insel Elba nach Paris, im Jahre 1815, mit ihm zusammentraf. Ich trat sogleich unter die Banner der Unzufriedenen, und ward schleunigst nach Toulon gesendet, um die neuen Fahnen daselbst aufzupflanzen. Dort traf ich mehrere Kameraden, die, über mein Avancement verwundert, sich um meine Protektion bewarben. Nach beendigten Feierlichkeiten kehrte ich nach Paris zurück, wo ich zum Oberstlieutenant und Aide de Camp des Marschalls Grouchy ernannt ward. Ich war Augenzeuge der Schlacht von Waterloo, von dem Falle jenes außerordentlichen Mannes und allen den unglücklichen Begebenheiten, welche diesem traurigen Ereignisse folgten. Ich hatte einen wichtigen Auftrag in der Angelegenheit des Marschalls Ney, allein mein Vorhaben scheiterte. In Frankreich blieb mir nun nichts mehr zu hoffen, und, von einem Kriminal-Prozesse bedroht, dessen Ausgang nicht zweifelhaft war, verließ ich Paris, und schiffte mich in Marseille nach Alexandria ein.

Meine ganze Habe bei meiner Ankunft in Egypten bestand in einem ärmlichen, abgeschabten Anzuge von schwarzem Tuch, sieben und zwanzig Franken und — meinen Hoffnungen. Ich schilderte Hrn. M. mein Elend, und dieser sprach deshalb mit dem Pascha von Egypten. Der Pascha wollte mich sehen, und unsere ganze Unterhaltung bei dieser Zusammenkunft beschränkte sich darauf, ihm die Beweise meines Grades in der französischen Armee vorzulegen. Ich bedarf eurer nicht, sagte mir Mehemed, allein ihr seyd unglücklich, und ich will

euch wie ein Schlachtopfer eines großen Misgeschickes behandeln. Bleibt in Alexandria, ich werde für alle eure Bedürfnisse sorgen. Vielleicht kommt einst ein Tag, wo ich die Ungerechtigkeiten, die das Schicksal an euch beging, wieder gut machen kann.

Diese schönen Reden würden, im Munde eines Hofmannes, keinen Eindruck auf mich gemacht haben, allein mir war bereits bekannt, wie wenig die Türken versprechen, und wie gewissenhaft sie in ihren eingegangenen Verbindlichkeiten sind. Tages darauf erfuhr ich, daß der Pascha mir täglich 24 Piaster ausgesetzt hatte, und ich erhielt sogar eine Anweisung, um bei seinem Schatzmeister einen Monat Vorschuß zu beziehen. Ich lebte nun in Alexandria in völliger Unbedeutenheit. Der französische Konsul war ein Mann von vorzüglichem Karakter und unveränderlicher Güte, er nahm mich in meinem Elende auf und erschöpfte sich in Trostgründen. Ich bedurfte sie in der That — kann man sich wohl, ohne bittere Thränen zu vergießen, an das letzte Lebewohl erinnern, welches man Frankreich zurief?

Noch darf ich einen Umstand nicht verschweigen, nämlich, daß mein neuer Beschützer das vollkommene Zutrauen des Pascha von Egypten besaß, und vielleicht danke ich es seiner ehrenmächtigen Empfehlung, daß mich Mehemed mehrmals rufen ließ, um ihm meine Bedürfnisse aus einander zu setzen, und Alles von ihm zu erhalten, was nur das Loos eines armen Verwiesenen mildern kann.

So schlug ich mir zwei bis drei Jahre lang mein Geschick aus dem Sinne, und, meinen alten Vater ausgenommen, vergaß ich Alles, was mir einst auf Erden lieb war. Endlich mußte ich doch daran denken, etwas zu thun,

und ich bat den Pascha, mich in seinen Diensten zu verwenden. Er blieb mir die Antwort einige Zeit lang schuldig, endlich ließ er mich eines Tages holen und fragte mich so obenhin, ob ich etwas von der Bearbeitung eines Steinkohlenlagers verstünde, das er gern benutzen möchte, und welches, wie man ihm gesagt habe, in der Nähe von Mekka liege. Ich verneinte es, ohne jedoch meine gänzliche Unwissenheit in diesem Punkte blicken zu lassen. Er klopfte mich auf die Schulter und sagte lachend, daß die Europäer Alles wüßten, und daß er auch an meiner Geschicklichkeit darin nicht zweifele. Seine Instruktion beschränke sich darauf, daß er mir eine strenge Aufsicht über die Bergleute auftrug, welche die Grube bearbeiteten. Endlich setzte er noch ganz gleichgültig hinzu: ihr werdet unbemerkt das Benehmen eines gewissen Bey's beobachten, von dem er mir den Namen nannte, und dessen enge Beziehungen mit den Freunden der Pforte ihm verdächtig schienen. Mit Geschenken von ihm überhäuft, reis'te ich ab, und kam nach einigen Tagen am Orte meiner Bestimmung an. Die Kohlengruben waren ohne allen Werth. Einige erbärmliche Neapolitaner hatten dem Pascha auseinandergesetzt, wie sehr ein so wichtiger Gegenstand zu dem Reichthum seines Staates beitragen würde, und er hatte nun deshalb Ausgaben gehabt, welche mindestens unnütz waren. Ich unterrichtete ihn daher von dem Irrthum unserer eingebildeten Gelehrten, worüber er bloß lachte, allein in seinem Schreiben erhielt ich nochmals den Befehl, dort zu bleiben, und zu beobachten, was er mir aufgetragen hatte.

Nun erkannte ich den wahren Gegenstand, der den *Pascha* beunruhigte. Als rebellischer Unterthan war er

bei dem Divan in Ungnade gefallen, und hatte sich sogar mit Gewalt der seidenen Schnur entledigt, welche der Sultan bereits zu seiner Erdrosselung abgefertigt hatte. Im Schooße so großer Glücksgüter mußte er stets die geheimen Emissairs aus Konstantinopel fürchten, da diejenigen Türken, welche genöthigt waren, in Egypten zu leben, nichts eifriger wünschten, als sich die Großen des Reiches verbinden zu können, um sich in der Hauptstadt eine ehrenvolle Existenz zu bereiten. Während ich nun über Mehemeds Bestes wachte, bemerkte ich bald, daß ich selbst der Gegenstand einer abscheulichen Verschwörung war; man strebte mir nach dem Leben. Durch Kühnheit trotzte ich der Gefahr, und traf den Nagel auf den Kopf, indem ich den treulosen Bey zum Zweikampf forderte. Diese Drohung schreckte ihn so sehr, daß er Egypten von selbst verließ, da er die Unmöglichkeit einsah, seinen Zweck hier zu erreichen. Mehemed war diese Neuigkeit sehr angenehm, er berief mich zurück, und ich blieb einige Zeit ohne Beschäftigung bei ihm. Der Aufstand der Griechen zog die Aufmerksamkeit aller Monarchen auf sich. Der Pascha von Egypten, dessen politische Ansichten gänzlich von denen der Byzantiner Türken verschieden sind, theilte nicht jene blinde Wuth unwissender Minister, die in ihrem Wahne die Vertilgung aller Griechen verkündeten, unbesorgt, ob eine Rache dieser Art nicht mit Gefahren für die verbunden sei, welche sie ausüben wollten. Während die Pforte alle ihre Eroberungsmittel aufbot, wurden die Verbindungen Mehemeds mit der Hauptstadt immer lockerer, und ohne etwas darüber zu äußern, vermehrte er fortwährend seine Vertheidigungs[illegible] diesem Zeitpunkte an begann er ein [illegible]

welches er schon seit langer Zeit im Sinne hatte, nämlich eine Armee zu errichten und auszubilden, nach Art derjenigen, welche er in früheren Jahren im Orient so große Thaten vollbringen sah. Unrichtig ist es aber, daß man behauptet hat, der Aufstand der Griechen habe den Beherrscher von Egypten erst auf die Idee gebracht, eine Miliz zu organisiren, denn diese neue Schöpfung stand schon lange vorher auf einem Staatsverfassungsentwurfe, den er mir später zeigte.

Wir hatten eine lange Unterredung mit dem Pascha, über die zu einem so wichtigen Unternehmen zu ergreifenden Maaßregeln. Ich fing sogleich an, aus freiwilligen Arabern ein Bataillon zu formiren. Der Erfolg entsprach meiner Erwartung, und als Mehemed sich nach zwei Monaten von den Fortschritten meiner Rekruten überzeugen wollte, war er über diese neue Art der Kriegführung entzückt, und trug mir auf, ihm einen Kostenanschlag zu Formirung von zwei Regimentern vorzulegen. Waffen und Bekleidung wurden schleunigst bei den Lieferanten in Marseille bestellt, und trafen sehr bald ein. Der Pascha genoß nun zum ersten Mal in seinem Leben das sonderbare Schauspiel, seine Sklaven bewaffnet zu sehen, um die Ruhe ihres Herrn zu sichern. Ich, für meine Person, war aber freilich bloß der Exerzirmeister dieser Leute, und doch bedurfte man Anführer, sie zu kommandiren und diese neu eingeführte Mannszucht bei ihnen zu erhalten. Die Gebräuche des Orients erlauben es aber nicht, daß ein Christ die geringste Gewalt über Muselmänner ausübt, so daß ich auf keine großen Vortheile rechnen konnte. Der Pascha von Egypten gestand mir dies ganz offen und ließ mir die Wahl zwischen den beiden folgenden Vorschlägen. Er wollte mich zum Bey

machen, wenn ich meine Religion verließe; im Fall ich aber nicht einwilligte, so sollte ich den Titel als erster Instruktor seiner Armee erhalten, eine allerdings ehrenvolle Stelle, die mir aber nicht die geringste militairische Gewalt verlieh. Ich bat um Bedenkzeit, und war schon beinahe entschlossen, alle Gunstbezeigungen des Pascha auszuschlagen, als ein achtungswerther Mann meinen Entschluß durch folgende Betrachtungen wankend machte: „Frankreich hat Sie ausgestoßen, sagte er mir, und Sie können sich nicht der Hoffnung überlassen, dahin zurückzukehren. Der Vizekönig von Egypten nimmt sich Ihrer an; glauben Sie mir, eine fruchtbare Gegend zum Vaterlande und einen mächtigen König zum Beschützer zu haben, ist mehr werth, als Alles, was Sie verlassen."

Einige Tage darauf fragte mich Mehemed, ob ich ihm Antwort brächte, und ohne sie abzuwarten fuhr er folgendermaaßen fort: „Ich weiß, was euch quält, es ist die Religionsveränderung. Könnte ich sie euch erlassen, so würde ich es thun, allein ich kann es nicht, ohne einen Punkt zu verletzen, mit dem, nach den Prophezeiungen unseres Gesetzgebers, die Dauer unseres Reiches verbunden ist. Am Ende ist das Opfer, welches ich von euch fordere, nicht groß, und wenn ich Mahomedaner und beim Könige von Frankreich wäre, so würde ich mich nicht besinnen, Mahomed zu verleugnen und die Religion meines neuen Vaterlandes anzunehmen. Erheben wir uns nur einen Augenblick über den gemeinen Haufen; ist Gott nicht einig und untheilbar für alle Wesen, ist es euere oder meine Schuld, daß wir in dem Glauben unserer Väter geboren sind? Der Zufall läßt euch in Egypten ein Vaterland und Freunde finden, Pflicht und Dankbarkeit bestimmen euch, unser

Gebräuche anzunehnen. Behaltet in eurem Innern das Bild des Gottes, wie ihr ihn erkennet, und erklärt morgenden Tages dem Oberhaupt der Priester, daß ihr Muselmann werden wollt." Hier fing der Pascha an zu lachen und sagte mir noch in's Ohr: „Was die Zeremonieen betrifft, so wird alles dieses zwischen uns Beiden abgemacht."

Diese Unterhaltung bekehrte mich, und da ich diese Veränderung bloß als reine Konvenienzsache betrachtete, that ich Alles, was man verlangte, um mir die Vortheile zu verschaffen, die mit meiner fingirten Apostasie verbunden waren. Glauben Sie nicht, mein Herr, daß ich aufgehört habe, Christ zu seyn, mein Herz erkannte nie für wahr an, was mein Mund sprach, und da ich nicht daran zweifele, Frankreich einst wieder zu sehen, so wünsche ich, daß alle Landsleute, die ich antreffen werde, diese genaueren Umstände meines Lebens kennen. Ich war also ein Neubekehrter und die Imans weihten mich in die Geheimnisse meines neuen Glaubens ein, als ich eines Tages Befehl vom Pascha erhielt, das Zimmer nicht zu verlassen, weil ich mich gegen Se. Hoheit, seinen Sohn Ibrahim, vergangen hätte. Diese Strenge brachte mich außer Fassung, und ich begann die Bürde meiner eben eingegangenen Verbindlichkeiten zu fühlen. Mein Unwille brach aus, als M. mich auf das dringendste ermahnte, ruhig und gehorsam zu bleiben, weil der Pascha, durch diese scheinbare Bestrafung, meine Ergebenheit auf die Probe stellen wolle; ich ergab mich in mein Geschick und hielt ruhig den Arrest aus. Drei Tage vergingen in dieser Ungewißheit, als Mehemed mich, den vierten Tag früh, durch einen Janitscharen holen ließ. Ich trat vor ihn, ohne

zu wissen, was ich herstammeln sollte, da ich die Ursache meines Arrestes nicht kannte, allein er zog mich aus der Verlegenheit und sagte mir, daß mein Gehorsam ihn von meiner Anhänglichkeit an seine Person überzeugt habe. Er fragte mich, was ich wohl in seiner Armee zu werden gedächte — ich überließ ihm die Bestimmung, als einige Offiziere seines Hofstaates mich mit dem Mantel des reichen Anzuges der Bey's bekleideten *), und Mehemed, ganz entzückt, mich in Gegenwart aller seiner Generale als Soliman, Bey von Egypten, begrüßte. Seit dieser Zeit habe ich die türkischen Sitten angenommen. Ich wohne heuchlerisch den Zeremonieen in den Moscheen bei, trinke bloß mit meinen Freunden Wein, und endlich habe ich auch in Kahira ein Harem mit drei Frauen, von denen zwei mich bereits zum Vater gemacht haben.

---

*) Soliman Bey wollte uns einen Beweis von der großen Freigebigkeit Mehemeds geben, und zeigte uns einst die kostbare Kleidung der egyptischen Fürsten (Bey's), mit welcher ihn der Pascha am Tage seiner Ernennung beschenkt hatte. Er sollte sie bei dem Sturm auf Navarin anlegen. Unter den verschiedenen Theilen dieses reichen Anzuges nenne ich zuerst den sogenannten Benis, eine Art von langem, weiten Ueberrock von rothem Tuche, mit goldener Stickerei und breiten Agraffen, die aus Rubinen und Smaragden von seltener Schönheit bestehen. Der Salta oder Weste, dessen Hauptschmuck zwei halbe Monde vorn auf der Schulter sind. Sie sind aus Brillanten in einen Halbkreis zusammengesetzt, wovon der mittelste auf 8000 Franken geschätzt wird. Der Salta kostet dem Pascha 60,000 Franken, und die ganze Kleidung eines Bey's mehr als 200,000 Piast—

III.

Verzeichniß der neuerdings in Schweden und Norwegen festgestellten Geschützgattungen und Kaliber.

Um den vielfachen Nachtheilen auszuweichen, welche aus der Verschiedenheit der in der schwedischen und norwegischen Land- und See-Artillerie befindlichen Kanonen und Wurfgeschütze, sowohl hinsichts der Zahl der Pfunde, als der Durchmesser der Seelen und der Projektilen stattfinden, hat das Kriegs-Kollegium zu Stockholm, in Folge eines königl. Kabinetsbefehles vom 17. September 1831, am 20. Oktober 1831 folgende Bestimmungen erlassen:

1) Die Land-Artillerie wird künftig nur 6-, 12- und 24pfdige Kanonen führen.

2) In Stelle der jetzt gebräuchlichen Mörser sollen künftig nur 7-, 9- und 11zöllige Mörser [1]) bestehen.

---

1) Diese entsprechen beinahe ganz den 24-, 48- und 80pfdigen Mörsern nach Sternlinien des alten Artillerie-Maaßstabes.

Es interessirt zu wissen, welche kleineren Mörser für den

3) Sämmtliche kurze Haubitzen werden abgeschafft, und durch kurze Kanonen ersetzt. Es sollen deren bei der Land-Artillerie zwei kleine Kaliber, 12pfdige und 24pfdige [2]), unter der Benennung Granatkanonen, und ein größeres, nach den kleinen Mörsern benanntes, unter dem Namen 7zöllige Bombenkanone, eingeführt werden.

4) Die Land-Artillerie soll sich in Zukunft nur der 2- und 6löthigen [3]) Kartätschkugeln, die Festungs-Ar-

---

Krieg in und vor Festungen noch werden eingeführt werden, oder ob man deren nicht weiter haben will *).

2) Von genau dem Seelendurchmesser der 12pfdigen und 24pfdigen Kanonen

3) Wenn man die Tabellen über Kartätschversuche, welche dem 3ten Bande von Scharnhorst's Handbuch der Artillerie beigegeben sind, betrachtet, die in den meisten Artillerieen noch bestehenden Kartätschfüllungen in Erwägung zieht, und diese Bestimmung in Schweden, wonach auch der Feld-12pfder und die 24pfdige Granatkanone keine größern als 6löthige Kartätschkugeln erhalten soll, mit der neuesten Bestimmung in Frankreich (aide-mémoire portatif etc. Strasbourg 1831. pag. 485) vergleicht, wonach der Feld-8pfder nur 8löthige Kugeln, der Feld-12pfder nur 12löthige Kugeln erhält, so wird man die Behauptung nicht ungerecht finden, daß die allgemeine Verbreitung richtiger Vorstellungen über die gute Beschaffenheit des Kartätschschusses noch sehr fern ist. Außer diesen genannten Widersprüchen findet sich in den meisten Artillerieen noch so Vieles vor, welches unrichtige Begriffe über den Kartätschschuß bekundet, daß es als ein dringendes Bedürfniß erscheint, hierüber durch zweckmäßige Versuche und durch eine Zusammenstellung des in neuerer Zeit hierfür Geschehenen in's Klare zu kommen.

*) Alle die hier mit Zahlen bezeichneten Anmerkungen sind vom Einsender Hauptmann du Vignau.

tillerie außer diesen der 12- und 24löthigen Kugeln, und bei den 7zölligen Bombenkanonen der 3pfdigen Kugeln und Granaten bedienen.

5) Der Durchmesser der Kartätschbüchsen soll wegen der Schwierigkeit, letztere vollkommen zylindrisch zu erhalten, wenigstens 0,05 Dezimalzolle kleiner seyn, als der größte Durchmesser der Vollkugel desselben Kalibers.

6) Es soll überall nach Viktualien-Gewicht [4]) und nach Dezimal-Maaßen [5]) gerechnet werden.

7) Die nachstehende Tabelle weiset die Seelen- und Projektilen-Durchmesser in schwedischen Dezimalzollen [5]) aller Geschütze in beiden Armeen nach:

---

4) Ein Pfund schwedisches Viktualien-Gewicht beträgt 0,907 preußische Pfunde.

5) Der schwedische Fuß hält in preußischem Maaße 11,5018 Duodecimalzolle.

Ein schwedischer Decimalzoll ist also 1,15018 preußische Duodecimalzolle.

Die schwedische Elle hält genau zwei schwedische Fuße.

	Seelendurchmesser.	Gestattete Abweichung darunter.	Projektilen.			Spielraum.	
			Mittlerer Durchmesser.	Durchmesser der großen Leere.	Durchmesser der kleinen Leere.	Größter.	Kleinster.
Kanonen [6]).				[7])	[7])		
3pfdige	2,58	0,01	2,485	2,5	2,47	0,11	0,07
6pfdige	3,24	0,01	3,14	3,155	3,125	0,115	0,075
12pfdige	4,1	0,01	3,98	4,0	3,96	0,14	0,09
18pfdige	4,75	0,02	4,615	4,64	4,59	0,16	0,09
24pfdige	5,23	0,02	5,09	5,12	5,06	0,17	0,09
30pfdige	5,63	0,02	5,49	5,52	5,46	0,17	0,09
Mörser und Bombenkanonen.							
7zöllige	7,62	0,02	7,47	7,5	7,44	0,18	0,1
9zöllige	9,63	0,02	9,47	9,51	9,43	0,20	0,1
11zöllige	11,0	0,02	10,83	10,88	10,78	0,22	0,1
Kartätschkugeln.							
2löthige			0,66				
6löthige			0,97	0,99	0,95		
12löthige			1,24	1,26	1,22		
24löthige			1,60	1,62	1,58		
64löthige			2,19	2,20	2,18		

6) Gewöhnliche und Granatkanonen, von denen es aber nur die 12- und 24pfdige geben soll.

7) Es ist sehr erfreulich, zu bemerken, wie man in der neueren Zeit in Schweden, so wie in Preußen und in andern Ländern, die Grenzen der großen und kleinen Leere beschränkt hat. Man thut dabei sehr wohl, wie es die Schweden gethan haben, für die verschiedenen Kaliber die große Leere als unveränderlich festzustellen, den Spielraum stets nach

8) Alle vorräthigen Geschütze und Geschosse werden bis zur Unbrauchbarkeit beibehalten, alle neuen aber nach dem festgestellten neuen Systeme beschafft.

9) Um in Zukunft den möglichen Verbesserungen, durch fernere Verkleinerung des Spielraumes bei noch genauerer Verfertigung der Geschosse, nichts in den Weg zu legen, soll die große Leere stets unveränderlich beibehalten werden, hinsichts der kleinen Leere kann jedoch eine Vergrößerung, nie aber eine Verkleinerung eintreten. In ähnlicher Art wird es gestattet bleiben, den Seelendurchmesser zu verkleinern, nie aber zu vergrößern [7]).

Berlin, den 16. Juli 1832.

ßen Leere zu bestimmen, diesen aber, so wie die kleine Leere, nach Maßgabe der Fortschritte in der Technik des Artilleriewesens, als veränderlich zu betrachten. Es führt zu Unrichtigkeiten und Inkonsequenzen, wenn man den Spielraum eines Geschützes nach dem normalmäßigen (oder wie die Schweden es nennen, mittleren) Durchmesser feststellt: man muß ihn stets nur mit der großen Leere in Verbindung bringen.

IV.

Die schwedischen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser im Jahre 1831.

Ein Auszug aus Carl von Forsell's Statistik von Schweden, verfaßt nach offiziellen Berichten, Stockholm 1831.

Es ist im vorigen Jahre eine Statistik von Schweden erschienen, deren Verfasser der durch mehrere vortreffliche Landcharten rühmlichst bekannte Oberst und Chef des Landvermessungs-Komptoirs zu Stockholm, Carl von Forsell, ist. Es standen dem Verfasser alle offiziellen Verhandlungen, welche von den Behörden über die Beschaffenheit des Landes und die Verhältnisse seiner Bewohner aufgenommen worden, zu Gebote, und es zeichnet sich das Werk durch eine große Menge der speziellsten, die Industrie des Volkes und den Staatshaushalt betreffenden Tabellen rühmlichst aus. Diese letzteren sind mit nützlichen, sehr freisinnigen Bemerkungen und Vergleichungen in der durchgehends sich aussprechenden Absicht begleitet, nicht blos das mitzutheilen, was da ist, sondern sowohl die Behörden als auch das Land auf die Ergebnisse und Folgerung[illegible]sam zu machen, zu denen diese Zusammenstel[illegible]

reihen sich diesen Vorschläge zur Beförderung des Wohles des Landes an. Ob letztere immer ausführbar, und der guten Absicht, um derentwillen sie gemacht wurden, entsprechend sind, müssen wir dem reiferen und begründeteren Urtheile der Männer, über deren Fach sie sich erstrecken, so wie vorzüglich den Eingebornen des Landes, das sie betreffen, überlassen. Wir begnügen uns gegenwärtig, unseren geehrten Lesern den Abschnitt des Werkes mitzutheilen, welcher von den Truppen zu Lande und zu Wasser, so wie überhaupt von den Vertheidigungsmitteln des Landes handelt. Einige Erläuterungen, mit arabischen Zahlen bezeichnet, sind von uns beigefügt.

Die Landmacht.

Die der Krone von dem zuletzt zusammengetretenen und im Jahre 1830 wieder aufgelösten Reichstage zur Unterhaltung der Landmacht bewilligten Gelder belaufen sich für die nächsten fünf Jahre auf 3,249,525 Rthlr. Banco [1]). Man kann indeß wenigstens noch 697,000 Rthlr. Banco für unvorhergesehene Ausgaben hinzurechnen, und da, nach den letzten fünfjährigen Berichten der Landeshauptleute (Zivil-Gouverneure) (landeshöfdingarne), die außerdem von den Bewohnern des Landes getragenen Militairlasten zu 2,480,552 Rthlr. Banco

---

1) Der schwedische Thaler Banco beträgt in Silber 47 Schillinge Hamburger Banco, oder etwa 1 Rthlr. 15 Sgr. 7 Pf. Preußisch. Gegenwärtig stehen aber die schwedischen Papiere so schlecht, daß 148 Schillinge Schwedisch Banco zu einem Thaler Hamburger Banco gehören, oder ein Thaler Schwedisch Banco etwa 14 Sgr. 6 Pf. Preußisch ausmacht. Hier ist Schwedisch Banco in Papier gemeint.

veranschlagt worden sind, so beträgt die Summe der Kosten für die Landmacht 5,730,076 Rthlr. Banco.

Die Seemacht verursacht einen Kostenaufwand von 1,201,527 Rthlr. Banco, so daß also die gesammten Streitkräfte Schwedens zu ihrem jährlichen Unterhalte einer Summe von 6,931,603 Rthlr. Banco bedürfen.

Die Militairmacht Schwedens ward, wie sie im Wesentlichen noch jetzt besteht, im Jahre 1680 von Karl XI. mittelst des sogenannten Indelnings-Verket (Eintheilungswerkes) organisirt. Diese Organisation wird bei keiner andern europäischen Nation vorgefunden. Sie bestand darin, daß jeder Streiter zu Pferde, zu Fuß oder zur See von jedem Gutsbesitzer, welcher ihn zu stellen verpflichtet war, und dessen Besitz für einen Mann etwa zwei ganze hemman [2]) betrug, ein kleines Häuschen mit dazu gehörendem Lande, Hülfe bei dem Säen und Ernten, und andere kleine Vortheile erhielt *).

---

2) Hemman ist ein Stück Land mit Vieh und Wohnungen, wovon eine Familie sich etwa so ernähren kann, als bei uns durch eine jährliche Einnahme von 500 Rthlr., oder auf einem Gute von 5000 Rthlr. an Werth. Die Hemman sind von sehr ungleichem Werthe.

*) Einen Beweis, daß die Stellung des eingetheilten Soldaten als Mitbürger gut berechnet, und in mancher Hinsicht glücklicher ist, als die der andern Volksklassen, kann man aus der offiziellen Mittheilung über den Vorfall entnehmen, wo am 29. August 1830 48 Soldaten bei Lilla Edet ertranken. Von diesen 48 Soldaten waren 44 verheirathet, die Anzahl der hinterlassenen Kinder belief sich auf 155, es kamen also $3\frac{1}{2}$ auf jedes verheirathete Paar, und 10 Frauen befanden sich schwanger. Wenn man bedenkt, daß im Durchschnitt in Europa auf jedes Ehepaar $4\frac{1}{4}$ Kinder gerechnet wer-

Die Offiziere dieser Leute erhielten auf ähnliche Weise, mitten unter diesen, als Wohnungen und als Löhnung eine Anzahl hemman, welche dem Staate gehörten. Hierdurch ward die Liebe der Krieger zum Vaterlande fest begründet, und es hat die eingetheilte Armee jederzeit, wenn sie gut angeführt wurde, vollkommen ihre Bestimmung erfüllt. Die französische Revolution, welche wie ein Vulkan eine Menge neuer Ideen emporwarf, hat den Begriff der Pflicht eines jeden freien Mannes zur Vaterlandsvertheidigung festgestellt.

Die Konskription war hiervon eine nothwendige Folge, und sie ward auch bei uns im Jahre 1812 eingeführt. Auf solche Weise haben wir drei Arten von Truppen, nämlich geworbene (värfvade), eingetheilte (indeldta), und die Konskription oder Landesbewaffnung (beväringen). Die Spezifizirung dieser Truppen, ihre Anzahl und Vertheilung wird mit Mehrerem aus der nebenstehenden Tabelle ersichtlich.

Die Sorge der Regierung, den militairischen Geist in der eingetheilten Armee zu unterhalten, und sie der Fortschritte aller übrigen Volksklassen ebenfalls theilhaftig zu machen, ist zu einer Veranlassung geworden, daß das Interesse der Regierung in mehreren Stücken von dem Interesse der zur Gestellung und Unterhaltung von Soldaten Verpflichteten sich geschieden hat. Indem die allgemeine Konskription diese letzteren nöthigt, zur Zeit

---

den, und daß die Soldaten bei ihrem Tode im besten Mannesalter sich befanden, so kann man hieraus einen Schluß auf den moralischen Zustand dieser Soldaten und auf die Zuversicht machen, mit welcher sie ihre Existenz als gesichert ansahen.

Zu Seite 240 gehörig.

W a f f	gimenter.	Uebungsplätze.	Kosten 1828.
Artillerie		—	90,069
		—	113,888
		—	88,637
Kavallerie		—	115,215
	279.	Ladugårdsgärde *)	348,877
	Westerås 25.	Mosås **)	
	112.	Rånneslätt	186,120
	0.	Ljungby-Hed	31,572
		dito	29,696
		—	110,347
		Frösön	—
Infanterie		—	126,174
	Stockholms L. 11.	Utnäs Löt	—
		Malmen	19,275
		dito	186,561
		Malmköping	24,015
	2.	Sanna Hed	19,507
		Warpnäs Mo	30,136
		dito	22,464
	13.	Pälacksbacken	22,790
		Romyskie	22,080
		Rommehed	23,344
	o 55.	Salbohed	26,268
		Rånneslätt	—
		Kroneborgs Hed	25,551
		Skillingaryd	19,742
	lerid 356.	Hultsfred	25,030
	96.	Ljungby Hed	27,716
	62.	Tvedövra	27,716
	209.	Axevalla Hed	122,133
		dito	16,473
	9.	Friska Hed	14,673
		Nygårdsängen	16,511
		Backa Mo	19,743
		Näsby u. Gumbo	15,056
		Frosön	22,030

*) Bataillon.

in
F
tig
da
der
S
allg

der
nei
au

der Gefahr persönlich die Vertheidigung des Vaterlandes mit zu übernehmen, obgleich sie die eingetheilten Soldaten unterhalten, so erscheint ihnen die aus älterer Zeit überkommene Last um so drückender, als die gegenwärtigen Forderungen hinsichtlich der Bekleidung, des Exerzirens und der ganzen Haltung bei weitem strenger sind als früher.

Nach §. 80 der Konstitution soll das Indelnings-Verk so lange unverändert beibehalten werden, als nicht der König und die Stände gemeinschaftlich eine Aenderung darin vornehmen. Sollte aber nicht eine solche Aenderung nothwendig seyn, wenn man die gesteigerten Ansprüche des Zeitgeistes und die großen Veränderungen betrachtet, welche die jüngere Zeit in diesem höchst wichtigen Theile der öffentlichen Angelegenheiten zuwegegebracht hat? Es ist eine erkannte Wahrheit, daß ein Theil der veralteten Staaten durch Verkennen ihrer natürlichen Lebenselemente zu bloßen Verwaltungs-Maschinen herabgesunken sind, und daß ein gänzlicher Stillstand eben so unheilbringend ist, als eine ungeordnete Neuerungssucht. Die Feststellung einer zweckmäßigen Organisation der Kriegsmacht, gegründet auf das Bedürfniß, die Kräfte der Nation und auf die Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes ist ein Unternehmen der schwierigsten Art. Ehemals führten die Könige, deren Günstlinge oder Maitressen den Krieg mit einem angrenzenden Staate, oftmals wegen geringfügiger Kleinigkeiten, und ohne daß im mindesten erwogen wurde, ob der Krieg nöthig oder nützlich sey. Die in geworbenen Truppen aus allen Ländern und Nationen bestehenden Armeen zogen gegen einander aus, lieferten sich eine oder einige Schlachten, zogen sich zu bestimmten Zeiten zu-

rück, gingen in die Winterquartiere, und begannen im nächsten Frühjahre den Streit von neuem, wie wenn man eine Parthie Schach spielt. So ist es jetzt nicht mehr. Der Krieg muß, um mit Nachdruck geführt werden zu können, national seyn. Alle moralischen Kräfte werden so wie die materiellen gleichzeitig in Thätigkeit gebracht, und es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Existenz eines Volkes.

Wenn der Krieg so geführt wird, und die von dem Volke geforderten Opfer kaum eine Grenze haben, so erscheint es höchst wichtig, diese Opfer nicht ohne Noth zu verlangen.

Wenn eine Nation, um stets gerüstet zu seyn, so sehr in Anspruch genommen wird, daß sie sich nur mit Noth ernähren kann, so verliert sie die Liebe zu dem Lande, für dessen Vertheidigung ihr solche Opfer auferlegt werden. In dieser Lage befinden sich die meisten europäischen Staaten. Die zahlreichen, stehenden Heere bedürfen daher jedenfalls einer Reform; und, wie paradox es auch klingen mag, so kann man dennoch nicht bezweifeln, daß diejenige Regierung, welche zuerst die stehenden Truppen vermindert, um den Druck der Abgaben für das Volk zu erleichtern, dadurch stärker werden wird. Ihr Aufruf an die Nation, wenn es gilt, in Masse aufzustehen, wird dann in Liebe und Hingebung Gehör finden, wenn das Volk weiß und glaubt, daß sein Gut und Blut nicht ohne Noth geopfert wird.

Es ist gesagt und geschrieben worden, und scheint die reiflichste Erwägung der unterrichtetsten Männer zu verdienen, in wie fern es zweckmäßig seyn würde, von jedem 1200 Mann starken Regimente nur 500 als einen Stamm zu behalten, dem die Landesbewaffnung (bewä-

ring) sich anschließt, und die übrigen 700 Mann gegen angemessene Abgaben in Naturalien eingehen zu lassen. Abgaben in Gelde sind bei der schwierigen Zirkulation desselben in unserem ausgedehnten Lande, und bei der Höhe der Abgaben, wenigstens für den Landbesitzer, nicht weiter möglich. Die auf diese Weise gewonnenen Mittel könnten in jedem Län (Provinz, Landeshauptmannschaft) dazu verwendet werden, um zu Anfang oder in der Mitte des Juni, sogleich nach der Saatzeit, alle fünf jährigen Klassen der Landesbewaffnung zu exerziren. Es würde hierdurch auch der Anfang zu einer ausgedehnteren Uebung, sowohl der Mannschaften als auch der Offiziere der eingetheilten Armee, bewirkt werden. Die gewonnenen Mittel würden dazu ausreichen, die Waffenvorräthe der Truppen zu vermehren und zu erhalten, dauerhafte Barracken auf den Exerzirplätzen der Regimenter zu errichten; die Offiziere könnten unter Leitung des Instruktions-Kapitains des Regimentes die Provinzen bereisen und militairisch aufnehmen, und, wenn sich dann noch ein Ueberschuß ergäbe, so würde man einen Beitrag zur Befestigung der natürlichen Vertheidigungslinien erhalten, welche sich in jedem Lande finden, obgleich wir keine ganz zuverlässigen Kennzeichen davon besitzen.

Die eingetheilte Armee ist ein Mittelding von geworbenen Truppen und Landsturm. Die so eben vorgeschlagene Veränderung bewirkt, daß mit denselben Kosten, welche gegenwärtig getragen werden, eine größere Masse der Nation in dem Gebrauche der Waffen geübt, und zu demselben gewöhnt wird. Sie würde indeß nur dann in Ausführung kommen können, wenn die Konskription im Prinzipe gutgeheißen und allgemein ange-

rück, gingen in die Winterquartiere, und begannen im nächsten Frühjahre den Streit von neuem, wie wenn man eine Parthie Schach spielt. So ist es jetzt nicht mehr. Der Krieg muß, um mit Nachdruck geführt werden zu können, national seyn. Alle moralischen Kräfte werden so wie die materiellen gleichzeitig in Thätigkeit gebracht, und es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Existenz eines Volkes.

Wenn der Krieg so geführt wird, und die von dem Volke geforderten Opfer kaum eine Grenze haben, so erscheint es höchst wichtig, diese Opfer nicht ohne Noth zu verlangen.

Wenn eine Nation, um stets gerüstet zu seyn, so sehr in Anspruch genommen wird, daß sie sich nur mit Noth ernähren kann, so verliert sie die Liebe zu dem Lande, für dessen Vertheidigung ihr solche Opfer auferlegt werden. In dieser Lage befinden sich die meisten europäischen Staaten. Die zahlreichen, stehenden Heere bedürfen daher jedenfalls einer Reform; und, wie paradox es auch klingen mag, so kann man dennoch nicht bezweifeln, daß diejenige Regierung, welche zuerst die stehenden Truppen vermindert, um den Druck der Abgaben für das Volk zu erleichtern, dadurch stärker werden wird. Ihr Aufruf an die Nation, wenn es gilt, in Masse aufzustehen, wird dann in Liebe und Hingebung Gehör finden, denn das Volk weiß und glaubt, daß sein Gut und Blut nicht ohne Noth geopfert wird.

Es ist gesagt und geschrieben worden, und scheint die reiflichste Erwägung der unterrichtetsten Männer zu verdienen, in wie fern es zweckmäßig seyn würde, von jedem 1200 Mann starken Regimente nur 500 als einen Stamm zu behalten, dem die Landesbewaffnung (berit-

bei weitem überwiegen. Es folgt hier eine kurze Uebersicht der jährlichen Einkommen der Offiziere auf dem Friedensfuße, so wie dieselben auf dem letzten Reichstage festgestellt worden sind.

Waffe.	Oberst.	Bataillons-Kommandeur.	Kapitain.	Lieutenant.	Unter-Lieutenant, Kornett u. Fähnrich.	Unteroffizier.
Svea Leibgarde, ohne Quartierkosten	4000	1850	1600	500	300	150
Garde zu Pferde, desgl. .	4520	2318	1912	654	533	270
Artillerie, desgl.	3700	1814	1200	450	300	250
Kavallerie im Ganzen . .	4000	2000	1250	750	480	300
Infanterie dito . . .	3400	1430	850	400	250	160

Eine niedergesetzte Kommission arbeitet gegenwärtig daran, den vorstehenden Modus der Besoldung oder des Einkommens in Ausführung zu bringen, und es ist hierbei zur Sprache gekommen, die Organisation der Armee dahin zu verändern, daß die Vertheilung der Armee in Brigaden aufhören, und jeder Regimentschef die Boställe wieder erhalten soll, welche vor Zeiten für die Stelle als solche bestimmt war. Die weiter oben gegebene Tabelle der Kopfzahl des stehenden Heeres ist ganz genau angefertigt, und, wenn daselbst die Zahl der Offiziere, Unteroffiziere, Spielleute und dergl. bei jedem Regimente ausgelassen wurde, so liegt der Grund darin, daß die neuen Feststellungen zur Zeit der Fertigung dieser Arbeit noch nicht von Sr. Majestät genehmigt waren. Die Zahl der Offiziere beträgt etwa 1650, die der Unteroffiziere 1870, die Gesammtzahl der Mannschaften des ste-

henden Heeres, mit Einschluß von 300 Pionieren in der Festung Wanås, beläuft sich auf 32694, wozu noch zur Zeit des Krieges 3387 Infanterie unter dem Namen von Extra-Rotering (außerordentliche Gestellung) hinzutreten. Die Mannschaften der Konskription oder der Bewäring geben in allen fünf jährigen Klassen zusammengenommen 95518 Köpfe, wodurch die Zahl der gesammten Landtruppen, die Nationalbewärig Gottlands mit 7398 Mann inbegriffen, bis zu 139294 Mann steigt, und das gesammte Heer, zu welchem noch 23205 Mann Seetruppen gerechnet werden müssen, eine Stärke von mehr als 162000 Mann erreicht.

Nach der festgestellten Marschordnung kann die Armee, von dem Zeitpunkte der Ankunft der Marschordre bei dem Regimente an gerechnet, in einer Anzahl von Tagen zu Stockholm, Christianstadt oder Wenersborg eintreffen, welche die nachstehende Tabelle angiebt.

In außerordentlichen Bedürfnißfällen können einzelne Regimenter oder kleine Theile der Armee in ¼ oder ⅓ kürzerer Zeit gesammelt seyn, als dies nach den gewöhnlichen Feststellungen statt findet.

	Stockholm.		Christiansstad.		Wenersborg.	
	Nach der gewöhnlichen Marsch-Ordnung.	Bei forcirten Märschen.	Nach der gewöhnlichen Marsch-Ordnung.	Bei forcirten Märschen.	Nach der gewöhnlichen Marsch-Ordnung.	Bei forcirten Märschen.
Die ganze Armee	61	35	85	41	76	39
¾ derselben . .	29	16	35	17	23	15
½ derselben . .	28	16	26	14	21	12

bei weitem überwiegen. Es folgt hier eine kurze Uebersicht der jährlichen Einkommen der Offiziere auf dem Friedensfuße, so wie dieselben auf dem letzten Reichstage festgestellt worden sind.

Waffe.	Oberst.	Bataillons-Kommandeur.	Kapitain.	Lieutenant.	Unter-Lieutenant, Kornett u. Fähnrich.	Unteroffizier.
Svea Leibgarde, ohne Quartierkosten	4000	1850	1600	500	300	150
Garde zu Pferde, desgl. .	4520	2318	1912	654	533	270
Artillerie, desgl.	3700	1814	1200	450	300	250
Kavallerie im Ganzen . .	4000	2000	1250	750	480	300
Infanterie dito . . .	3400	1430	850	400	250	160

Eine niedergesetzte Kommission arbeitet gegenwärtig daran, den vorstehenden Modus der Besoldung oder des Einkommens in Ausführung zu bringen, und es ist hierbei zur Sprache gekommen, die Organisation der Armee dahin zu verändern, daß die Vertheilung der Armee in Brigaden aufhören, und jeder Regimentschef die Boställe wieder erhalten soll, welche vor Zeiten für die Stelle als solche bestimmt war. Die weiter oben gegebene Tabelle der Kopfzahl des stehenden Heeres ist ganz genau angefertigt, und, wenn daselbst die Zahl der Offiziere, Unteroffiziere, Spielleute und dergl. bei jedem Regimente ausgelassen wurde, so liegt der Grund darin, daß die neuen Feststellungen zur Zeit der Fertigung dieser Arbeit noch nicht von Sr. Majestät genehmigt waren. Die Zahl der Offiziere beträgt etwa 1650, die der Unteroffiziere 1870, die Gesammtzahl der Mannschaften,

henden Heeres, mit Einschluß von 300 Pionieren in der Festung Wanås, beläuft sich auf 32694, wozu noch zur Zeit des Krieges 3387 Infanterie unter dem Namen von Extra-Rotering (außerordentliche Gestellung) hinzutreten. Die Mannschaften der Konskription oder der Bewäring geben in allen fünf jährigen Klassen zusammengenommen 95518 Köpfe, wodurch die Zahl der gesammten Landtruppen, die Nationalbewärig Gottlands mit 7398 Mann inbegriffen, bis zu 139294 Mann steigt, und das gesammte Heer, zu welchem noch 23205 Mann Seetruppen gerechnet werden müssen, eine Stärke von mehr als 162000 Mann erreicht.

Nach der festgestellten Marschordnung kann die Armee, von dem Zeitpunkte der Ankunft der Marschordre bei dem Regimente an gerechnet, in einer Anzahl von Tagen zu Stockholm, Christianstadt oder Wenersborg eintreffen, welche die nachstehende Tabelle angiebt.

In außerordentlichen Bedürfnißfällen können einzelne Regimenter oder kleine Theile der Armee in $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ kürzerer Zeit gesammelt seyn, als dies nach den gewöhnlichen Feststellungen statt findet.

	Stockholm.		Christiansstad.		Wenersborg.	
	Nach der gewöhnlichen Marsch-Ordnung.	Bei forcirten Märschen.	Nach der gewöhnlichen Marsch-Ordnung.	Bei forcirten Märschen.	Nach der gewöhnlichen Marsch-Ordnung.	Bei forcirten Märschen.
Die ganze Armee	61	35	85	41	76	39
$\frac{3}{4}$ derselben . .	29	16	35	17	23	15
$\frac{1}{2}$ derselben . .	28	16	26	14	21	12

Daß die Pflicht, Soldaten zu halten (Roterings skyldigheten), so wie die meisten andern auf den Grundbesitz (Ackerland) haftenden Lasten, sehr ungleich vertheilt ist, erkennt man am besten, wenn man die Anzahl der in jedem Lån (Provinz) enthaltenen Hemman mit dem in jedem Lån ermittelten Geldwerthe eines Hemmans multiplicirt, und dabei annimmt, daß auf jede 10000 Rthlr. in Hemmanswerth die Pflicht lastet, einen Infanteristen zu halten. Es findet sich dann, daß das Kalmar-Lån 1027, Stockholms-Lån 822 zu wenig, dagegen Jönköpings-Lån 1264, Wenersborgs-Lån 992, Oestersünds-Lön 714 u. s. w. zu viel Leute gestellen. In Bezug auf das letztgenannte Lån hat vor Kurzem eine Verminderung von 200 Infanteristen stattgefunden.

Die Flotte.

Wirft man einen Blick auf die Karte von Europa, und betrachtet die geographische und politische Lage der Skandinavischen Halbinsel, so findet man sogleich, daß der Wohlstand, die Sicherheit und die Entwickelung dieses Landes eine weit ausgedehnte Schifffahrt erfordert.

Schon Heinrich der VIII. von England sagte zur Beförderung des Seewesens seines Volkes: „daß diejenige Nation, welche die beste Schifffahrt hat, auch den bedeutendsten Handel hat, daß die Folge des letzteren die größten Reichthümer sind, und daß der Reichste, Herr der Erde ist."

Es ist wohl bekannt, daß die früheren Könige von Schweden mit großer Aufmerksamkeit das Seewesen zu befördern suchten. Schiffe, wie der große Kravel und Kamperman [3]) des Königs [illegible] Makellose des

3) Dies sind Namen [illegible]

Königs Eric XIV., die Krone Karls XII. von 126 Kanonen, waren zu ihrer Zeit das Ausgezeichnetste, was man sehen konnte, und es ist allgemein bekannt, wie das Seewesen seit 1676 der Gegenstand der größten Fürsorge der Staatsmänner gewesen ist. Dabei bleibt es jedoch höchst wichtig, zu untersuchen, wie es gekommen ist, daß diese, obgleich den Neigungen des Volkes so sehr zusagende Waffe dennoch selten glücklich war *). Man darf das Mißgeschick, welches die schwedische Flotte so oft traf, nicht immer denselben Ursachen zuschreiben, welche zur Zeit Karls XI. wirksam waren. Wenn Erfahrung und Talent zwei unumgängliche Eigenschaften für den sind, welcher mit Hoffnung auf Sieg eine Landarmee anführen will, so findet dies in noch höherem Grade bei einem Anführer zur See statt. Die höchst unglückliche Wahl, welche Karl XI. in Stenbock und Creutz traf, als er ihnen 1675 und 1676 das Kommando der schwedischen Flotte übergab, war die einzige Ursache zu ihrem Verderben. Beide kannten das Seewesen beinahe gar nicht. Der Graf Creutz hatte vorher als Landeshäuptling in Finnland und im Bergs-Kollegio gedient. Die Tauglichkeit der Unterbefehlshaber entsprach ganz genau der der Oberbefehlshaber, und der Graf Creutz hatte in seiner Flotte, unter mehreren Andern, einen Schiffs-Chef, welcher Kellermeister oder

---

*) In einem dänischen Lustschlosse auf Seeland befindet sich ein Zimmer, welches nur mit Gemälden von Seetreffen geziert ist. Ueberall erlitten die Schweden Niederlagen und Verluste. Ein Schwede, dem man die Gemälde zeigte, wandte einige derselben um, weshalb sein dänischer Cicerone ihn fragte, wonach er dort sehe? Ich will sehen, ob nicht auf der Rückseite Landschlachten befindlich sind, war die Antwort.

Weinschenk in Stockholm gewesen war, nicht den Unterschied zwischen dem Hintertheile und Vordertheile eines Schiffes kannte, und sein Schiff in dem Hafen von Dalarö auf den Strand treiben ließ, wo es zerschellte *).

Im Kriege gegen Rußland von 1788 verlor Schweden durch unglückliche Kriegspläne und Manöver eine große Zahl von Schiffen aus einer sehr bedeutenden und wohl ausgerüsteten Flotte, und seit dieser Zeit hat wenigstens die sogenannte große Flotte (Linienschiffe und Fregatten) niemals vermocht, weder in materieller Hinsicht, noch der Zahl der Schiffe nach, sich zu erholen. Sowohl im Kriege von 1788 als in dem von 1808 entstanden schwere Krankheiten auf der Flotte, welche eine große Sterblichkeit unter der Mannschaft erzeugten, und es scheint, als wenn in dieser Beziehung noch Manches für die Zukunft, zum Wohle der Mannschaft, zu wünschen übrig bliebe. Die Bildung des Volkes hat so außerordentliche Fortschritte gemacht, daß die Anforderungen an die Voraussicht und Tüchtigkeit der Administration gegen früher bedeutend gesteigert sind. Früher war die Sterblichkeit unter dem Schiffsvolke auf einer langen Reise so groß, daß man mit Recht sich glücklich preisen konnte, wenn man gesund wieder zurückkam; gegenwärtig findet Niemand die geringste Gefahr mit einer solchen Reise verbunden. Wer hat nicht die Reise des Lord Anson um die Welt vom Jahre 1740 gelesen? Von 8 Fahrzeugen kam nur ein einziges nach wohl vollbrachter That nach England zurück. Auf dem Centurio, dem eigenen Schiffe des Lord Anson, welches 400 Mann

*) Man lese hier [illegible] schen Flotte Kriegsthaten von Tornqvi[illegible] [illegible]. Seite 140."

20 Jahren zu mehreren Vorschlägen, zur Verbesserung dieser Hauptwaffe der Scheerenflotte, geführt *).

In Folge der Versuche, welche diesen Vorschlägen gefolgt sind, hat man die Aufmerksamkeit auch auf die Ver-

---

*) Im Winter von 1810 zu 1811 reichte der Verfasser, welcher seine ersten Dienstjahre im Seewesen zubrachte, dem Könige eine Denkschrift über eine neue Art von Kanonenschaluppen ein, welche gemeinschaftlich mit dem nun verstorbenen Admiral Wirsén und dem Kommandeur-Kapitain Kreuger verfaßt war. Die Veranlassung dazu entstand dadurch, daß der Verfasser im Sommer von 1808 im Sunde einige englische Kanonenschaluppen von weit leichterer Bauart, als die der schwedischen, gesehen hatte, und sie für die schwedischen Küsten sehr geeignet hielt. Die schwedischen Kanonenschaluppen, deren Ausrüstung durch 2 24pfdige Kanonen bewirkt wird, die eine an der Spitze, die andere am Ende, sind 68½ Fuß lang, 15½ Fuß breit, und liegen 4¼ Fuß tief im Wasser. Die englischen, deren Länge 56 Fuß, deren Breite 14 Fuß beträgt, und welche 4 Fuß tief in das Wasser gehen, hatten vorn eine 24pfdige Kanone und hinten eine 24pfdige Karonnade, welche letztere vermittelst eines festen Drehpunktes nach allen Seiten gewendet werden konnte, wodurch eine bessere Seitenvertheidigung gewonnen wird, als mit den vier 3pfdigen kleinen Kanonen, auf den schwedischen Kanonenschaluppen. Die schwedische Kanonenschaluppe verdrängt 2200 Kubikfuß, die englische nur 1356 Kubikfuß Wasser. Der Widerstand gegen eine zur Fortbewegung beider Schaluppen erforderlichen Kraft verhält sich wie 5 zu 3. Die englische Schaluppe hat einen Mast wie ein Kutter, welcher mittelst einer kleinen Winde niedergelegt und aufgerichtet werden kann, ist bedeckt, und erfordert nur eine Besatzung von 32 Mann. Dennoch ruderte und manövrirte sie bei ziemlich ungünstigem Wetter, und es war die Bemannung nicht, wie bei unseren Schaluppen, gezwungen, sich am Abende vielleicht auf einem übel beschaffenen Strande auszuschiffen. Es ist besonders für uns in

Staatsverwaltung große Umwälzungen, welche das, was vor 50 Jahren ganz zweckmäßig war, gegenwärtig als unzweckmäßig bezeichnen. Schweden wird immer einer gewissen Anzahl Fregatten bedürfen, so daß die schönen Docken auch ferner noch von Nutzen seyn werden.

Im Jahre 1824 hat die Regierung einen großen und wichtigen Schritt zur Vorbereitung der durch die Umstände hervorgerufenen Verbesserungen im Seewesen gethan, indem sie die so genannte große und kleine Flotte in ein einziges Korps vereinigte, und nach drei Stationen, nämlich nach Carlscrona, Gothenburg und Stockholm, verlegte. Hierdurch ist der obersten Behörde die Freiheit geworden, ihre Aufmerksamkeit nach Willkühr auf die großen und kleinen Schiffe zu verwenden, und bald die einen, bald die andern zu verbessern oder zu vermehren, ohne die Erregung von Eifersucht bei den untergeordneten Behörden befürchten zu dürfen.

Es eignen sich unstreitig die Kanonenschaluppen am besten zur Vertheidigung unserer Scheeren, allein sie müssen nicht so hoch und nicht so schwer seyn, als die, welche in der späteren Zeit gebaut wurden. Die früheren, von Ehrenswärd und Chapmann konstruirten, erforderten nur eine Besatzung von 50 Mann, anstatt daß die späteren 60 bedürfen, ein Umstand, der in einem menschenarmen Lande nicht unerwogen bleiben darf. Die ersteren haben wegen ihrer niedrigeren Bauart einen mehr rasirenden Schuß, und sind wegen der geringeren Oberfläche, welche sie darbieten, weniger leicht durch feindliche Kugeln zu treffen; auch verdien [illegible] hter zu handhabende und zuverlässigere [illegible] orzug vor den späteren. Diese Ums [illegible] en letzten

20 Jahren zu mehreren Vorschlägen, zur Verbesserung dieser Hauptwaffe der Scheerenflotte, geführt *).

In Folge der Versuche, welche diesen Vorschlägen gefolgt sind, hat man die Aufmerksamkeit auch auf die Ver-

*) Im Winter von 1810 zu 1811 reichte der Verfasser, welcher seine ersten Dienstjahre im Seewesen zubrachte, dem Könige eine Denkschrift über eine neue Art von Kanonenschaluppen ein, welche gemeinschaftlich mit dem nun verstorbenen Admiral Wirsén und dem Kommandeur-Kapitain Kreuger verfaßt war. Die Veranlassung dazu entstand dadurch, daß der Verfasser im Sommer von 1808 im Sunde einige englische Kanonenschaluppen von weit leichterer Bauart, als die der schwedischen, gesehen hatte, und sie für die schwedischen Küsten sehr geeignet hielt. Die schwedischen Kanonenschaluppen, deren Ausrüstung durch 2 24pfdige Kanonen bewirkt wird, die eine an der Spitze, die andere am Ende, sind 65¼ Fuß lang, 15¼ Fuß breit, und liegen 4¾ Fuß tief im Wasser. Die englischen, deren Länge 56 Fuß, deren Breite 14 Fuß beträgt, und welche 4 Fuß tief in das Wasser gehen, hatten vorn eine 24pfdige Kanone und hinten eine 24pfdige Karonnade, welche letztere vermittelst eines festen Drehpunktes nach allen Seiten gewendet werden konnte, wodurch eine bessere Seitenvertheidigung gewonnen wird, als mit den vier 3pfdigen kleinen Kanonen, auf den schwedischen Kanonenschaluppen. Die schwedische Kanonenschaluppe verdrängt 2200 Kubikfuß, die englische nur 1356 Kubikfuß Wasser. Der Widerstand gegen eine zur Fortbewegung beider Schaluppen erforderliche Kraft verhält sich wie 5 zu 3. Die englische Schaluppe hat einen Mast wie ein Kutter, welcher mittelst einer kleinen Winde niedergelegt und aufgerichtet werden kann, ist bedeckt, und erfordert nur eine Besatzung von 32 Mann. Dennoch [illegible] ziemlich ungünstigem Wetter, [illegible] Bemannung nicht, wie bei unseren Schaluppen [illegible] am Abende vielleicht auf einem übel be[illegible] Strande [illegible]. Es ist besonders für uns in

Verbesserung der Kanonenjollen [4]) gerichtet. Das Verhältniß zwischen den Kanonenschaluppen und Kanonenjollen wird stets von der ungleichen Bestimmung der See-Expeditionen abhängen, denn es wird z. B. bei einer Operation längs dem offenen Theile von Schweden zwischen Hanö und Warberg, bei welcher man eine bedeutende Anzahl von Kanonenjollen gebrauchen muß, nicht möglich seyn, im Voraus deren bedürftige Anzahl mit Sicherheit anzugeben.

Die Behauptung, daß Schweden gegenwärtig bei weitem weniger als früher genöthigt ist, eine große, aus Linienschiffen bestehende Flotte zu unterhalten, wird auch durch den in den letzten 15 Jahren so schnell ausgebildeten Bau von Dampfschiffen unterstützt. Diese werthvolle Erfindung hat bei weitem noch nicht die Ergebnisse gegeben, deren sie fähig ist *). Gewiß ist es, daß sie

---

den langen, kalten und regnigten Herbstnächten erforderlich, daß die Mannschaft unter Deck gebracht wird, wo sie, wenn auch nicht bequem, doch trocken und warm liegen kann.

4) Kanonenjollen sind bei weitem kleinere Fahrzeuge als Kanonenschaluppen, und von ganz anderer Bauart. Sie haben eine 24pfdige oder eine 12pfdige Kanone, welche auf der Spitze steht, dort keinen Rücklauf hat, und mithin die durch die Ladung erhaltene Bewegung rückwärts dem ganzen Fahrzeuge mittheilt. Dadurch sind sie vorzüglich zum Feuern im Zurückgehen, also gegen auf sie ansegelnde größere Schiffe geeignet. Sie können dann beinahe $1\frac{1}{4}$ deutsche Meilen in einer Stunde zurücklegen. Sie werden gerudert, uud können sich bei stürmischem Wetter nicht auf dem Meere halten. Die Bemannung der 12pfdigen Jolle besteht aus 14, die der 24pfdigen aus 20 [illegible] schließlich der Bedienungsmannschaften für da[illegible]

*) Fulton [illegible] Anwendung der Dampfkraft bei Schiffen, [illegible] muth! Man erin-

zur [illegible] in der [illegible] Stadt in einem Jahre [illegible] in Umlauf kamen. Schweden [illegible] um 30 bis 50 Procent geringeren Preis [illegible] gute Dampfschiffe liefern als England. [illegible] uns also nicht auf einer, unseren [illegible], [illegible] und Bedürfnissen so [illegible] Entwickelung? Es scheint beinahe, als wenn der Unternehmungsgeist, die Betriebsamkeit und der [illegible] welcher die Schweden um das Jahr [illegible] verschwunden sey. Die noch [illegible] Verringerung oder Befreiung von Abgaben für [illegible] von Fahrzeugen hat ihren Ursprung darin, daß in früheren Zeiten die in Holz [illegible] und zur Bewaffnung mit Kanonen geeigneten Kauffahrteischiffe von einem Theile der Abgaben befreit wurden. [illegible] ich noch jetzt ausführen, und es [illegible] Schweden dadurch ohne große Kosten im Kriegsfalle [illegible] auf eine nicht unbedeutende Weise durch bewaffnete Kauffahrteischiffe verstärken können. Um dem Staate die Kosten des Baues und des Unterhaltes der [illegible] von Kanonenschaluppen und [illegible] Fahrzeugen zu ersparen, welche zu Kriegszeiten [illegible] können und müssen, sollte man eine Anzahl [illegible] und deutlicher Zeichnungen im Frieden verfertigen, und diese nach gefaßtem Beschlusse zum Kriege nach den [illegible] und Privat-Werften senden, wodurch einen Monat oder sechs Wochen nachher Schweden in den Besitz von mehr Scheerenfahrzeugen gelangen würde, als es mit Geschütz und mit Mannschaften versehen kann.

Den gegenwärtigen Stand der Marine weisen die nebenstehenden Nachweisungen speziell nach:

56 gehörig.

amen	Kompagnien.
ohus Ro	heborgs Lån.
ito	dito
götlands	ersborgs Lån.
. Halland	and.
dito	
. Halland	
dito	
lekingens	ngen.
dito	
dito	
. Möre	ar Lån.
dito	von Kalmar Lån.
dito	dito
ands Rote	e dito
elands	nd.
dito	
ottlands	by Lån.
dito	
dito	nar Lån.
götlands	
Södermanl	holms Lån.
dito	
5. Roslag	holms Lån.
dito	von Stockholms Lån.
ns und T	
Byssekts-K	
holms	
oslags 1st	
ito 2te	e von Stockholms Lån.
B. Norrla	sands Lån.
. und 2te	
B. Norrlan	
. und 2te	s Lån.
, Piteå un	

gnau.

V.

Nachrichten über das Tagebuch des Herrn von Buch während der Feldzüge von 1674 bis 1679, nebst Auszügen aus demselben.

Mitgetheilt von H. v. Gansauge.

(Fortsetzung.)

Am 10. Januar 1675 marschirten die Brandenburger bei Pfortsheim vorbei nach Melaker (?), einem würtembergischen Städtchen. Die Fortschaffung der Bagage und der Geschütze verursachte in diesen Tagen die größten Schwierigkeiten, „dont les roues se cassoient à tous momens à cause des gelées qu'il avoit fait."

Das Hauptquartier befand sich am 11. Januar im würtembergischen Städtchen Ullingen, den 13. in Binicken, woselbst am 14. Ruhetag gehalten wurde; am 15. überschritt man den Neckar, unfern Lauffen, nahe beim Dorfe Steinfeld oder Elstfeld. Das Hauptquartier befand sich am 16. in Marbach, den 17. in Grombach, den 18. in Lüdershausen, am 19. in Schwäbisch Gemünd, am 21. in der kleinen Reichsstadt Alen, am 24. in

Lauchen, am 25. über Bopffingen nach Trochelfingen, am 25. in Münchrode, am 26. über Dünkelsbühl nach Feuchtwangen, am 28. über Rothenburg an der Tauber nach Kohlhofen.

Am 31. Januar wurde Schweinfurt erreicht, woselbst das Winterquartier genommen werden sollte. Unter den kommandirenden Offizieren gab es viel Streit über die Vertheilung der Winterquartiere *).

Am 23. Februar reis'te der Churfürst **) von Schweinfurt ab und über Meiningen, woselbst Graf Dönhoff ein Winterquartier hatte, nach Markfuhl, Melsungen, Cassel, Lippstadt (am 1. März), Hamm, Lünen, Dorsten, Schermbeck, und traf am 6. März in Wesel ein. Von hier wurde die Reise über Xanten nach Cleve fortgesetzt. In Cleve wurde der Churfürst, nachdem er daselbst am 8. März eingetroffen war, am 10. März von der Gicht befallen.

Die Churfürstin, obschon sie im sechsten Monate schwanger war, begleitete ihren Gemahl auf dieser Reise.

Wenige Tage nach dem Eintreffen des Churfürsten in Cleve langte der Prinz von Oranien daselbst an. Am 13. März kehrte er jedoch über Nimwegen nach Holland

*) Man muß sich erinnern, daß man dergleichen Ortschaften, welche zu Winterkantonnements bestimmt wurden, bedeutende Lieferungen an Geld und Naturalien zu machen zwang. Daher wurden die Truppen, welche reichere Ortschaften zugetheilt erhielten, von den übrigen stets beneidet.

**) Während dieser Reise begleitete der Feldmarschall Dörfflinger den Churfürsten, und der General-Lieutenant von Görtzke befehligte in dessen Abwesenheit das Korps in Franken. — Geh. Staatsarch. Aktenstück: „1675. Correspondentz mitt Marggraff Friederichen“ u. s. w. fol. 9.

zurück. In dieser Zeit verließ der Churfürst das Bett nicht.

Auch kam der Pfalzgraf von Neuburg nach Cleve, um den Churfürsten zum Frieden mit Frankreich zu bestimmen. Er reis'te jedoch am 23. März unverrichteter Sache nach Düsseldorf zurück.

Sobald die heftigen Gichtanfälle nur einigermaßen nachgelassen hatten, setzte der Churfürst seine Reise nach den Niederlanden, und zwar meistens zu Wasser, fort. Am 24. April traf er über Delft im Haag ein. Hier schloß der Churfürst das bekannte Offensiv- und Defensiv-Bündniß gegen Frankreich und Schweden mit dem Prinzen von Oranien und den Generalstaaten, Oestreich, Spanien, Dänemark, Lothringen, Braunschweig und Lüneburg ab.

Von seiner Gemahlin begleitet traf der Churfürst am 10. Mai über Amsterdam, Utrecht, Amarangen und Nimwegen wiederum in Cleve ein.

Am 12. Mai verließ der Churfürst Cleve und begab sich durch Westphalen — die Churfürstin blieb, zur Abhaltung ihrer Wochen, in Bielefeldt zurück — und Hessen bis zum 23. nach Schweinfurt zurück.

Beim brandenburgischen Korps rüstete sich nun Alles zum Aufbruch.

Dieser erfolgte am 26. Mai. Man marschirte an diesem Tage nach Römhild, am 27. nach Schleusingen, am 29. nach Ilmenau, woselbst am 30. geruht wurde.

An diesem Tage lief Nachricht im Hauptquartier ein, daß die Schweden einen Angriff auf Magdeburg und gleichzeitig einen Uebergang über die Elbe beabsichtigten, um sich mit dem Herzoge von Hannover zu verbinden, dessen Truppen man bereits in's Eichsfeld vor-

gerückt glaubte. Diese Nachricht war um so beunruhigender, da die brandenburgische Kavallerie noch rückwärts stand, und die Bestimmung hatte, durch's Eichsfeld zu rücken.

Bereits am 27. Mai war in Römhild ein Graf Kinsky, Gesandter des Administrators von Magdeburg *), beim Churfürsten eingetroffen. Der Churfürst war mißtrauisch gegen den genannten Diplomaten: „sachant bien que le dit Administrateur de Halle n'estoit pas trop de nos Amis pour plusieurs raisons." Daher trug der Churfürst dem Herrn von Buch auf, dem Grafen Kinsky tüchtig zuzutrinken, weil man wußte, daß dieser den Wein sehr liebte, und man hoffte auf diesem Wege seiner wahren Gesinnung näher zu treten. Der Kammerherr führte diese diplomatische Demarche zwar mit Energie, aber ohne den erwarteten Erfolg aus, da er im Gesandten einen ihm gewachsenen Gegner fand. Ohne aus dem Grafen Kinsky etwas herausgebracht zu haben, reis'te dieser nach einigen Tagen zu seinem Herrn zurück, nachdem er, wie der Churfürst vermuthete, den Marsch und die Stärke der brandenburgischen Truppen ausgekundschaftet hatte.

Am 31. Mai begab sich der Churfürst nach Martshausen, einem Dorfe, dem Grafen von Schwarzburg-Arnstadt gehörig. Am 1. und 2. Juni wurde nicht marschirt, theils wegen eingetretener, heftiger Gichtan-

---

*) Obschon das säkularisirte Erzstift Magdeburg durch den westphälischen Frieden mit dem brandenburgischen Staate vereinigt war, so verblieb dennoch dessen Administration dem Herzoge August von Sachsen-Weißenfels bis zu seinem Tode i. J. 1680.

fälle des Churfürsten, theils weil die Kavallerie noch weit zurück war.

Am 3. Juni wurde nach dem erfurtschen Dorfe Obisleben gerückt, am 4. nach Rehausen und am 5. daselbst geruhet. Hier traf der in Dresden akkreditirte kaiserliche Gesandte, begleitet vom churfürstlich sächsischen Ober-Marschall v. Kanne, beim Churfürsten ein. In der Audienz nahm sich Herr v. Kanne der Schweden mit Wärme an, worauf der Churfürst seine Ansicht über die zur Sprache gebrachte politische Verwickelung ausführlich und nicht ohne Heftigkeit darlegte. Er schloß mit der Aufforderung an den östreichischen Gesandten, das so eben Gehörte seinem Hofe zu berichten.

Der Besitzer von Rehausen, ein Herr v. Werder, hielt einen Narren, der einem halleschen Offizier *), welcher dort gleichfalls zugegen war, in aller Hofbeamten Gegenwart sagte: Die Herren von Halle haben einen Magen, der gut schwedisch ist; indeß ich denke, sie werden eine brandenburgische Ohrfeige bekommen.

Am 6. Juni marschirte der Churfürst bei Heldrungen vorbei bis Rehnsdorff. Der Prinz von Homburg hatte sich mit der Kavallerie des linken Flügels der Infanterie nunmehr bis auf einige Meilen genähert.

Am 7. Juni war das Hauptquartier im mansfeldischen Dorfe Hollenstädt, am 8. Juni in Polleben. „Icy nous restions un jour, et faisions l'entreprise sur Ratenow **).“

---

*) Einem Offizier im Dienste des Administrators von Magdeburg, der in Halle zu residiren pflegte.

**) Diese ohne alle weitere Erläuterung vom Herrn Buch niedergeschriebenen Worte glaube ich dahin

Das Hauptquartier am 10. Juni in Staßfurt, und am 11. in Magdeburg.

Der Theil des Tagebuch's, der sich auf den Feldzug des großen Churfürsten gegen die Schweden während des Sommers 1675 in der Mark Brandenburg beziehet, wird hier nicht abgedruckt werden, weil wir die Geschichte jenes Feldzuges, sobald die Umstände es zulassen wollen, in möglichster Vollständigkeit zu bearbeiten beabsichtigen.

Wir nehmen daher den Faden der Mittheilungen nach der Schlacht von Fehrbellin wieder auf.

Am 22. Juni 1675 befand sich das churfürstliche Hauptquartier im Dorfe Gaarz, zwischen Fehrbellin und Wusterhausen, einer Besitzung des Rittmeisters von Quast.

An diesem Tage erhielt der Herr von Buch Aufträge und Depeschen vom Churfürsten für den Haag. Sie waren an die verwittwete Prinzessin von Oranien und an die Generalstaaten gerichtet. Herr von Buch drückt hierbei sein Erstaunen aus, daß der Churfürst ihm kein Schreiben an den Prinzen von Oranien, noch an den Fürsten von Celle und von Osnabrück zu überbringen befohlen habe.

Am 23. Juni reis'te der Churfürst nach Berlin ab, und Herr v. Buch nahm seinen Weg über Neustadt, eine Besitzung des Prinzen von Homburg *), nach Ha-

---

zu dürfen, daß der Plan zum Ueberfall auf Rathenow an dem oben erwähnten Tage zuerst zur Sprache gebracht ist.

*) Der so großen Antheil an dem einige Tage vorher bei Fehrbellin errungenen Siege hatte.

velberg. Hier fand er die von Magdeburg unter dem Prinzen von Holstein dorthin gerückte Infanterie beschäftigt, die von den Schweden zerstörte Havelbrücke herzustellen.

Der genannte Prinz befand sich nebst Herrn von Gladebeck, General-Kriegskommissar der brandenburgischen Armee, in Sandau.

Der Uebergang des Herrn v. Buch über die Elbe bei Sandau wurde längere Zeit verzögert, weil die bewaffneten, altmärkischen Bauern *) das linke Ufer besetzt hielten, und Niemanden über den Strom lassen wollten.

Am 25. Juni traf Herr v. Buch die Churfürstin in Minden. Sie und Alles war über die Siegesnachrichten außerordentlich erfreut; „il n'y eust que la Pauvre Mademoiselle Wangenheim affligée, et celà à cause de la mort de Mons. Froben **), qui avoit été promis avec elle."

Am 1. Juli kam Herr v. Buch im Haag an. Unter den Diplomaten daselbst war viel die Rede von der bevorstehenden Theilung der schwedischen Besitzungen in Deutschland. Dänemark wollte Wismar haben, Lüneburg dagegen nicht zulassen, daß Brandenburg ganz Pommern in Besitz nähme u. s. w.

Am 23. Juli trifft Herr v. Buch wiederum beim

---

*) Es ist bekannt, wie erfolgreich, nach einer schnellen militairischen Organisation, diese Bauern während des Frühjahrs und Sommers 1675 ihre Provinz gegen die Angriffe der Schweden vertheidigten.

**) Herr v. Froben, Kammerherr und Stallmeister des Churfürsten, war bekanntlich bei Fehrbellin geblieben.

Churfürsten ein, und zwar in Schwan bei Güstrov. Juli und August begnügte man sich, kleinere Streifereien von hier gegen Wismar abzusenden, weil der Churfürst die Ankunft der verbündeten dänisch-holländischen Flotte erwartete.

Am 11. August kam ein Prinz von Gotha im Hauptquartier an, um Dienste beim Churfürsten zu nehmen.

Am 1. September ging der Churfürst nach Gadebusch. Er hatte daselbst eine Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark, der ihm zugleich sein Hülfskorps vorstellte. Bei dieser Gelegenheit ließ der König drei Salven von der ganzen Armee geben, „ou la Cavallerie reussit mieux, que l'infanterie *).“ Dieses Korps kommandirte der dänische General Weiher.

Dienstag, am 7. September, ging der Churfürst nach der Insel Pöl, welche am letzten Freitage von den Brandenburgern unter dem Generalmajor Schorl (?) genommen war.

Am 8. früh rekognoszirte der Churfürst das Fort Walfisch, und machte Nachmittags eine Jagdparthie.

Am 10. das Hauptquartier in Schwan.

Am 17. September nahm der König von Dänemark sein Quartier in Rostock, und legte, ungeachtet der desfallsigen Protestation des Herzogs von Mecklenburg und der Stadt, Garnison in diese.

Das churfürstliche Hauptquartier ist am 20. in Luſ-

---

*) Ueber die Organisation der Reiterei im 17ten Jahrhundert, namentlich über den Gebrauch der Feuerwaffe bei derselben in jener Zeit, befinden sich ausführlichere Bemerkungen in: Kriegswissenschaftl. Analekten von Gansauge S. 5, 32, 33 u. s. w.

kov, am 21. und 22. in Grabow und am 27. in Treptow an der Tollensee.

Am 28. September rückte der Churfürst vor das Schloß Klempenow, welches ein schwedischer Lieutenant mit 25 Infanteristen besetzt hielt. Da derselbe sich nicht sofort ergeben wollte, ließ der Churfürst das Schloß aus einigen dreipfündigen Kanonen beschießen; „il (der schwedische Lieutenant) changea de ton demandant sortir auff parole ce que luy fust fort facilement accordé, mais comme il n'avoit pas dit, où il iroit, mais seul demandé à sortir auff parole, il fust arresté quand il étoit hors de là, ce qui l'étonnoit fort, mais quand on le luy avoit remonstré il connoissoit sa faute." — Auf dem Berge bei Klempenov kampirte heut fast die ganze Armee. Der größte Theil der Kavallerie stand jedoch nach Demmin zu, „pour couvrir les imperiaux."

Am 1., 2. und 3. Oktober rekognoszirte der Churfürst die Uebergänge über die Peene bei Stolpe, Pritzmen, Fehrhaus, Gützkow und Jarmen wiederholt.

Am 4. Oktober ging der Churfürst von Völschow des Abends um 4 Uhr ab, um den Truppen zu folgen, welche bereits nach Netzow abmarschirt waren. Während dieser Nacht kampirte hier die Infanterie und der größere Theil der Kavallerie. Der General-Lieutenant Görtzke *) war mit dem Rest der Kavallerie und den

---

*) Joachim Ernst von Görtzke war 1611 geboren. Als Edelknabe begleitete er Gustav Adolf schon in dessen polnischen Kriegen; 1631 wurde er, für seine in der Schlacht bei Breitenfeld bewiesene Tapferkeit, Cornet; 1645 erhielt er als Oberst ein Kavallerie-Regiment. Nach 1648 lebte er auf seinen Besitzungen in der Mittelmark, trat aber

Dörfflingschen Dragonern rechts nach Stolpe an der Peene abgeschickt, um diesen Ort und den dortigen Uebergang über den Fluß zu besetzen. Der Oberstlieutenant Grumbkow *) war dagegen links gegen Jarment mit

---

neralmajor in churfürstliche Dienste, wurde 1675 Generallieutenant, und 1680 Geheim. Kriegsrath und Gouverneur von Cüstrin.

*) Joachim Ernst von Grumbkow war 1637 in Runow, dem Gute seiner Familie, geboren. Er studierte in Rostock, und bereis'te dann Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr „nahm er ein Fähnlein" im gräfl. Dohnaschen Regimente an, wurde in demselben später Lieutenant und Hauptmann. Der Graf Dohna machte den Churfürsten auf die ausgebreiteten Kenntnisse Grumbkow's aufmerksam; dieser hatte sich während seiner Reisen im Auslande besonders gründlich für Administration und National-Oekonomie gebildet; 1671 ernannte der Churfürst den Grumbkow zum Amts-Kammerrath; 1672, als die churfürstliche Armee verstärkt wurde, „ward mit dem selig Verstorbenen kapitulirt, zwei Kompagnien Dragoner aufzurichten." Im Juni 1674 vor dem Feldzuge im Elsaß kapitulirte Grumbkow anderweit dahin, „eine Eskadron Dragoner von 400 Köpffen, als Dero (des Churfürsten) Leib-Guarde zu richten, welches er auch bald effectuirte, und als Obrister Lieutenant mit denenselben stets bey ihrer Churfstl. Durchl. höchsten Person, überall, wo sie sich befunden, aufwartete."

Im Februar 1675 wurde Grumbkow Ober-Schenk. Als der Churfürst 1675 aus Franken nach der Kurmark marschirte, kapitulirte er mit Grumbkow von neuem „über Dero Leib-Guarde-Dragoner," welche bis auf ein ganzes Regiment verstärkt wurden, zu dessen Oberst sich dieser ernannt sah. Ueberdies wurde Grumbkow Kriegsrath, und der Churfürst übertrug ihm das General-Kriegs-Kommissariat, das er bereits im letzten Feldzuge geleitet hatte. — Am 13. November 1678 wurde er zum Geheimen Kriegsrath er-

seinen Dragonern detaschirt, um diesen Ort zu nehmen. Jeder von diesen beiden Offizieren hatte drei dreipfündige Kanonen bei sich. Sie hatten den Befehl, zwei Stunden vor Tagesanbruch bei Mondenschein anzugreifen. Wegen der schlechten Wege kamen jedoch die Truppen erst um 8 Uhr Morgens an. Diese Nacht schlief der Churfürst auf einer Streu in Netzow.

Am 5. Oktober ließ der Churfürst seine Gemahlin durch den Herrn v. Buch von Bölschow nach Netzow geleiten.

Um 9 Uhr Morgens begann der Angriff bei der Gütskower Fähre. Von beiden Seiten wurde Geschütz

---

hoben, und am 30. desselben Monats zum Schloßhauptmann ernannt. Im J. 1679 wurde ihm das General-Kriegs-Kommissariat nicht nur, wie früher, vorübergehend, sondern bleibend übertragen. Grumbkow wurde 1682 wirklicher Geheimer Etatsrath, und 1685, nach Absterben des Herrn von Kanitz, Ober-Hofmarschall, bei welcher Gelegenheit der Churfürst ihm, vor den versammelten Ministern und Hofstaaten, den Marschallstab überreichte.

Ehe Wilhelm von Oranien seine Expedition nach England im J. 1688 ausführte, wurde Grumbkow vom Churfürsten Friedrich III. beauftragt, jenem Prinzen sieben Regimenter zu Pferde und drei zu Fuß, nebst einem Dragoner-Regimente zu „überliefern."

Grumbkow starb am 26. December 1690 im Wagen auf einer Reise zwischen Schermbeck und Wesel, während er den Churfürsten in's Clevesche begleitete.

Ueber das Leben dieses merkwürdigen Mannes, der so viel zur Blüthe der Monarchie, zumal der Provinz Brandenburg, beigetragen hat, conf. den angehängten Lebenslauf zur Leichenpredigt auf denselben. Sie führt den Titel: „der brandenburgische Joseph von Schmettau, brandenburg. Hofprediger."

in's Gefecht gebracht. Die Brandenburger zündeten das Fährhaus „aver ae halles rouges“ an, während sie gleichzeitig eine Laufbrücke über die Peene baueten. Da verließen die Schweden das Fort am Fährhause, das so gleich von den Brandenburgern unter dem Hauptmann Hue und dem jungen Grafen Theodor v. Dohna, Hauptmann in seines Vaters Regiment, besetzt wurde. Hier blieben 6 Brandenburger.

Inzwischen hatte General Görtzke das Fort genommen, welches, auf dem linken Ufer der Peene, Stolpe gegenüber liegt. Dagegen bemächtigten sich die Brandenburger des Ueberganges bei Jarmen erst in der folgenden Nacht. Herr v. Buch tadelt hier die Schweden, daß sie die Stellung am Gützkower Fährhaus so leicht verlassen hätten, da sie einen 1100 Schritt langen und 8 Schritt breiten Damm inne hatten, der durch unzugängliche Sümpfe und Wasser führt.

Am 11. October wurden die Brücken vollendet, und die Truppen sämmtlich auf's linke Peene-Ufer geführt.

Der Feldmarschall Wrangel schickte einen Trompeter und bat durch denselben um Sauvegarden für seine Güter *).

Es wurde Dankgottesdienst gehalten, um Gott für den glücklich errungenen Sieg zu danken.

Da die Schweden die Stellung an der Peene verlassen hatten, so gaben sie auch Damgarten und Tribsees auf und räumten diese Orte den angreifenden Dänen. Das Schloß [illegible], welches die Schweden noch verlassen hatten, wurde besetzt.

Am

---

*) Nämlich für die in Vorpommern gelegenen, welche jetzt von den Brandenburgern besetzt wurden.

Am 7. Oktober, nach Vollendung der großen Brücke, ging der Churfürst über die Peene, und nahm darauf sein Hauptquartier in Gütskow. An diesem Tage wurde auch Loitz besetzt.

Am 8. Oktober lief die Nachricht ein, daß der Generalmajor v. Schwerin Wollin mit Sturm genommen und auf der Insel Usedom Fuß gefaßt habe.

Am 9. ging die Nachricht ein, daß die schwedische Armee in der Richtung nach Stralsund sich zurückziehe, aber bei dieser Stadt vorbei nach Rügen gehen werde, weil die Bürger derselben sich weigerten, Truppen einzulassen. Daher beschloß der Churfürst, die Schweden anzugreifen. Nach dem Essen brach er mit der ganzen Kavallerie (nur die Regimenter des Prinzen von Gotha und des Obersten von Frankenberg blieben zurück), mit den Dragonern, 10 3pfdigen, 2 8pfdigen und 2 12pfdigen Kanonen von Gütskow auf. Am Abend langte der rechte Flügel in Zastrow an; der linke stand eine Viertelmeile weit zurück.

Am 10. brachen die Truppen mit Tagesanbruch auf, und marschirten über rothe Mühle, Rackau (? Barkow) nach Grimme; am 11. über Franzburg nach Richtenberg. Hier, in der Wohnung des Predigers, schlief der Churfürst zwei Nächte.

Am 12. Oktober kam ein Beauftragter des Königs von Dänemark beim Churfürsten aus Damgarten mit der Versicherung an, am folgenden Tage werde der König mit dem größten Theile seiner Kavallerie und mit 5 oder 600 Infanteristen zu uns stoßen.

Der Oberstlieutenant v. Sydow, der mit 300 Pferden gegen Stralsund vorgeschickt gewesen war, kam an diesem Abend zurück. Er brachte 14 Gefangene mit.

[illegible] und einige [illegible] Deserteure sagten aus, daß der dänische Feldmarschall-Lieutenant Graf [illegible] der Dänen vor Stralsund so gute Werke gemacht hatte, daß drei dänische Infanterie eingenommen hätten, welchen die Stadt, dem mit der Krone Schweden habenden Vertrage gemäß, höchstens 1000 Mann aufzunehmen verpflichtet sei.

Am 13. Oktober vereinigten sich der König und der Churfürst, und sie rückten mit ihrem Korps weiter vor gegen Stralsund.

Am 14. Oktober. Der dänische Generalmajor Walter [illegible] Pferden der Avantgarde, war als Kommandant benannt.

Die Schweden wurden bis in die Vorstädte von Stralsund und in die äußersten Feldverschanzungen vor denselben zurückgetrieben. Mit Kanonen wurde aus der Stadt gar nicht geschossen, denn „les Suédois n'en avaient point (nämlich keine Kanonen) et les bourgeois ne voulaient pas se déclarer ennemis contre l'Empire.“ Schon an diesem Tage hätte man, meint Herr v. Buch, in die Vorstädte von Stralsund eindringen sollen und können, was der Churfürst im Kriegsrath wirklich verlangt hatte. Aber, fügt er hinzu, im Interesse gewisser Personen lag die Verlängerung des Krieges, und deshalb verhinderten sie die Ausführung jenes Vorschlages.

Der Churfürst schlief in [illegible], der König in Damgarten.

Am 15. Oktober. Schon fing es an, an Brot, Salz und anderen wichtigen Lebensbedürfnissen zu fehlen. An der churfürstlichen Tafel mußte sogar Kommißbrot gegessen werden.

In diesen Tagen marschirten die Dänen über Tribbeses und Damgarten nach Wismar, zur Belagerung dieser Festung, ab. Der Churfürst wendete sich seinerseits gegen Wolgast. Am 31. Oktober kapitulirte diese Festung. In Folge der eintretenden rauhen Witterung litt der Churfürst wiederum sehr an Gichtschmerzen. Er war so gelähmt, daß er den 7. und 8. November zu Gützkow das Bett zu hüten sich gezwungen sah. Da zugleich Hungersnoth und die gewöhnlich damit verbundenen Krankheiten bei den Truppen einrissen, so ließ der Churfürst Winterquartiere, und zwar in Mecklenburg und den benachbarten pommerschen Distrikten beziehen. Der Churfürst beschloß, nach Berlin zurück zu kehren.

Unterm 24. November, berichtet Herr von Buch, zwei Regimenter Sachsen, welche sich zur Zeit in kaiserlichem Solde befanden, folgten den übrigen Truppen des Kaisers unter dem Befehle des Grafen Kop. Jene beiden Regimenter wirthschafteten aber so arg, sogar auf den Gütern des Churfürsten, daß dieser die Kommandeure, einen Herrn v. Maltzahn aus Schlesien und einen Baron Degenfeld, sich zu verantworten auffordern ließ.

Am 25. November kamen jene beiden Offiziere, um dem Churfürsten ihre Entschuldigungen zu machen, wodurch derselbe jedoch wenig befriedigt zu seyn schien.

An diesem Tage begab sich der Churfürst nach Fürstenberg, zu den Besitzungen des Herzogs von Mecklenburg-Güstrow gehörig. Der Vater des Hrn. v. Buch kam hierher, um dem Churfürsten sein Kompliment zu machen. Der alte Herr v, Buch überreichte einen mehr als 20 Pfund schweren Karpfen dem Churfürsten als Geschenk.

Am 26. ging der Churfürst über Ruppin nach Fehrbellin, und zeigte der Churfürstin noch an demselben Abend das dortige Schlachtfeld.

Am 27. November traf der Churfürst in Berlin ein. Der Churfürst stieg die große Treppe im Schloß allein, und ohne unterstützt zu werden, hinauf. Herr v. Buch hatte das noch nie gesehen, so lange er bei Sr. Durchlaucht im Dienst war *).

Den 29. November reis'te der Churfürst mit dem dänischen Gesandten nach Spandau, um diesem die Festung zu zeigen. Bei der Rückkehr zu Mittag stieg der Churfürst die große Treppe in Berlin wiederum, ohne zu ruhen, hinauf.

Wir begnügen uns, hier aus dem Buchschen Journal nur den letzten Theil des Feldzuges der Schweden in Preußen, welcher zu Anfang des Jahres 1679 beendet war, noch mitzutheilen.

Der Churfürst verlebte den Winter von 1678 bis 1679 in Berlin.

Mit Aufträgen an den in Preußen kommandirenden General-Lieutenant v. Görtzke versehen, verließ Herr v. Buch Berlin am 2. Januar 1679. Er hatte den Befehl, unterwegs überall das Gerücht zu verbreiten, der Churfürst habe keineswegs die Absicht, nach Preußen aufzubrechen, sondern werde noch lange Zeit in Berlin bleiben.

---

*) Ein um so auffallenderes Zeichen der ungewöhnlichen Lebenskraft des Churfürsten Friedrich Wilhelm, da die Gicht ihn, wie wir oben gelesen haben, nur wenige Wochen früher an's Bett fesselte.

Am 8. Januar traf Herr v. Buch über Danzig in Königsberg ein. Noch an diesem Tage erreichte er den General Görtzke in Jungferndorf, der über die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Churfürsten, welche Buch unterwegs überall geheim gehalten hatte, äußerst erfreut war. Görtzke beklagte sich über das Mißliche seiner Stellung, weil er viel schwächer als der Feind sey, und daneben den Einwohnern durchaus nicht überall vertrauen könne. So seyen z. B. Briefe von Königsbergern aufgefangen, welche, an den General Horn *) gerichtet, diesen zu einem Angriffe auf die Stadt aufforderten, und demselben deren schwächste Punkte bezeichneten **).

Am 9. Januar erfuhr der General Görtzke, daß die Schweden auf Friedland und Bartenstein marschirten. Er zog daher seine Truppen nach Koderinen. Die gemachten Gefangenen sagten einstimmig aus, daß die schwedische Armee sich in einem sehr schlechten Zustande befände.

Am 10. Januar sagten Gefangene aus, daß die schwedische Armee nach dem Ermelande zu marschiren und daselbst Winterquartiere zu nehmen beabsichtige.

Herr von Buch reis'te inzwischen wieder zurück, und am 12. Januar traf er den Churfürsten mit seiner Armee bereits in Marienwerder. Es wurde Kriegsrath

---

*) Der schwedische kommandirende General.

**) Man muß sich erinnern, daß Ostpreußen bis zum Jahre 1657 polnische Provinz w[illegible] die preußischen Stände noch in den folgend[illegible]ministrativen Maaßregeln der churfürstli[illegible]artnäckigsten Widerstand entgegensetzten.

gehalten, worauf der Churfürst den Herrn von Buch, mit Befehlen wegen Zusammenziehung der Truppen, sogleich wieder nach Königsberg zurückschickte.

Am 13. Januar traf Herr von Buch in Königsberg ein. Da die Schweden des Churfürsten Anmarsch bereits erfahren hatten, befanden sie sich in vollem Rückmarsch auf Insterburg.

Am 14. Januar fand Herr v. Buch den General-Lieutenant von Görtzke in Tapiau. Dieser hoffte die Schweden noch festzuhalten, wenn der Churfürst schnell genug anrücke. Man hatte den General Carlsohn gefangen, welcher nach Danzig hatte gehen wollen.

An diesem Abende kam Buch nach Königsberg zurück, und traf daselbst mit dem Herzoge v. Croy, dem damaligen Statthalter von Preußen, Verabredung zur Gestellung von Schlitten und Pferden zur schnellen Fortschaffung der brandenburgischen Kanonen und Infanterie.

Die Gefangenen sagten aus, es seyen nur noch 7000 Schweden kampffähig. Sie zogen in starken Märschen auf Insterburg zurück.

Am 15. des Abends traf Buch den Churfürsten in Carben.

Am 16. Januar Nachmittags kam der Churfürst in Königsberg an. Er, so wie die ganze Infanterie, befand sich zu Schlitten. „Ils faisoient (nämlich die Infanteristen) tousjours battre la marche des Dragons.“ Der Churfürst wollte keinen feierlichen Einzug halten, sondern fuhr auf dem Kanal *) in die Stadt, um so früher in's Schloß zu gelangen.

---

*) Der Pregel?

Es ging Nachricht ein, daß die Schweden auf Tilsit marschirten.

Am 17. Januar ließ der Churfürst die Truppen von Königsberg aufbrechen.

Am 18. ging der Churfürst nach Labiau, und erfuhr, daß die Schweden sich über zwei Tage in Insterburg aufgehalten hatten. — Er beschloß, die Churfürstin, welche ihn bis hierher begleitet hatte, in Labiau zurückzulassen.

Am 19. Januar. Der General-Lieut. Görtzke erhielt den Befehl, den Feind mit 5000 Reitern und den Dragonern zu verfolgen und so lange festzuhalten, bis der Churfürst mit dem übrigen Theile der Armee heran seyn würde. Der Oberst von Treffenfeld *) hatte mit 1000 Pferden die Avantgarde des General-Lieutenants Görtzke.

Nach dem Mittagessen verließ der Churfürst Labiau. Er passirte länger als drei Meilen das Eis auf dem kurischen Haff mit Infanterie, Kavallerie und Artillerie; „et mesme l'Infanterie s'y mettoit en bataille, chose, qu'on n'a guerres entendue.“ Wir übernachteten im Dorfe Gilge am Flusse gleichen Namens. Nach Mitternacht kam hier ein Offizier des General-Lieutenants Görtzke an. Er meldete, Görtzke sey nur noch zwei „lieues“ von Tilsit, er folge dem Feinde auf dem Fuße, und dieser sey am nämlichen Abend in Tilsit eingerückt.

---

*) Der Nämliche, welcher 1675 auf dem Schlachtfelde bei Fehrbellin geadelt worden war, und bis dahin den Namen Henning geführt hatte.

Am 20. Januar des Morgens um 5 Uhr brach die brandenburgische Armee auf, marschirte auf der Gilge entlang, und kam mit Tagesanbruch beim Dorfe ...... *) an. Hier wurde die Infanterie geordnet und der Marsch auf der Gilge weiter fortgesetzt. Der General-Lieutenant Görtzke überschickte dem Churfürsten schriftliche, vom Obersten Treffenfeld eingegangene Rapporte, worin dieser sagte: „que leur (der Schweden) Cavallerie étoit logée dans deux villages, nommés Splitter et ...... **), qui n'étoient éloignés de Tilsit, qu'à un quart de lieüe; ferner, daß er den Feind daselbst anfallen würde, wenn er vom General unterstützt zu werden erwarten dürfte. Zu ...... ***) wurde Kriegsrath gehalten und beschlossen, daß der Feind in der nun kommenden Nacht angegriffen werden sollte.

Als die Truppen ankamen, wurden sie in ihre Quartiere vertheilt; der Churfürst nahm das seinige in Kuckerneese. Wir hörten einige Kanonenschüsse, und erfuhren darauf, daß der Oberst Treffenfeld den Feind geschlagen habe. Später kam ein Reiter vom Leibregiment beim Churfürsten an. Er überbrachte eine weiße Dragonerfahne, welche er dem Feinde abgenommen hatte. Er erzählte, der Feind sey bei Annäherung der Brandenburger aus Splitter herausgerückt, und hätte sich mit 9 Fähnlein Kavallerie und 2 Dragoner-Regimentern ganz nahe bei diesem Dorfe aufgestellt. Das geschah unter den Augen der Brandenburger, und der Oberst Treffenfeld warf sich sofort auf die Schweden, obschon der-

*) Der Name fehlt im Original.
**) Auch dieser Name fehlt.
***) Der Name fehlt in der Urschrift.

selbe nur 1000 Pferde bei sich hatte, und der General-Lieut. Görtzke noch eine starke Meile weit zurück war. Der Reiter erzählte weiter, der Oberst Treffenfeld habe dem Oberstlieutenant Maltzahn die Avantgarde gegeben, und dieser wiederum eine kleinere Abtheilung vornehmen lassen.

Der Feind erwartete die Brandenburger „pied ferme; l'ennemy fist la premiere decharge d'un peu loin, mais les nostres luy approchoient de beaucoup plus près, et ayant faits leur premiere decharge, l'ennemy ne bransloit pas, mais à la deuxsieme, il se sauva à toute bride en abandonnant ses Dragons qui estoient descendus, lesquels furent presque tous taillés en pieces *). Unsere Leute hatten 2 Majors (davon einer Löbell hieß), 3 oder 4 Kapitains und 80 Andere gefangen. Das Gros der Schweden kantonnirte in Tilsit und dessen Vorstädten. Es eilte herbei, um die von Splitter zurückfliehenden Truppen zu unterstützen, worauf Treffenfeld sich sofort auf Görtzke zurückzog.

Am Abende traf Treffenfeld selbst im Hauptquartier ein und überbrachte dem Churfürst noch sieben eroberte Dragonerfahnen. Der Churfürst hatte hierüber große Freude; er ernannte Treffenfeld auf der Stelle zum Generalmajor. Dieser äußerte überdieß, die ganze schwedische Armee hätte aus einander gejagt werden können, wäre er recht zeitig von Görtzke unterstützt worden. Der Churfürst befahl Treffenfeld darauf, zu seinen Leuten zurückzukehren, und den Feind unaufhörlich zu drängen, und wo möglich so lange festzuhalten, bis

*) Das ganze Gefecht bestand also, dem Geiste der Kavallerie des 17ten Jahrhunderts gemäß, in Schießen.

Se. Durchlaucht selbst heran seyn würden. „Mais quand il (Treffenfeld) retournoit il trouvoit ses 1000 chevaux desja debandés, et rentres dans le gros, et mesme Görtzke se retiroit de l'ennemy vers nous plus d'une lieue." Der Churfürst war mit dieser Bewegung des General-Lieutenants Görtzke unzufrieden. Der Churfürst beschloß, den Feind am anderen Morgen, wenn er in Tilsit stehen bleiben sollte, daselbst anzugreifen. Aber die Schweden verließen diese Stadt um 5 Uhr Abends.

Am 21. Januar wurde der Feind von Görtzke und Treffenfeld auf dem geraden Wege verfolgt. Der Churfürst überschritt dagegen mit den Truppen, welche er bei sich hatte, die Eisdecke des Ruß und der Memel *), und marschirte auf Haidekrug, in der Voraussetzung, die Schweden würden gleichfalls die Richtung dahin nehmen. Aber der Feind zog sich mehr rechts. Görtzke holte sie noch ein, tödtete ihnen auf dem Platze 1000 Mann, und machte 300 Gefangene. Dennoch kehrte er wieder zurück, während, hätte er fortgefahren, ihn zu drängen, er sicherlich nicht entkommen wäre. Görtzke ließ die Schweden nur durch Treffenfeld beobachten. Sie machten überdieß in dem von ihnen besetzten Dorfe einen Verhau, so daß sie auf der Stelle nicht angegriffen werden konnten.

Am 22. Januar machte der Churfürst die größten, aber vergebliche Anstrengungen, die Schweden einzuholen. Es war sehr kalt, und Wege und Wetter scheußlich. Der Churfürst selbst und die Infanterie setzten den Marsch

*) Man sieht, daß Herr v. Buch hier im Namen geirrt hat. Vermuthlich wollte er anstatt Memel einen der kleinern Flüsse zwischen dem Ruß und Haidekrug nennen.

auf Schlitten fort. Der Churfürst rückte in Schamaitten ein, passirte den Flecken Gardummen, und übernachtete im Dorfe Lasdonehme. Er hatte nur wenige Kavallerie bei sich, welche bei der heftigsten Kälte biwakiren mußte, weil im Dorfe kein Unterkommen für sie zu finden war. Die übrigen Truppen hatten dem Hauptquartier nicht folgen können. Die Schweden kampirten diese Nacht bei Woinoten.

Am 23. Januar. Die sehr rauhe Witterung und Mangel an Lebensmitteln bestimmten den Churfürsten, die Verfolgung der Schweden aufzugeben, da, wenn er sie fortgesetzt hätte, er deren Auflösung befürchten mußte. Denn schon seit zwei Tagen war kein Brot noch Futter für die Pferde aufzutreiben. Der Churfürst ließ seine Truppen nach Preußen zurückgehen; er verlegte sein Hauptquartier nach Kukerneese.

Nur der General Treffenfeld verfolgte an diesem Tage noch die Schweden mit einiger Kavallerie, und nahm ihnen sogar eine Fahne ab.

VI.

Einige Notizen über das Sprengen.

Aus United service Journal 1831.

In Schottland werden jetzt die Bohrlöcher allgemein mit Sand gefüllt. Bei Gelegenheit des Aussprengens einer neuen Straße nach Edinburgh, wo man über 100,000 Kubikellen Stein sprengte und für 1000 Liv. St. Pulver verbrauchte, bediente man sich nur dieser Methode, und zwar kamen Bohrlöcher vor von 3 bis 8′ Tiefe und von Durchmesser zu 1 bis $2\frac{1}{2}$″. Ist das Loch senkrecht oder unter 45° geneigt, so setzt man in den Sand einen Strohhalm mit Pulver, ist es aber mehr geneigt oder horizontal, so muß man eine Kupferröhre anwenden, weil hier das Stroh zusammengedrückt werden würde. Der Sand muß sehr trocken seyn. Ueber den Strohhalm streut man Mehlpulver, bedeckt dieses dick mit trockenem Sande und steckt in den dadurch gebildeten Haufen ein Stück Zündlicht, welches bis auf das Pulver reicht. In Gibraltar *) bedient man sich der

*) So wie in Schweden.

der Methode, sehr tiefe Löcher zu bohren, und mehrmals mit nicht starker Ladung zu beschießen, die ersten Ladungen erzeugen Risse, in welche sich das Pulver der nachfolgenden, immer stärker werdenden einsetzt, wodurch die Wirkung sehr bedeutend wird.

Sprengen der Brücke von Hay; sie war von hartem Stein, die Pfeiler 30′ lang in der Stromrichtung und 22′ dick über der Plinte. Zwölf Mineure nebst den nöthigen Arbeitern waren 15 Tage beschäftigt, in jeden Pfeiler 4 Minen zu legen, sie schlugen 3 Gallerien 11′ tief in dieselben, legten an die mittelste zwei, an die äußersten eine Kammer; die mittelsten lagen 8′ und die Eckkammern von diesen 5′. Die Gallerien lagen 5′ über dem Wasserspiegel. Die beiden mittelsten Kammern wurden jede mit 400, die äußersten mit 500 Pfund Pulver geladen. Die Zündung führte man von beiden Pfeilern an scharf gespannten Tauen nach einem Loch, das mitten auf der Brücke im Schlußstein gebohrt wurde. Drei Bogen fielen ein.

Die spanischen Brücken, mit denen man es im letzten Kriege zu thun hatte, sind von Stein, die Bogen im Halbkreis 20—40′ weit, von einem Stein 18—24″ dick. Man sprengte immer nur einen Bogen, wenn es anging, den weitgespanntesten. Bei Brücken von Einem Bogen legte man die Minenkammer dicht neben die Widerlager des Gewölbes, die Gallerie begann man 5′ von demselben in der Seitenwand, ging bis mitten unter die Brücke und wandte sich dann nach den Gewölbsteinen. Diese Methode bedarf Zeit, ist aber sehr vortheilhaft, weil sie die Passage nicht stört, das Laden gefahrlos ist, und man beliebig lange geladen halten kann.

Die schnellste Methode bleibt, von oben mitten in einen Pfeiler hinein einen Brunnen abzuteufen, doch sehe man ja darauf, daß nicht durch den Brunnen die kürzeste Widerstandslinie gehe. Nach 5 bis 6 Stunden kann man fertig seyn; 45 Pfund Pulver reichen aus. Man muß, um die Passage möglichst zu erhalten, mit dem Brunnen zur Seite hinab, und dann erst mit der Kammer unten nach der Mitte gehen.

Muß man noch schneller verfahren, so daß man nicht durch die Tiefe des Brunnens den nöthigen Widerstand erreicht, so legt man sie auf den Schlußstein eines Bogens, und über das Pulver packt man dann alte Steine u. s. w., die heranzuschaffen sind. Eine Brücke bei Dueñas, die massiv gebaut war, sollte sehr rasch gesprengt werden. Man ging 2½′ tief, ladete 250 Pfund Pulver, und schüttete einen so hohen Erdberg darüber, als die Passage zuließ. Es sprangen 15′ aus dem Bogen; die Franzosen glauben, daß 100 Pfund Pulver oben über den Schlußstein, ohne weitere Verdämmung, gelegt, den Bogen sprengen.

Da man nie sicher weiß, wie viel Zeit man haben wird, so fange man immer den Brunnen in dem Pfeiler mit dem über dem Schlußsteine zugleich an, kann man den erstern beenden, desto besser.

Man nehme, wo möglich, nur einen Pfeiler zum Sprengen, das Theilen des Pulvers bleibt immer unsicher. Man spare auch dabei das Pulver nicht; um das Pulver lasse man etwas leeren Raum.

In Frankreich wurde 1814 die Vorschrift gegeben, bei Steinbrücken eine kreuzförmige Oeffnung über dem Schlußstein bis auf diesen hinab zu machen, mit 150 Pfund Pulver zu laden (wenn das Gewölbe 3′ dick),

dies mit Bohlen, und diese mit Erde und Steinen zu decken. Ist das Gewölbe 4′ stark, so muß man 350 Pfd. Pulver anwenden.

Um eine hölzerne Brücke zu sprengen, reichen 250 Pfund Pulver aus, die man unter die Decke hängt.

In dem British Indian Military Repository 1827 Calcutta werden die Sprengversuche, die man in Dum-Dum angestellt, mitgetheilt. Man hing eine Petarde an ein Thor, die mit 11 Pfund Pulver geladen war; das Thor wurde zertrümmert, obwohl es aus dreifachen Bohlenlagen gebildet und 6″ im Holze stark war; das Thor stand nach der Explosion ¾ offen. Ein Sack mit 50 Pfund Pulver, an ein gleiches Thor angehängt und entzündet, erschütterte es nicht, ein Sack mit 80 Pfund zerstörte es aber eben so wie die Petarde.

1672.

Vauban führt alle wichtige Belagerungen unter den Augen des Königs *).

Orsoy	10	Tage	offener	Tranſchee.	
Rhinberg	—	ſ	ſ	ſ	
Nimmwegen	5	ſ	ſ	ſ	
Doesburg	6	ſ	ſ	ſ	
Zütphen	4	ſ	ſ	ſ	
Mastricht	13	ſ	ſ	ſ	1673 1ſte Parallelen-Anwendung.
Trier	8	ſ	ſ	ſ	
Besançon Stadt.	8	ſ	ſ	ſ	
Citadelle v. B.	10	ſ	ſ	ſ	
Dole	8	ſ	ſ	ſ	
Oudenarde, Vertheidigung Vauban's am Platze.					
Dinant mit Schloß	6	Tage	offene	Tranſchee.	
Hui	4	ſ	ſ	ſ	
Limburg	6	ſ	ſ	ſ	
Condé	5	ſ	ſ	ſ	
Bouchain	6	ſ	ſ	ſ	
Aix	8	ſ	ſ	ſ	
Valenciennes	8	ſ	ſ	ſ	Beſſere # als vor Maſtricht.
Cambrai Stadt.	8	ſ	ſ	ſ	
Citadelle	10	ſ	ſ	ſ	
St. Guislain	6	ſ	ſ	ſ	
Gent	6	ſ	ſ	ſ	
Ypres	7	ſ	ſ	ſ	

*) Der Chevalier v. Clerville iſt nicht mehr Ober-Direkteur der Belagerungen, welche Vauban, Mesgrigny, Deshouillères u. A. führten.

1683.

Courtrai	3	Tg.	off.	Transchee.	
Dixmund	1	„	„	„	
Luxemburg	25	„	„	„	Transchee-Kavaliere.

1688.

Philippsburg	20	Tg.	off.	Transchee.	Vers. m. 1 Rikoschettbatterie.
Manheim	3	„	„	„	2 Vers. mit 1 Rikoschettbatterie.
Laukenthal	3	„	„	„	
Mons	15	„	„	„	
Namur Stadt.	8	„	„	„	
Citadelle	20	„	„	„	
Charleroy	26	„	„	„	
Ath 1697.	13	„	Rikoschett wirklich angewendet; schwache Besatzung; Seck mit 3840 Mann.		

Die Parallelen wurden hier zum ersten Mal ordentlich gebraucht *).

1701.

Vauban, Feldmarschall.

Brissac	14	Tg.	off.	Transchee.

---

*) Vauban sagt in seinem Manuskript über Angriff für den Duc de Bourgogne.

Je pourrois même dire que depuis le siége de Mastricht, qui est la première fois que je m'en suis servi (des paralleles) elles n'ont été bien régulièrement observées qu'au siége d'Ath, encore y a-t-il eu quelque chose à dire.

Inhalt des sechs und zwanzigsten Bandes.

Siebentes Heft.

Seite

I. Beiträge zur Geschichte der Feldzüge in Deutschland, Rußland und Frankreich von 1796 bis 1815. Von F. v. Strantz, Königl. Major. (Fortsetzung.) . . . 1

II. Biographische Notizen über Johann Skrzynecki, Generalissimus der Polen bei Wielkie-Debie und Ostrolenka. 32

III. Bemerkungen zu einem Aufsatz in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Jahrgang 1832. — Erstes Heft. — Seite 1—52, betitelt: „Beleuchtung der Frage, ob bei der Kriegs-Organisation der Feld-Artillerie Kanonen und Haubitzen in einer Batterie zusammengestellt werden müssen, oder ob man nur Kanonen oder nur Haubitzen zu einer Batterie zu vereinigen habe.“ 45

IV. Reise von Berlin nach Christiania. Vom Herrn Hauptmann von Versen. (Fortsetzung.) 67

Achtes Heft.

I. Die Schützengilden. Eine Betrachtung über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von L. M. Fouqué. 111

II. Bruchstücke aus einer ungedruckten Uebersetzung des Machiavel. 144

Seite

III. Nachrichten über das Tagebuch des Hrn. von Buch über die Feldzüge von 1674 bis 1679, nebst Auszügen aus demselben. Mitgetheilt von H. v. Gansauge. 163

IV. Beiträge zur Geschichte der Feldzüge in Deutschland, Rußland und Frankreich von 1806 bis 1815. Von F. v. Strantz, Königl. Major. (Fortsetzung.) . . . 173

V. Miszellen. 203

Neuntes Heft.

I. Ueber den Rittersinn in einem Heere gegenwärtiger Zeit. Von L. M. Fouqué. 205

II. Soliman Bey. 221

III. Verzeichniß der neuerdings in Schweden und Norwegen festgestellten Geschützgattungen und Kaliber. . . 232

IV. Die schwedischen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser im Jahre 1831. 137

V. Nachrichten über das Tagebuch des Herrn von Buch über die Feldzüge von 1674 bis 1679, nebst Auszügen aus demselben. Mitgetheilt von H. v. Gansauge. (Fortsetzung.) 257

VI. Einige Notizen über das Sprengen. 280

VII. Miszellen. 284

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.


Stanford University Libraries
3 6105 013 184 648

